Heft 12 Dezember 2002 € 4,80

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

A € 5,75 · L € 5,75 · CH sfr. 9,50

EBERMANN: ATTACKIERT ATTAC!

IRAK
FALSCHE GRÜNDE FÜR DEN FRIEDEN?

GLOBAL BRUTAL
MULLAHS GEGEN MOSKAU

PFLICHTLEKTÜRE
AMÉRY

12
4 191202 704806

THE WORKING CLASS CAN KISS MY ASS

DER SOZIALE REFORMATOR

in konkret Dezember 2002

hier konkret von Felipe Turover, Jürgen Elsässer
»Gerechtigkeit ist eine Frau«, sagte UN-Generalsekretär Kofi Annan über Carla del Ponte, zur Zeit Chefanklägerin im Haager Prozeß gegen Slobodan Milosevic. Ganz andere Erfahrungen mit der Schweizer Juristin hat Felipe Turover gemacht. Der 37jährige stammt aus einer republikanischen spanischen Familie, seine Eltern flohen mit ihm vor Franco in die Sowjetunion. Nach dem Tod des Diktators kam Turover wieder in sein Geburtsland zurück, um dann bereits Ende der achtziger Jahre wieder als Finanzmann in Moskau an den ökonomischen Wohltaten der Perestroika zu partizipieren. Er arbeitete von 1992 bis 1999 für die Jelzin-Regierung im Schuldenmanagement mit westlichen Gläubigerbanken

von Konkret

an Konkret

Kapital. National. Asozial. von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Attackiert Attac! von Thomas Ebermann
Sie treffen den Nerv der Zeit – Anmerkungen zur populärsten linken Bewegung der letzten zehn Jahre

Stars and Stripes über Bagdad? von Max Böhnel
Unter den US-Eliten gibt es unterschiedliche Vorstellungen über ein Nachkriegsregime im Irak – aber keine grundsätzliche Opposition zum Angriff

Pipelines und Teddybären von Thomas Immanuel Steinberg
Öl? Innenpolitik? Hegemonieansprüche? – Worum geht es den USA bei den Kriegen im Nahen Osten und in Mittelasien?

Die neuen Kriege von Thomas Immanuel Steinberg

Kein Platz für Juden von Thomas von der Osten-Sacken
In Reaktion auf den US-geführten »Krieg gegen den Terror« breitet sich in Deutsch-Europa erneut ein aggressiver Antisemitismus aus

»Asylrechtlich ausreichend« von Thomas Uwer
Im Laufe dieses Jahres ist die Anerkennungsquote irakischer Asylbewerber in Deutschland dramatisch gesunken

Primat der Innenpolitik von Georg Fülberth
Auf ihren stabilen Klassenverhältnissen beruht die internationale Vormachtstellung der USA ebenso wie auf ihrer militärischen Macht

Ausweitung der Kampfzone von Ralf Schröder
Deutsche Medien in der Etappe des tschetschenischen Volkskriegs: Die Moskauer Geiselnahme war Notwehr und von den Russen provoziert

Links & Rights von Jenna L. Brinning

Sniper's Paradise von Gert Ockert
Über die Killer von Washington und ihre offiziellen Vorbilder

Tarzan Keynes von Georg Fülberth

Der Wirtschaftsnobelpreisträger Joseph Stiglitz kritisiert die Politik des Internationalen Währungsfonds

Wenn Frau Limbach erzählt von Jürgen Elsässer, Armin Fiand
Wie die ehemalige Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts ihre Rolle im Honecker-Prozeß schönt. Interview mit dem Hamburger Anwalt Armin Fiand

Kunst & Gewerbe von Holm Friebe
Hase und Igel

Kunst & Gewerbe von Gerhard Henschel
Proaktive Esoterik

Kunst & Gewerbe von Michael Rudolf
Konkrete Poesie

Hirngespinste von Oliver Tolmein
Kulturkolumne

Gegen sich denken von Irene Heidelberger-Leonard, Ralf Piorr, Jens Hoffmann
KONKRET-Gespräch mit der Herausgeberin der Jean- Améry-Gesamtausgabe, Irene Heidelberger-Leonard, über das Werk Amérys und seine Rezeption in Deutschland

Buch & Deckel von Jens Friebe
Feridun Zaimoglu: German Amok. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2002, 256 Seiten, 18,90 Euro

Buch & Deckel von Jürgen Roth
Harry Rowohlt: In Schlucken-zwei-Spechte. Edition Tiamat, Berlin 2002, 224 Seiten, 17 Euro

Buch & Deckel von Jan Süselbeck
Hans-Gerd Winter (Hg.): »Uns selbst mußten wir mißtrauen.« Die »junge Generation« in der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur. Dölling und Galitz, Hamburg 2002, 352 Seiten, 24,20 Euro

Buch des Monats von Fritz Tietz
Guillaume Paoli (Hg.): Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche. Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere der Glücklichen Arbeitslosen. Edition Tiamat, Berlin 2002, 160 Seiten, 14 Euro

Volkstreues Lesefutter von Magnus Klaue
Der Bericht der Bertelsmann-Historikerkommission zeichnet das Erfolgsrezept des Verlags im »Dritten Reich« nach: Schützenhilfe für die Front, Herzenswärme für die Heimat

Schnappende Busen von Jürgen Roth
Michael Jürgs hat Günter Grass eine Biographie hinten reingeschrieben

Die modrigen Pilze des Lord Chandos von Ulrich Holbein
Des jungen Hofmannsthal spirituelle Contemplatio, inclusive süperbe Skrupel – hundert Jahre danach

Der Liebling des Volkes von Peter Köhler
In Dieter Bohlens Bestseller feiert sich der deutsche Spießer

FilmTheater von Marit Hofmann
19, Dämonisch

FilmTheater von Michael Klarmann

Ignacio Ramonet: Liebesgrüße aus Hollywood. Rotpunkt, Zürich 2002, 242 Seiten, 19 Euro

Film des Monats von Jan Pehrke
11’09’’01 – September 11

Blast to Freeze von Martin Büsser
Eine Ausstellung im Kunstmuseum Wolfsburg gibt einen Überblick über die britische Kunst des 20. Jahrhunderts

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Sphären der Gewalt von Ludwig Seyfarth
Manchmal sieht man nur noch Gespenster. Über den Maler Daniel Richter

Melodie & Rhythmus von Thomas Behlert
Div.: In meinem wilden Herzen. BMG Classics

Melodie & Rhythmus von Martin Büsser
Heiner Goebbels / Ensemble Modern / Josef Bierbichler: Eislermaterial. ECM

Melodie & Rhythmus von Michael Sailer
Einstürzende Neubauten: Zeichnungen des Patienten O. T.; – Mensch; Fünf auf der nach oben offenen Richterskala; Haus der Lüge; 9-15-2000, Brussels. Potomak/Indigo

Platte des Monats von Klaus Smit
Godspeed You! Black Emperor: Yanqui U.X.O. Constellation/Efa

KEIN SCHÖNER LAND - Das Bild hinter Spax von Georg Seeßlen
Auf der Suche nach der Kunst im Baumarkt

Und Augstein hatte doch recht von Hermann L. Gremliza
Kein Nachruf, nur ein Blick zurück in Gelassenheit auf eine Affäre des »Spiegel« und seines Herausgebers aus dem Jahr 1971, an deren Ende die Entlassung eines Dutzends Redakteure, unter ihnen der Autor, stand

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 12/02, S. 3

Felipe Turover, Jürgen Elsässer

hier konkret

»Gerechtigkeit ist eine Frau«, sagte UN-Generalsekretär Kofi Annan über Carla del Ponte, zur Zeit Chefanklägerin im Haager Prozeß gegen Slobodan Milosevic. Ganz andere Erfahrungen mit der Schweizer Juristin hat Felipe Turover gemacht. Der 37jährige stammt aus einer republikanischen spanischen Familie, seine Eltern flohen mit ihm vor Franco in die Sowjetunion. Nach dem Tod des Diktators kam Turover wieder in sein Geburtsland zurück, um dann bereits Ende der achtziger Jahre wieder als Finanzmann in Moskau an den ökonomischen Wohltaten der Perestroika zu partizipieren. Er arbeitete von 1992 bis 1999 für die Jelzin-Regierung im Schuldenmanagement mit westlichen Gläubigerbanken

konkret: Sie sind der Hauptbelastungszeuge in der Affäre Mabetex, die auch als »Russia-Gate« bekannt wurde. Um was handelt es sich dabei, und was hat Carla del Ponte damit zu tun?

Turover: Mabetex ist eine Baufirma mit Sitz in Lugano in der italienischen Schweiz. Sie gehört dem Kosovoalbaner Beghijet Pacolli, der mittlerweile einen Schweizer Paß hat. Pacolli und sein Geschäftspartner Viktor Stolpowskich bekamen in den neunziger Jahren Aufträge aus dem Kreml in Höhe von umgerechnet zwei Milliarden Euro, es ging angeblich um Bau- und Sanierungsarbeiten im Regierungs- und Präsidentenkomplex. Nachgewiesenermaßen sind in diesem Zusammenhang Milliardenbeträge außerhalb Rußlands verschwunden, im Gegenzug wurden Schmiergelder in Millionenhöhe nach Moskau gezahlt. Pacolli hat für Kreditkarten Jelzins und der beiden Jelzin-Töchter gebürgt, das hat die Banca del Gottardo, die die Karten ausgegeben hat, bestätigt.

Carla del Ponte, damals Schweizer Bundesanwältin, hat mich im Verlaufe des Jahres 1997 kontaktiert und mich aufgefordert, als Zeuge in der Sache zur Verfügung zu stehen. Später hat sie den ermittelnden russischen Generalstaatsanwalt Jurji Skuratow in die Schweiz eingeladen und mich mit ihm bekannt gemacht. Sie galt damals schon als große Kämpferin für Gerechtigkeit, deswegen bin ich ihrem Wunsch gefolgt. Das war ein beinahe tödlicher Fehler.

konkret: Warum?

Turover: Ich war auf Ehrlichkeit angewiesen und habe del Ponte von Anfang an darauf hingewiesen, daß mich meine Aussage in Lebensgefahr bringt. Schließlich arbeitete ich damals noch als Berater für die russische Staatsspitze – also genau für die Leute, die ich mit diesen Dokumenten schwer belastete. Was aber machte Frau del Ponte? Sie gab meinen vollen Namen und meine Funktion an die Presse. Das ist so, als hätte ich von Medellin aus Informationen über den Escobar-Clan an die US-Drogenpolizei geliefert und müßte dann, während ich noch in der Höhle des Löwen bin, meinen Namen als Kronzeuge gegen Escobar in der »New York Times« lesen. In meinem Fall war es nicht Medellin, sondern Moskau, und die Zeitung war der »Corriere della Sera«, aber die Wirkung war dieselbe: Ich war aufgeflogen, und nur durch überstürzte Flucht aus Moskau konnte ich mein Leben retten. Seither, seit mittlerweile drei Jahren, lebe ich undercover. Dafür bedanke ich mich bei Carla del Ponte. Sie hat den Killern den Weg zu mir gewiesen.

konkret: Ist das nicht reichlich übertrieben? Was kann eine Schweizer Bundesanwältin für einen Artikel in einer italienischen Tageszeitung?

Turover: Die beiden Journalisten vom »Corriere« haben alle Informationen von del Ponte bekomme, inklusive meiner Mobilfonnummer. Sie selbst sagten es mir, weil sie wissen, daß ich in Lebensgefahr bin.

konkret: Del Ponte hat das dementiert.

Turover: Dann sagt sie die Unwahrheit. Das habe ich übrigens schon oft gesagt, und nie hat sie mich wegen übler Nachrede verklagt. Der Grund ist ganz einfach: Sie hat keine Beweise, aber ich.

konkret: Mabetex-Chef Pacolli ist ja nicht nur ein Baulöwe, sondern soll auch gute Verbindungen zu den kosovoalbanischen UCK-Terroristen haben.

Turover: Das ist richtig. Zu seiner Firmengruppe gehörte, nach seinen eigenen Angaben, mindestens bis zum Jahr 2000, die kosovoalbanische Tageszeitung »Bota Sot«, die selbst von der OSZE wegen rassistischer Artikel verurteilt wurde. Sie hetzte vor allem gegen Serben, gegen mich als Juden, auch antisemitisch.

konkret: Sollten kosovoalbanische Bestechungsgelder an den Jelzin-Clan gezahlt worden sein, könnte das das Verhalten des russischen Präsidenten im Frühjahr 1999 erklären. Als die Nato den Krieg gegen Jugoslawien vorbereitete, rührte er keinen Finger zum Schutz des angeblichen Brudervolks der Serben. Bei der Konferenz in Rambouillet etwa, als die Natostaaten extrem einseitig zugunsten der Albaner agierten, protestierte Moskau nicht, obwohl seine Diplomaten mit am Verhandlungstisch saßen. Kauften die Kosovoalbaner Jelzins Stillhalten?

Turover: Das ist eine mögliche Erklärung. Es handelt sich bei diesen Geschichten um eine Symbiose aus Politik, Plünderung und Geldwäsche im großen Stil.

konkret: Und del Ponte?

Turover: Alle Ermittlungsverfahren in der Schweiz zur Mabetex-Affäre wurden politisch von höchster Stelle niedergeschlagen. Mehr noch: Die Unterlagen, die del Ponte von ihrem russischen Amtskollegen Skuratow bekommen hatte, sind auf wundersame Weise bei Pacolli gelandet. Der hat seine Moskauer Freunde Jelzin und Borodin benachrichtigt, und in der Folge wurde Skuratow, ein ehrlicher und kompetenter Jurist, kaltgestellt – trotz dreier praktisch einstimmiger Entschließungen des russischen Senats zu seinen Gunsten. Das Ende von Skuratow war auch das Ende der Moskauer Mabetex-Ermittlung – das letzte Verfahren wurde im Dezember 2000 eingestellt.

konkret: Handelte del Ponte als Schutzpatronin der albanischen Mafia oder des Jelzin-Clans?

Turover: Weder noch. Sie handelt nur in ihrem eigenen Interesse. Politische Ziele sind ihr völlig egal. Nehmen Sie etwa den Zeitpunkt, als sie mit ihren Erkenntnissen zu Mabetex inklusive meines Namens an die Öffentlichkeit ging, Ende August 1999. Das war ja nicht nur ein Schlag gegen mich, sondern auch gegen Jelzin. Zwar hat sie später nicht weiterermittelt, aber in diesem Augenblick haben ihre Enthüllungen Jelzin schwer geschadet.

Vorausgegangen war, im Sommer 1999, der spektakuläre Coup russischer Eliteeinheiten im Kosovo: Nach dem Waffenstillstand hatten sie den Flughafen von Pristina besetzt, die Nato kam zu spät. Fast wäre es deswegen zum dritten Weltkrieg gekommen, wie der britische Kfor-Chef Michael Jackson damals sagte. Moskau pokerte hoch, wollte eine eigene Besatzungszone im Kosovo, um die Serben zu schützen. In dieser Situation mußte Jelzin desavouiert werden. Die damalige US-Außenministerin Madeleine Albright trifft sich also im Juli 1999 auf dem Londoner Flughafen Heathrow mit del Ponte und macht ihr das wahrscheinlich klar. Im August geht dann del Ponte über den »Corriere della Sera« mit ihren Enthüllungen gegen Jelzin an die Öffentlichkeit, und Mitte September legt Albright in einem Statement auf CNN zur russischen Regierungskorruption nach. Jelzin muß in dieser Situation ein Amtsenthebungsverfahren und Strafverfolgung befürchten. Entlastung bringen ihm Ende September zwei Bombenanschläge in Moskau, angeblich begangen von tschetschenischen Terroristen. Russische Truppen marschieren in Tschetschenien ein, damit wird das öffentliche Interesse von Russia-Gate abgelenkt.

konkret: Agierte del Ponte in dieser Situation als Befehlsempfängerin Washingtons?

Turover: Sie ist genausowenig proamerikanisch wie proalbanisch. Sie handelt im Schweizer Interesse, d. h. im Interesse der Mafiapolitik in der Schweiz.

konkret: Das müssen Sie näher erklären.

Turover: Die Schweiz und die Schweizer Banken leben hauptsächlich von der Geldwäsche. Alle Diktatoren und alle großen Kriminellen dieser Welt deponieren ihr schmutziges Geld hierzulande; vor allem der Kanton Tessin eignet sich hervorragend, man bringt die Millionen einfach im Koffer oder im Handschuhfach von Italien über die Grenze. Alle Politiker im Tessin wissen davon, alle profitieren davon. Und del Ponte als Staatsanwältin des Kantons hat diese Praktiken geschützt, schon vor der Mabetex-Affäre Ende der neunziger Jahre. Nehmen Sie etwa den Fall einer Aktiengesellschaft in Chiasso, gegen die wegen Geldwäsche für die italienische Mafia ermittelt wurde – die Ermittlungen wurden von ihr eingestellt.

In erster Linie ist del Ponte aber pro del Ponte. Für ihre Karriere würde sie alles tun, sogar George W. Bush anklagen. Als Juristin ist sie im übrigen eine Null. Können Sie sich vorstellen, daß sie nach meiner Kenntnis in ihrer bisherigen Laufbahn keine einzige Anklage gewonnen hat? Ihr einziges Talent liegt in der Selbstdarstellung, in der Selbstvermarktung.

konkret: Ihr Agreement mit Albright hat sich jedenfalls rentiert. Wenig später wurde sie Chefanklägerin in Den Haag – auf Vorschlag Washingtons. Die Zürcher »Weltwoche« wunderte sich: »Warum die Amerikaner sie als Nachfolgerin der unbequemen und vorzeitig abservierten Louise Arbour haben wollten, bleibt ein Rätsel. Denn sie haben nie einen Hehl daraus gemacht, daß sie den Gerichtshof für einen nutzlosen Schwulst halten.«

Turover: Del Ponte und die Schweizer Regierung halfen Albright, und dafür wurde sie – die Amerikaner sind ehrliche Leute, sie zahlen für ihre Aufträge – mit dem Posten in Den Haag belohnt. Auch dort verkauft del Ponte sich glänzend. Dabei ist der Prozeß eine einzige Katastrophe. Sie hat überhaupt nichts in der Hand gegen Milosevic, de jure müßte er sofort freigelassen werden. So kann sich Milosevic, der selbst nur ein Bandit und Betrüger ist, als unschuldig Verfolgter darstellen, und der serbische Nationalismus ist im Aufschwung, wie sich bei den letzten Wahlen zeigte.

Weiß man in Den Haag wirklich nicht, daß die Schweizer Bundesregierung einen Sonderermittler in der Affäre del Ponte eingesetzt hat? Wie kann eine Frau Chefanklägerin des UN-Kriegsverbrechertribunals bleiben, die selbst Gegenstand höchstrichterlicher Untersuchungen wegen schwerer Verbrechen ist?

konkret: Sie haben im März 2001 Anzeige gegen Carla del Ponte und Unbekannt erstattet, u. a. wegen Gefährdung Ihres Lebens und Mordversuch (tentato assassinio) im Zusammenhang mit Russia-Gate. Aber der Schweizer Bundesanwalt Valentin Roschacher hat die Anzeige gegen seine Amtsvorgängerin abgewiesen. Wie können Sie also sagen, es sei eine Sonderermittlung gegen del Ponte im Gange?

Turover: Roschacher hat del Ponte geschützt, und deshalb habe ich ihn wegen Begünstigung zu ihren Gunsten verklagt, und diese Klage ist nicht nur angenommen worden, sondern es wurde im Mai 2002 sogar ein Sonderermittler vom Schweizer Bundesrat eingesetzt, Arthur Hublard, der ehemalige Generalstaatsanwalt des Kantons Jura. Der untersucht meine Anklagen gegen Roschacher – aber damit ist auch die Causa del Ponte endlich auf dem Tisch. Überdies habe ich gegen die Schweiz eine Klage vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strasbourg angestrengt.

konkret: Gegen die Schweiz – nicht gegen del Ponte?

Turover: In Strasbourg kann man nicht gegen Privatpersonen klagen. Aber in der Substanz richtet sich die Anklage vor allem gegen del Ponte, weil sie als Bundesanwältin der Schweiz mein Leben in Gefahr gebracht hat. Es ist ein Unding, daß sie weiter in Den Haag amtiert, solange zwei solche Verfahren anhängig sind.

konkret: Sie leben verdeckt im Untergrund und wechseln ständig den Aufenthaltsort. Wie lange werden Sie das durchhalten?

Turover: Ich muß, wegen del Ponte, sonst bin ich ein toter Mann. Natürlich habe ich mich abgesichert, indem ich sicherstellte, daß im Falle meines Ablebens noch brisantere Informationen öffentlich werden als bisher schon. Aber eine beruhigende Sicherheit gibt mir das nicht. Bisher wurden jedenfalls schon mindestens fünf Belastungszeugen in der Affäre Mabetex aus dem Weg geräumt. Das letzte Opfer war die persönliche Sekretarin von Pacolli, eine 32jährige Frau, Tod im Badezimmer, angeblich ein Blutgerinnsel. Es gab nie eine Autopsie der Leiche, sie wurde am nächsten Tag verbrannt.

Interview: Jürgen Elsässer

Konkret 12/02, S. 4

von Konkret

Wie man eine Strecke verbläst – aus den Nachrufen des »Spiegel« auf seinen Herausgeber (Nr. 46/02), in der Reihenfolge ihres Auftretens:

Rudolf Augstein war der »Spiegel«, der »Spiegel« war Rudolf Augstein – und so bleibt es (Stefan Aust). *Er litt unter der Vergeblichkeit, aber ihn beflügelte der Versuch* (Jürgen Leinemann). *Man spürte, wie gern er sich an Metternich gemessen hätte, wegen (dessen) Kraft zu Form und Staaten bildender Gestaltung* (Wolfram Bickerich). *Ein Malraux, ein de Gaulle, ein Mitterrand wäre er selbst gern gewesen* (Dieter Wild). *Er war ein Patriot* (Johannes Rau). *Rudolf Augstein war ein Querdenker im positiven Sinn* (Rita Süssmuth). *Er hat dieses Land in einem ganz immateriellen Sinne reicher gemacht* (Hans-Dietrich Genscher). *Er war so leicht, als bestünde er aus lauter Gedanken* (Martin Walser). *Vielleicht geht man jetzt mit den letzten Alten etwas pfleglicher um* (Günter Grass). *Mir wird er fehlen* (Gerhard Schröder). *Er war kein Nachkomme von Nathan dem Weisen* (Alfred Grosser). *Augstein und mein Vater (Franz Josef Strauß) wurden als junge Männer gezwungen, in den Rußland-Feldzug zu ziehen. Kurz vor dem Tod meines Vaters hatten Rudolf Augstein und er einen »Kamerad-weißt-du-noch-Abend« vereinbart* (Monika Hohlmeier). *Offenbar hat Augstein sich während der Untersuchungshaft zwischen Oktober 1962 und Februar 1963 intensiv mit der Bibel beschäftigt* (Kardinal Karl Lehmann). *Von Anfang an verband Rudolf und mich aufrichtige herzliche Freundschaft* (Michail Gorbatschow). *Die Welt ist ärmer geworden* (Walentin Falin). *Wir beide wurden verhaftet, bei ihm gab es Durchsuchungen, bei uns Bomben* (Uri Avnery). *Er hatte eine seltene Fähigkeit, die andere Seite der Dinge zu sehen* (Joachim Fest). *Augstein und sein Magazin haben mich ein Leben lang begleitet und, ja, gewiß auch politisch geprägt* (Joschka Fischer). *Augstein hat mit seinem Blatt die Zivilgesellschaft vorangebracht* (Klaus von Dohnanyi). *Rudolf Augstein zählt zu den Menschen, deren Licht, erloschenen Sternen gleich, noch lange durch das Dunkel strahlt* (Theo Sommer). *Er erschien mir oft in meinen Träumen und wird das wohl auch weiter tun* (Erich Böhme). *In gewisser Weise ist Augsteins »Spiegel« das Nationalepos des modernen Deutschland* (Frank Schirrmacher). *Wetten, daß wieder mal niemand seine Grübchen erwähnt?* (Alice Schwarzer). *Jedem alten Menschen, der davongeht, folgt alsbald ein jüngerer* (Helmut Schmidt). *Das Schreiben gehörte nicht zu den starken Seiten seines außerordentlichen Talents* (Marcel Reich-Ranicki). *Für Rudolf Augstein war »Vaterland« kein Fremdwort, es war Leitmotiv seines Handelns als Journalist* (Angela Merkel). *Er hat sich um das Vaterland verdient gemacht* (Jürgen Flimm). *Rudolf Augstein ist wohl doch der Einzige gewesen, der seiner Epoche wirklich den Stempel seines Temperaments aufgedrückt hat* (Wolf Jobst Siedler). *Wir schulden ihm großen Dank für ein grandioses Lebenswerk* (Otto Schily). *Letztlich war Rudolf ein Moralist und ein glühender Patriot* (Henry Kissinger). *Er war unser Held* (Alexander Kluge). *Rudolf Augstein war eine Ein-Mann-Partei* (Hans Magnus Enzensberger). *Einer wie er sollte nicht sterben* (Gerd Schulte-Hillen). *Ich bin in doppelter Weise betroffen. Zunächst stirbt Siegfried Unseld, und nun Rudolf Augstein* (Walter Jens).

Nein, in KONKRET kein Nachruf auf Augstein – nur ein kurzer Blick zurück von Hermann L. Gremliza auf eine »Spiegel«-Affäre (S. 65).

Veranstaltungen: Jürgen Elsässer stellt sein Buch *Deutschland führt Krieg. Seit dem 11. September wird zurückgeschossen* (**konkret texte** 32) vor und nimmt zu den Lügen bei der Vorbereitung des Irak-Feldzuges Stellung: am 28. November in Meldorf (Kreis Dithmarschen, 20 Uhr, Im Bornholt); am 29. November in Schwerin (19 Uhr, Schleswig-Holstein-Haus, Puschkinstr. 12); am 3. Dezember in Berlin (19 Uhr, Helle Panke, Kopenhagenerstr. 8); am 11. Dezember in Bargteheide (19.30 Uhr, Zampano); am 12. Dezember in Hamburg (20 Uhr, Café Karl & Rosa Bar, Gaußstr. 10 – Nähe Bhf. Altona) und am 13. Dezember in Lübeck, 19.30 Uhr, Großer Börsensaal (Rathaus).

Am 12. Dezember findet in Trier eine Diskussionsveranstaltung mit Thomas Uwer, Co-Autor des Buches *Saddam Husseins letztes Gefecht? Der lange Weg in den III. Golfkrieg* (**konkret texte** 33), zum Thema des Buches statt: Gaststätte Krokodil, Böhmerstraße 10.

Thomas von der Osten-Sacken und Thomas Uwer, Herausgeber und Autoren des Irak-Buches *Saddam Husseins letztes Gefecht?*, stehen für Diskussionsveranstaltungen zur Verfügung. Auch das Gemischte Doppel Tomayer/Gremliza kann wieder für Veranstaltungen gebucht werden. Interessenten wenden sich bitte an den Verlag.

Für den Gabentisch: Noch sind einige Exemplare von Horst Tomayers *German Poems*, vom Dichter mit einem je individuellen Vierzeiler handsigniert, zum Preis von 12 Euro zu haben. Bestellungen bitte an den Verlag.

Konkret 12/02, S. 6

an Konkret

Kriegskunde

KONKRET 11/02: Beiträge zum Irak

LITERATUR KONKRET 2002: »Doppelter Selbstmord« von Hermann L. Gremliza

Nehmen Sie doch endlich mal zum Thema »Regimewechsel im Irak« die Meinung Israels zur Kenntnis, für dessen Existenz Sie sich verdientermaßen stark gemacht haben und es hoffentlich in Zukunft auch tun werden. Bei seinem Besuch in Paris hat der israelische Verteidigungsminister Ben Elieser gesagt, ein Sturz Saddam Husseins bringe mehr Stabilität in der Region. Deutlicher kann ein Diplomat die Befürwortung eines US-Angriffs kaum ausdrücken.

Daß islamistische Selbstmörder keine armen, an der kapitalistischen Gesellschaft verzweifelten Opfer sind, wie Hermann L. Gremliza anhand einer Marxschen Studie über den Selbstmord zu suggerieren sucht, sondern daß sie über ein politisches Programm verfügen und gezielt vorgehen, daß also der 11. September ein Fanal des Djihad gegen Juden und den Westen gewesen ist, müßte nach den Anschlägen im Jemen und auf Bali jedem klargeworden sein.

Henry Mohn

Berlin

Staatskunde

KONKRET 11/02: »Pflaster unter dem Strand« von Hermann L. Gremliza

Alles richtig, und doch alles falsch, und am falschesten das Zitat von Michael Stürmer. Daß die imperialistische Konkurrenz sich im Großen wie im Kleinen mit Bandenkriegen vergleichen läßt; daß die Herrschenden im Kapitalismus zu einer einzigen Mafia zusammenschmelzen, an deren Bandenkriegen in der Bandbreite von Geiselnahme bis Atomkrieg die Menschheit insgesamt krepieren kann – richtig!

Aber diese Destruktivität geht in einer schweren Krise des Kapitalismus eben von den Sektionen der herrschenden Klasse aus, die am meisten zu verlieren haben, individuell und volkswirtschaftlich, das heißt, sie geht von den kapitalistischen Zentren aus, und nicht etwa von »Asien« (schade, daß Adenauer nicht mehr »Suffjettrusslandt« sagen kann ...).

Auch die Geiselnahme in Moskau ist weder ein autonomes destruktives Handeln aufbegehrender »Asiaten« noch der Schrei der Unterdrückten nach Gerechtigkeit: Es sind Liebesgrüße aus Washington an einen imperialistischen Konkurrenten, der beim Irakkrieg im Wege steht!

Das Gerede, als ginge die Destruktivität von den weniger entwickelten Staaten und ihren Eliten aus, ist nur wieder eine Neuformulierung des Kampfes der Kulturen/Zivilisationen, also eine rassistische und kulturalistische Ablenkung von den wirklichen Gefahren: Nicht die Schwachen sind die Bedrohung, sondern die fallenden Starken; nicht die Kulturen kämpfen, sondern imperialistische Staaten gegeneinander und die herrschenden Klassen gegen den Rest der Welt.

Roberto Mantovani

Bonn

Heimatkunde

KONKRET 11/02: Express

Das Thälmann-Haus ist nicht in Eimsbüttel, sondern in Eppendorf, oder, um es mit Hermann »Rocky« Rockmann auf Kassette in der Schiffsbegrüßungsanlage zu Schulau an der Elbe zu sagen: »Willkommen in Hamburg!«

Harry Rowohlt

Hamburg

Friedenskunde

KONKRET 11/02: »Deficit bombing« von Jürgen Elsässer

Am Beispiel unserer Zeitschrift »iz3w – Blätter des Informationszentrums 3. Welt« stellt Elsässer fest, daß die Linke auf das Zeitalter permanenter Kriege schlecht vorbereitet ist. Das von ihm erwähnte Editorial der Oktober-Ausgabe bezieht in der Tat keine explizite Position gegen den möglicherweise bevorstehenden Irakkrieg. Falsch ist aber sein Schluß, »diese Linke« postuliere »in dubio pro bello«. Fakt ist, daß wir die Pro-Irakkrieg-Position einer Strömung der deutschen Linken referiert haben. Dabei haben wir uns ihr aber keineswegs angeschlossen, sondern lediglich darauf hingewiesen, daß die Debatte über den Irakkrieg zu einigen schwer beantwortbaren Fragen führt. Diese werden von Elsässer nur sehr selektiv und aus dem Kontext gerissen zitiert.

Statt »iz3w« eine bellizistische Position anzudichten, fänden wir es angemessener, die Zerrissenheit der Linken in Sachen Irak ohne simples Schubladendenken (hier die Kriegsgegner, dort die Bellizisten) zu analysieren. »iz3w« steht ja mit ihrem Problem, sich nicht auf eine klare Position einigen zu können, keineswegs alleine da. Auch viele Beiträge in KONKRET zum Irak zeichnen sich nicht durch die von Elsässer geforderte Anti-Kriegs-Haltung aus – weder 1991 noch seit dem 11. September 2001.

»iz3w«-Redaktion

Freiburg i. Br.

Menschenkunde

KONKRET 11/02 : »Liebe deinen Muslim!« von Horst Pankow

Welches, Herr Pankow, sind denn die bedeutsamen »leninistischen und nationalsozialistischen Gegner« des Herrn Zizek? Sind sie für Zizek oder für Pankow »bedeutsam« oder für wen? Sind »Modephilosophen« und/oder deren Gegner überhaupt irgendwie bedeutsam?

Wenn man solche Zeitgenossen für bedeutsam und deren inneren Drang nach Kommensurabilität für bemerkenswert hält, kann einem »die meiste Zeit zum Lesen und Zuhören« Verurteilten schon einmal ein Vergleich »von Leben und Welt beispielsweise Heinrich Himmlers« und Osama Bin Ladens »erhellend« erscheinen.

Gibt es bei Pankows zu Hause ein Kanapee? Bricht dort, wie in so vielen deutschen Wohnzimmern, abends in einer Lesepause oder einfach bei Langeweile die Vergleichsmanie aus?

Klaus-Jürgen Hügel

Berlin

Volkskunde

KONKRET 11/02: Tomayers ehrliches Tagebuch

Soeben erreicht uns Ihr Fax sowie der beigefügte Artikel aus der Zeitschrift KONKRET. Nun darf ich Ihnen dazu sagen, daß wir nicht ganz verstehen, warum Sie uns diesen Artikel zuschicken und warum er in KONKRET an uns gerichtet ist.

Wir sind zwar die Produzenten der Sendung »Die Schlagerparade der Volksmusik« mit Andy Borg im Ersten. Das bedeutet jedoch mit Sicherheit nicht, daß alle Künstler, die in dieser Sendung auftreten, von meinem Mann, von mir oder von der Firma Dito betreut werden würden. Dies wäre, mit Verlaub gesagt, auch ein Unding. Wir produzieren jährlich neun Sendungen, in denen jeweils zehn Künstler auftreten. Dies wären dann, Ihrem Schreiben zufolge, jährlich 90 Künstler und im Verlauf von zehn Jahren (solange gibt es diese Sendung) 900 Künstler, die alle von der Firma Dito und/oder Dieter Thomas Heck bzw. von mir künstlerisch betreut werden würden. Kann es eventuell sein, daß Sie sich gesagt haben: Bevor ich einen Artikel über Hansy Vogt schreibe, der vielleicht nicht so bekannt ist, nehme ich lieber den Namen Heck, mit dem die Leser mehr anfangen können? Dies wäre verständlich, jedoch nicht unbedingt guter Journalismus. Im übrigen wird die Besetzung der Sendungen durch eine Jury vorgenommen, und der hat dieser Titel gefallen. Es ist allerdings bewundernswert, daß sich jemand die Mühe macht, einen ganzen Text mitzuverfolgen. Dafür bedanken wir uns sehr, denn es zeigt doch, daß Sie zu den Zuschauern von Andy Borgs Sendung gehören, und das freut uns wiederum als Produzenten.

Ragnhild Heck

Dito, Lauf (Baden)

Sachkunde

KONKRET 11/02: allgemein

Wollte nur zu Eurem Heft gratulieren, das ich erst letzthin entdeckt habe. Vor allem herauszuheben ist, daß Ihr nicht den Möllemann von links macht, wie die »Woz« oder andere Publikationen in der Schweiz, und Nahostberichterstattung nicht mit Antisemitismus verwechselt.

David Hera

Schweiz / per E-Mail

Konkret 12/02, S. 9

Hermann L. Gremliza

Kapital. National. Asozial.

Nie waren die Deutschen so reich wie heute. An den Stränden und vor den Boutiquen der Großen Welt verbreiten Landsleute den speziellen Charme, den zehn Kilo Wurstbrät in einem Zwei-Pfund-Darm ausstrahlen. Eine einzige Ausgabe ihres beliebten Nachrichtenmagazins bringt vierzehn Anzeigenseiten, jede zum Preis des Jahreseinkommens von zwanzig Professoren einer russischen Universität, worin Hersteller von Armbanduhren für Chronoklunker werben, die mehr kosten, als ein Bewohner von Soweto in seinem Leben verdienen kann.

Sie werben nicht vergebens. Im Golfklub und auf dem Tennisplatz gehört die massivgoldene Jaeger-Le-Coultre, Rolex, Maurice Lacroix, A. Lange & Söhne, Patek Philippe, Chopard oder Baume et Mercier zur Grundausstattung. Kein Neid – aber ein wenig komisch ist es schon, wenn das gute Stück eine Handbreit unter dem erhobenen Zeigefinger zu den erbosten Reden funkelt, in denen die Landsleute ihre Morgenblätter zitieren, den Schuldenrekord, den Staatsbankrott, das »Desaster« (»FAZ«), und daß »Deutsch-land in schwerer Finanzkrise versinkt« (»Welt am Sonntag«). Nie waren die Deutschen so arm wie heute. Wie ist denn das passiert?

Seit dem 22. September ist Wahlkampf. Was früher einer Wahl vorausging, folgt ihr nun nach. Als wären die Stimmzettel vor der Auszählung in Flammen aufgegangen, kreisen Leitartikel und Talkshows seit Wochen um die Frage, wen oder was die Wähler gewählt haben könnten. Tatsächlich haben es auch die Wähler selber nicht gewußt, denn bis zum 22. September hat ihnen keiner gesagt, was sie wählen sollten. Das Kapital hatte, zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik, selber nicht so recht gewußt, ob es Rotgrün noch einmal vier Jahre unter sich regieren lassen wollte, weil die Kombination von Fischers Mülltrenner-FDP und den Genossen der Bosse womöglich besser noch als eine Große Koalition geeignet schien, die Gewerkschaften an einer sozialfriedlichen Massenenteignung zu beteiligen, oder doch lieber nicht.

Je größer nämlich das große, das nationale Kapital, desto mehr Sympathie entwickelt es für gemeinschaftsbildende Politik. Wer einen Konzern oder eine Großbank betreibt, braucht den Staat: seine Lehrer, seine Polizei, seine Soldaten, seine Gesetze, seine Bürgschaften. Die Telekom will Europas erster Kommunikationskonzern werden; für die hundert Milliarden Miese, die sie auf dem Weg dorthin macht, wäre sie keiner Bank gut, stünde nicht der Gesellschafter BRD für sie grade. In den USA, wo Konzerne mit der Risikobereitschaft einer Ich-AG betrieben werden, müßte so eine Firma, wollte sie einen Kredit, die Bilanz fälschen.

Dem kleinen, in viel engerem Sinn privaten Kapital, dem sogenannten Mittelstand, der danach giert, zu jedem Jahresende, wenn die Rate für die Yacht oder der Solitaire für die Zweitfrau fällig wird, möglichst fette Gewinne abzugreifen, ist der Staat nur lästig. Die zehn oder fünfzehn Jahre, die so ein Krauter braucht, um sich und seine Brut für den Rest ihres Lebens jeder finanziellen Not zu entheben, sind zu kurz für Sorgen um gut ausgebildeten, gesunden Proletennachwuchs. Steuern, Renten- und Krankenversicherung gehen nur von dem Polster ab, das er sich für den Tag zurechtlegt, an dem er seine Klitsche vor die Wand fährt.

Beide, das große nationale wie das kleine, weithin von jenem abhängige Kapital, wollen, was auch alle andern so nennen wie der Abgeordnete Schulz, der vom einfachen ostdeutschen Bourgeoisrechtler zum wirtschaftspolitischen Sprecher der Grünen aufgestiegen ist: »wirkliche Strukturreformen«. »Strukturreformen« deshalb, weil sich zu weit herumgesprochen hat, daß die früher so beliebten »Reformen« den Leuten nur immer etwas weggenommen haben. Statt gegen Menschen, die Alten beispielsweise, geht es also jetzt gegen Sachen, gegen Strukturen, gegen den »demographischen Faktor« und für »Generationengerechtigkeit« – bis die Struktur wirklich so reformiert ist, daß die Alten weniger Rente kriegen. (Mit »demographischen« Einwänden hätte übrigens schon Bismarck den Verzicht auf eine Sozialversicherung begründen können, weil die Frage, wie eine Gesellschaft mit ihren Alten verfahren will, nie eine mathematische ist, sondern immer eine politische. Als eine mathematische hat sie nur eine richtige Lösung: Euthanasie.)

Schulzens »wirkliche Strukturreformen« wollen, wie gesagt, auch die Großen, die seit einem Jahrzehnt jene »Besitzstände« genannten Policen kündigen, mit denen sie sich zur Zeit des Kommunismus gegen proletarische Eventualitäten versichert hatten. Für sie spricht und sprach vor der Wahl der Personalvorstand des Volkswagen-Konzerns: verständnisvoll, mitfühlend, die Hand am Puls des Kanzlers. Für die Raffer keift, verbissen in des Kanzlers Wade, der Verbandssprecher, als wolle er lieber heute als morgen die Gewerkschaften verbieten, die Sozialversicherung abschaffen, die Schulen outsourcen und die Rentner an die Sterbehilfe überweisen. Und doch ist zwischen beiden kein Gegensatz, nur Arbeitsteilung. Wie zwischen Herr und Hundt. Im Gekläff, das dieser veranstaltet, gehen die Seufzer, die jener verursacht, unter.

Gegenwehr findet nicht statt. Jeder hat Einsicht in die Notwendigkeiten der Kapitalakkumulation gelernt. »Die Probleme müssen angegangen werden, Deutschland muß Farbe bekennen«: Nonsens, mit dem ein Herr von Blödefeld Heiterkeit verbreiten könnte, findet, aufgesagt von einem Experten namens Lord Weidenfeld, Verbreitung auf allen Kanälen. Auch

Schröder, Fischer, Merkel und Westerwelle reden nicht anders. Die »Bildzeitung« hat sich den Spaß gemacht, vier Wochen lang Redakteure und »Experten« stürmisch nach »Mut zu unpopulären Maßnahmen« und »schmerzhaften Einschnitten« verlangen zu lassen, um am Tag, als die Regierung ein entsprechendes Programm vorlegte, den Finanzminister als bluttriefenden Vampir auf die Titelseite zu montieren, mit der Schlagzeile: »Jetzt saugen sie uns aus.«

Das Niveau der Debatten ist ununterbietbar. Die Armut kommt nun einmal davon, daß diese Leute nicht genug Geld haben. Warum haben diese Leistungsverweigerer nicht dafür gesorgt, daß ihre Eltern ihnen eine Fabrik vererben? Nicht mal der Hundt war dafür zu dumm. Arbeitslose? Sind selber schuld mit ihrem Anspruchsdenken. Für zwei Euro die Stunde findet jeder noch heute einen Job. Renten? Der Staat muß sich nicht in alles einmischen. Gerade die Lebensvorsorge ist eine erstklassige Geschäftsidee für Schnösel, die gerade Oma ihr klein Häuschen auf dem Neuen Markt verbrannt haben.

Das Niveau ist aber auch angemessen. Wenn Deutschland Farbe zeigen, das heißt: Europa dominieren und den Wettbewerb mit den USA gewinnen will, muß es den Staatsbetrieb den Bedürfnissen der privaten Betriebe anpassen, ohne Rücksicht auf soziale Sentimentalitäten zwar, aber auch ohne jene nachhaltige Zerstörung gesellschaftlicher Infrastruktur, durch die Ronald Reagan und Maggie Thatcher die USA und Großbritannien auf die Verliererstraße bugsiert haben. Wer das am besten kann, darf regieren. Noch sind es Schröder und Fischer. Aber der Wahlkampf, der am 22. September begonnen hat, geht erst richtig los.

Konkret 12/02, S. 10

Herrschaftszeiten

Vor der Wahl (1)

SPD-Regierungsprogramm, beschlossen auf dem Parteitag am 16. Juni 2002:

Mit der Steuerreform haben wir die größte Steuersenkung in der Geschichte der Bundesrepublik auf den Weg gebracht. Wir entlasten vor allem Arbeitnehmer, Familien und die mittelständische Wirtschaft. Damit sind die Rahmenbedingungen mittelfristig bis 2005 festgelegt. Wir schaffen Planungssicherheit für Unternehmen und private Haushalte ...

Stetiges und nachhaltiges Wirtschaftswachstum, Beschäftigung und soziale Gerechtigkeit bleiben die zentralen Anliegen unserer Politik.

Die Lohnnebenkosten (Rentenversicherung) werden verringert ...

Vor der Wahl (2)

26. Juli, Gerhard Schröder auf N-TV:

Steuererhöhungen sind in der jetzigen konjunkturellen Situation ökonomisch unsinnig, und deswegen ziehen wir sie auch nicht in Betracht ... Wir haben keine Absicht, Steuern zu erhöhen.

Vor der Wahl (3)

6. August, »Welt«:

Gerhard Schröder: »Ich glaube, Glaubwürdigkeit hat zu tun mit der Tatsache, daß man macht, was man sagt ...«

Vor der Wahl (4)

13. August, »Welt«:

Frage: Herr Bundeskanzler, sind für Sie Steuererhöhungen tabu?

Schröder: Das kann man ausschließen.

Nach der Wahl (1)

28. September, »Tageszeitung«:

»Ich glaube, daß die Menschen es verstehen würden, wenn es eine zweckgebundene Abgabe nur für Gesundheitsleistungen gibt«, sagte die zuständige Ministerin Ulla Schmidt (SPD) ... Laut ZDF soll Schmidt 5 Cent pro Zigarette vorgeschlagen haben.

Die beiden ›rogue states‹ (Schurkenstaaten) der gegenwärtigen Weltpolitik sind ... die USA und Israel.

Peter Sloterdijk

Nach der Wahl (2)

12. Oktober, »Tageszeitung«:

Bestimmte Produkte werden heute nur mit dem verringerten Satz der Mehrwertsteuer (7 Prozent) belastet. Rot-Grün steht kurz vor der Entscheidung, diesen Satz auf die volle Höhe (16 Prozent) anzuheben. Die Frage ist, welche Waren betroffen sind ... Via höhere Preise würden die Verbraucher Finanzminister Hans Eichel zu Mehreinnahmen von bis zu 2 Milliarden Euro verhelfen.

Mölle- mit Dienstmann

25. Oktober, »Tagesspiegel«:

(Rolf) Wegener steht im Verdacht, Möllemann als Spender unterstützt zu haben. Zudem ermittelt die Staatsanwaltschaft ... gegen Wegener, weil der Unternehmer zehn Jahre lang einen Schwarzafrikaner für dreihundert Mark im Monat als

Hausdiener beschäftigt haben soll. Der Butler soll auch für Möllemann gearbeitet haben.

Nach der Wahl (3)

31. Oktober, »Frankfurter Rundschau«:

Nach einem Gesetzentwurf der Bundesregierung soll für Eltern von kommendem Jahr an der Arbeitslosengeld-Satz von derzeit 67 Prozent auf 65 Prozent gesenkt werden. Von 2004 an soll er sogar auf 63 Prozent des letzten Nettolohnes eines Arbeitslosen zurückgeschraubt werden ... Analog dazu werden auch die Bezüge von Arbeitslosenhilfeempfängern mit Kindern gekürzt – und zwar vom kommenden Jahr an von derzeit 57 Prozent des letzten Nettolohnes auf 55 Prozent und von 2004 an auf 54 Prozent ... Minister Clement in seiner Regierungserklärung ... : »Es sind gewaltige Schritte, die tiefer gehen, als bisher zu erkennen war.«

Aktuelle Hit- & Hate-Parade

31. Oktober, Presseerklärung der Anti-Defamation League (ADL):

Eine Meinungsumfrage in fünf europäischen Ländern ergab, daß 21 Prozent der Befragten stark antisemitische Ansichten haben und 56 Prozent glauben, daß Juden loyaler gegenüber Israel sind als gegenüber ihrem eigenen Land. Im Rahmen der Untersuchung »Europäische Einstellungen gegenüber Juden: Eine 5-Länder-Übersicht« wurden 2.500 Personen befragt, jeweils 500 in Österreich, Italien, den Niederlanden, Spanien und der Schweiz ... Im Juni 2002 hatte die ADL eine ähnliche Untersuchung in Belgien, Frankreich, Dänemark, Deutschland und Großbritannien durchgeführt. Der Ländervergleich aus den beiden Studien ergibt folgendes Bild:

Zustimmung zur Behauptung, Juden seien gegenüber Israel loyaler als gegenüber ihrem Heimatland: Spanien 72 Prozent, Italien 58 Prozent, Deutschland 55 Prozent, Österreich 54 Prozent, Belgien 50 Prozent, Schweiz 49 Prozent, Niederlande 48 Prozent, Dänemark 45 Prozent, Frankreich 42 Prozent, Großbritannien 34 Prozent.

Zustimmung zur Behauptung, Juden hätten in der Geschäftswelt zuviel Macht: Spanien 63 Prozent, Belgien 44 Prozent, Frankreich 42 Prozent, Österreich 40 Prozent, Schweiz 37 Prozent, Deutschland 32 Prozent, Großbritannien 21 Prozent, Niederlande 20 Prozent, Dänemark 13 Prozent.

Zustimmung zur Behauptung, Juden sprächen zuviel über den Holocaust: Deutschland 58 Prozent, Spanien 57 Prozent, Österreich 56 Prozent, Schweiz 52 Prozent, Frankreich 46 Prozent, Italien 43 Prozent, Belgien 38 Prozent, Niederlande 35 Prozent, Dänemark 30 Prozent, Großbritannien 23 Prozent.

Nach der Wahl (4)

1. November, »Frankfurter Rundschau«:

Als richtig bezeichnete es Dückert (Fraktionsvize der Grünen) hingegen, daß Vermögen von Arbeitslosen sowie Einkommen von Lebenspartnern oder Eheleuten stärker als bisher auf die Leistungen angerechnet werden sollen ... Laut einer ... Rechnung aus den Koalitionsverhandlungen sollen nach diesem Modell mehr als 27 Prozent aller bisherigen Hilfebezieher keine Stütze mehr erhalten.

Bürgerprotest

2. November, »Berliner Zeitung«:

In der Spandauer Vorstadt war am Freitagvormittag Ungeheuerliches zu hören: »Juden raus!« Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Alexander Brenner, hatte eine Rede halten wollen, aber statt Beifall erntete er Buhrufe, Pfiffe und schließlich antisemitische Beschimpfungen. Die Demonstranten sagten außer »Juden raus« auch »Sie sind gottlos«. Brenner war entsetzt: »Sie stellen sich, ob Sie wollen oder nicht, in eine Reihe mit Neonazis«, sagte er, dann brach er seine Rede ab.

Nach der Wahl (5)

4. November, »Spiegel«:

Noch Anfang September hatte sie (Gesundheitsministerin Schmidt) »stabile Beiträge« in Aussicht gestellt. ... Daß die staatliche Kostenbremse ... wenigstens die Sozialabgaben stabil hält, glaubt nicht mal die Gesundheitsministerin. Bereits in den nächsten Tagen wollen manche Versicherungen ihre Sätze anheben. ... Schmidt selbst rechnet mit Beitragssätzen von 15 Prozent und mehr. ... Ein Durchschnittsverdiener muß im nächsten Jahr knapp 130 Euro zusätzlich an Sozialbeiträgen

bezahlen.

Nach der Wahl (6)

5. November, »Frankfurter Allgemeine Zeitung«:

Der Rentenbeitrag wird zum Jahreswechsel von 19,1 auf 19,5 Prozent erhöht. Der Hauptverband des Deutschen Einzelhandels nannte die Beitragspläne einen »Konjunkturkiller, der jede Hoffnung auf ein Wirtschaftswachstum zunichte macht«.

435.000 Menschen leben in Armut, davon 134.000 Kinder. Das heißt: Beinahe jedes vierte Kind in der Hauptstadt lebt in Armut.

Erster Armutsbericht des Berliner SPD/PDS-Senats

Deutsche Feiertage

5. November, Presseerklärung der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern:

Im Eine-Welt-Haus der Stadt München finden vom 5. November 2002 bis zum 9. November 2002 sogenannte »Palästina-Tage 2002« statt. Wurde der gewählte Veranstaltungs-Zeitraum von den Veranstaltern mit Bedacht gewählt, um den 64. Jahrestag der Reichskristallnacht auf unheimliche Weise zu feiern? Was inhaltlich von den »Palästina-Tagen« zu erwarten sein wird, lassen Äußerungen von Veranstaltern und Rednern im Vorfeld der Veranstaltung bereits erahnen. »... das hat der Möllemann so auch schon gesagt. Israel ist ein eindeutig rassistisch orientierter Staat«, beschreibt Christoph Steinbrink seine Thesen gegenüber der »Süddeutschen Zeitung«. Fuad Hamdan, Mitglied des Vorstands des Eine-Welt-Hauses, bekräftigt diese Position: »Was Möllemann gesagt hat, war nicht falsch, sondern vielmehr, wie er es gesagt hat.«

Mütter aller Schlachten

6. November, »Frankfurter Rundschau«:

US-Präsident George Bush ... soll ... freudig verkündet haben, er werde einem solchen Spiel (Damenfußball USA – Irak) gerne beiwohnen, ja sogar selbst in die Höhle des Löwen reisen, schließlich sei es reizvoll, verschleierte Damen nach Bällen hechten und sich im Dreck wälzen zu sehen. »Bei uns in Texas nennt man das Schlamm-Catchen, halt nur ohne Ball«, habe Bush voller Zuversicht auf einen Sieg der Amerikanerinnen frohlockt.

Nach der Wahl (7)

6. November, »Tageszeitung«:

Als beinahe desaströs wird vor allem das Ergebnis bei der Ökosteuer eingestuft. Denn die privaten Haushalte müssen im kommenden Jahr eine dreimal höhere zusätzliche Belastung tragen als die Wirtschaft. Mit rund 1,1 Milliarden Euro schröpft die Regierung unter anderem die Betreiber von Gasetagenheizungen. Die Steuer pro Megawattstunde Erdgas steigt um zwei Drittel auf 5,50 Euro.

Feed nation

6. November, »Süddeutsche Zeitung«:

Der jüngste »HungerReport«, den die Hilfsorganisation »Brot für die Welt« jetzt publiziert hat, trägt mit »Hunger und Armut in den USA« einen überraschenden Untertitel. Im reichsten Land der Erde litten rund acht Millionen Kinder an Hunger, schreiben die Herausgeber; die Kluft zwischen Reich und Arm wachse täglich. »Kein anderes Industrieland findet sich mit weitverbreitetem Hunger innerhalb seiner Grenzen ab. Armut bei keine Kindern kommt in den USA doppelt so häufig vor« wie in anderen Industriestaaten.

Unter anderem untersuchen die Autoren das sogenannte Wisconsin-Modell, das auch in Deutschland immer mehr Anhänger findet. Es sieht vor, durch Druck auf arbeitsfähige Arbeitslose und die Kürzung der Bezugszeiten für Sozialhilfe mehr Menschen in Arbeit zu bringen. Tatsächlich wurde in Wisconsin zwischen 1987 und 2000 die Zahl der Sozialhilfeempfänger um 93 Prozent gesenkt. Bedingung dafür war eine staatliche Beschäftigungsgarantie mit zeitlich befristeten Arbeitsplätzen. Dennoch berichten 38 Prozent jener Menschen, die aus der Sozialhilfe herausgefallen sind, sie hätten jetzt überhaupt kein Einkommen mehr. Die Zahl der Kinder, die in Pflege gegeben wurden, weil die Eltern ihre Kinder nicht mehr ernähren konnten, ist in der letzten Dekade um 32 Prozent gestiegen.

Fischers Freunde

6. November, »Neue Zürcher Zeitung«:

Zwei Wochen nach dem deutlichen Wahlsieg von Präsident Djukanovics Demokratischen Sozialisten in Montenegro hat die Partei ihren Führer zum Ministerpräsidenten nominiert ... Unmittelbar nach der Ankündigung schossen in Podgorica die Mutmaßungen über Djukanovics jüngstes Manöver ins Kraut. Eine der Vermutungen lautet, der wendige Politiker versuche sich auf diese Weise einer drohenden internationalen Klage wegen Geldwäscherei in Zusammenhang mit Zigarettenschmuggel zu entziehen ... Im Sommer hatte die Staatsanwaltschaft in der italienischen Stadt Bari eine Untersuchung gegen Montenegros Präsidenten angekündigt. Es ist in der Tat vorstellbar, daß Djukanovic in der Position des Regierungschefs einer Anklage eher entkommt als im Präsidentenamt.

Nach der Wahl (8)

7. November, »Zeit«:

Doch auch die Patienten sind mitschuldig an der Kassenmisere; denn wir Wohlstandsbürger richten uns inzwischen vor allem selbst zugrunde, weil wir zu viel rauchen, trinken und essen und uns zu selten bewegen.

Nach der Wahl (9)

7. November, www.wahlfakten.de:

Die Rot-Grüne Politik wird vor allem Familien mit Kindern belasten. Die drastischsten Maßnahmen: –

Anhebung der Mehrwertsteuer von 7 auf 16 Prozent auf zahlreiche Konsumgüter. –

Anhebung der Erdgassteuer von 3,5 auf 5,8 Euro pro Megawattstunde: Die 16,8 Millionen Vier-Personen-Haushalte zahlen rund 60 Euro im Jahr mehr. –

Einschränkung der Eigenheimförderung: Rund 13.500 Euro Mehrbelastung für eine 4köpfige Familie in 8 Jahren.

Konkret 12/02, S. 12

Thomas Ebermann

Attackiert Attac!

Sie treffen den Nerv der Zeit – Anmerkungen zur populärsten linken Bewegung der letzten zehn Jahre

Da wissen welche, wie's geht mit dem Erfolg. Sie berichten vom »ungebrochenen Aufstieg der Bewegung«. Diese habe »gute Chancen, die Herzen der Mehrheit zu gewinnen. 67 Prozent der deutschen Bevölkerung sympathisieren mit den Protesten in Genua.« Und in Italien erst: »Die Genueser Bevölkerung reichte bei sengender Hitze Wasser, versorgte Hungrige mit Essen, winkte von den Balkonen dem kilometerlangen Zug und ließ Blumen regnen.« Klar, das sind »Zeichen dafür, daß die Zeiten sich ändern. Die Konzerne, wie mächtig sie auch sein mögen, bekommen es mit der Angst zu tun«, was man daran sieht, »daß sie eine Krisensitzung nach der anderen abhalten«. Die nützen aber nichts, denn »wir sind zahlenmäßig überlegen, wir haben hervorragende Ideen, und wir organisieren uns langsam auf nationaler und internationaler Ebene. Und was noch besser ist: Wir stehen auf der richtigen Seite des Kampfes, denn wir kämpfen für Würde, Anstand und Demokratie.« In diesem Klima der Begeisterung erscheint schon fast als Skeptiker, wer zwar nicht am Durchbruch des famosen Netzwerks zweifelt, aber sich eine Unklarheit bezüglich des genauen Datums erlaubt: »Wann mit seiner weiteren Ausbreitung, Vernetzung und Vertiefung die Schwelle zu einem Durchbruch überschritten wird, ist allerdings noch offen.«

Der Unsinn hat Methode. Als Minimum für's erfolgreiche Politikmachen gilt heute, selbst gut drauf und äußerst zuversichtlich, dem Volke und seinen Gefühlen verbunden und deshalb beliebt sowie ein Meister im Umgang mit Medien und ein Kenner von Reklamestrategien zu sein. Als Faustregel gilt: Je konformistischer und geringfügiger die Forderung, desto gewaltiger das Pathos, mit dem sie erhoben wird. Das Mittel ist meist die »phantasievolle Aktion«, die aber nur der Rummel ist, in dem dem Experten die Bühne bereitet wird. Es ist der »Taz« also nicht zu widersprechen, wenn sie am 1. November, aus Anlaß der Aufnahme des 10.000. Mitglieds in die deutsche Sektion, feststellt: »Attac trifft offenbar den Nerv der Zeit.«

Dem Anforderungsprofil an erfolgreiche Bewegungsmacherei entsprach in jüngerer Zeit Greenpeace, als man einen Teil der Autofahrer aus dem nichtigen Grund, daß ein ausländischer Konzern eine Bohrinsel versenken wollte, zur Meidung bestimmter Tankstellen animierte und, als das gelang, von der Entdeckung der Macht der Verbraucher sprach. Ähnlichen Applaus bekamen die Studenten, als sie streikend Klage führten, die Ausstattung der Unis ermögliche ihnen keine optimale Vorbereitung auf die berufliche Laufbahn und verstoße gegen das Diktum des Bundespräsidenten, wonach Bildung eine wichtige Ressource in einem rohstoffarmen Land sei. Sprang man dann noch in den örtlichen Springbrunnen und behauptete, das zeige wie die Bildung baden geht, war der Nachweis ungeheurer Kreativität erbracht.

Attac hat eine symbolische Steueroase gebastelt und auf der Alster in Hamburg schwimmen lassen, die Reaktion der Passanten war wohlwollend, und in der Zeitung war ein großes Bild. Jaja: »Wenn man die diskursive Hegemonie der herrschenden Verhältnisse brechen will, bedarf es einer differenzierten Strategie und Taktik auf dem Terrain des Diskurses selbst.« So reden Attac-Funktionäre, wenn sie gebildet erscheinen und ihren Laden gegen linke Kritik immunisieren wollen. Ob da vielleicht ein inhaltliches Problem in der Dämonisierung der »anonymen Finanzmärkte« steckt? – »Mit einem Vokabular, wie es etwa der Buko hat, verliert man viel an politischer Wirksamkeit.« Ob es eine Falle ist, den Staat zu idealisieren und den vermeintlichen Niedergang seiner Macht zu beflennen? – »Ihr seid nicht in der Lage, politische Bewegungen auch nur katalytisch zu befördern.« Theoretische Reflexion? – »Die Teilnahme an den Demonstrationen in Genua hat in zwei Tagen mehr Staatsverständnis produziert als die gesammelten Werke der kritischen Staatstheoretiker zusammengenommen.« Man muß nur was erleben, dann weiß man schon Bescheid.

Die Abwehr kritischen Denkens dient allerdings nicht nur der Fetischisierung von »Bewegung«. Sie ist zugleich Voraussetzung all der konstruktiven Vorschläge, die stets für sich in Anspruch nehmen, mit einem kleinen Kniff, würde er nur von den Mächtigen erhört, könne man Hunger und Obdachlosigkeit spielend leicht aus der Welt bringen. Arbeitslosigkeit sowieso und Mängel der Gesundheitsversorgung erst recht. Hörte die Welt doch nur auf den portugiesischen Literatur-Nobelpreisträger José Saramago, der im Januar 2002 in Paris der Attac-Gemeinde verkündete, daß es »einen vorteilhaften Ersatz für die Programme sämtlicher politischen Parteien der Erde ..., insbesondere der Programme, wie man sie bei den sogenannten Linken findet«, gäbe, und daß dieses vorzügliche »Regelwerk ... seit über fünfzig Jahren als Allgemeine Erklärung der Menschenrechte vorliegt«. Man müsse sich nur dran halten und eine zweite Kleinigkeit beherzigen: »Die weltweite Befriedigung der Gesundheits- und Ernährungsbedürfnisse würde nur 13 Milliarden Dollar kosten, also knapp die Summe, die die Einwohner der Vereinigten Staaten und der EU für Parfüm ausgeben.« Das ist einfach! Und gar nicht teuer!

Daß alles, was die Marktwirtschaft so bereithält, gute Dienste täte, wär's nur gebändigt und kontrolliert, daß also nur »Ökonomie und Finanzen an ihren Platz verwiesen werden« müssen, um »Dienerin und nicht Herrin der Gesellschaft zu sein«, weiß der französische Attac-Präsident Bernhard Cassen so gut wie das Mitglied des wissenschaftlichen Attac-

Beirates in Deutschland, Jörg Huffschmid, der, seine Reformvorschläge als verwirklicht unterstellt, »auch die Finanzmärkte ihre vernünftige Aufgabe wieder (!) erfüllen« sieht, »Investitionen zu finanzieren, die langfristige private Vermögensbildung zu fördern«.

Die Schlichtheit Saramagos, der es ansonsten mehr mit Ethik hat, könnte als Ärgernis empfunden werden von jenen Spezialisten, welche die Menschheit mit höchst präzisen Konzepten retten wollen. Da zerbricht sich Peter Waldow den Kopf, ob die richtige Höhe der Devisensteuer nun eher bei 0,05 Prozent oder bei 0,5 Prozent liegen sollte, findet »die Festlegung der optimalen Höhe schwierig«, neigt zu einem »niedrigen Einstieg«, um erst mal die »Reaktion der Märkte« zu erkunden. Er bedauert, daß seine Steuer auch »Handelsgeschäft« und »Realinvestition« trifft, was aber nicht so schlimm ist, weil die Realinvestition ja langfristiger sei als die Finanzspekulation. Damit Peters Einnahme nicht Schaden nimmt, muß allerdings weiter, wie bisher, finanzspekuliert werden – mit fremder Währung, weil sonst ja nicht die 90 Milliarden Dollar eintrudeln, die dann von der Uno in »sinnvolle Vorhaben gelenkt werden«. Daß zu diesem Zweck wiederum die Uno in eine Art Vollversammlung der NGO□s transformiert werden muß, dafür sind andere Spezialisten zuständig, die sich dieser Frage annehmen, wenn sie nicht gerade die Weltbank oder den IWF völlig neu konzipieren.

Manchmal müssen allerdings auch ganz neuartige Institutionen geschaffen werden. Zum Beispiel haben Colin Hines und Tim Lang ein ausgereiftes Konzept der Lokalisierung erarbeitet, in dem nicht nur das Allgemeine Zoll- und Handelsabkommen (Gatt) durch ein Abkommen für nachhaltigen Handel (Gast) ersetzt wird, sondern auch eine nagelneue »Weltlokalisierungsorganisation«, die WLO heißen soll, geschaffen wird. Damit niemand sich erschrecke, wird dem »globalen Fernhandel« eine »allmähliche Umstellung auf nähere Märkte erlaubt«.

So sehr sie im Gestus der Politikberatung verfaßt sind: Fast alle diese Konzepte haben keinen praktischen Nutzwert für jene, die real Staats- oder Konzernpolitik machen. Sie sind Spinnkram und werden ignoriert, wie alle Vorschläge »linker« Keynesianer ignoriert werden, wenn die mal wieder Krisen und Akkumulationsstockungen des Kapitals mit der Stärkung der Kaufkraft zu meistern vorschlagen. Der Nutzwert liegt woanders. Attac und Umfeld sind gefährlicher, als es der schnöde Reformismus ist. Attac besteht, per Selbstdefinition, aus Menschen, bei denen sich Engagement entzündet, »entlang des vagen Gefühls, daß die Finanzmärkte Probleme produzieren«. »Die Sache mit der Tobin-Steuer« nennt Präsident Cassen »ein hervorragendes pädagogisches Mittel«, das erzieherische Credo also, von dem aus »alle Aspekte der neoliberalen Globalisierung« zu beleuchten seien. Linke Aufklärung aber ist der Kampf gegen vage Gefühle, nicht ihre pädagogische Instrumentalisierung.

Wenn es zu Massenentlassungen kommt, weil zwei große Stahlwerke fusionieren, und die Arbeiter demonstrieren in Frankfurt vor den beteiligten Banken, dann wird da vage falsch gefühlt. Ähnlich grauenhaft ist, wenn Leute, die als Anhängsel von Computer oder klassischer Maschine langsam vor die Hunde gehen, darüber grübeln, ob »Finanzmärkte Probleme produzieren«. Es ist ebenso trostlos, wenn der im Mittelstand Beschäftigte beim Schieben unbezahlbarer Überstunden auf die »Macht der Multis und Finanzmärkte« schimpft, wie es trostlos ist, wenn der im Konzern Angestellte seine Chefetage im Dienst des artfremden Shareholder value sieht und sich wünscht, er möge von Männern, denen das Wohl des Betriebes am Herzen liegt, kommandiert werden. Wer sich sorgt, ob das Unternehmen, das seine Arbeitskraft vernutzt, einen zu großen Anteil ausländischer Besitztitel (Aktien) aufweist, ist Opfer täglicher Propaganda, die solch »vage Gefühle« befeuert. Und wer daran glaubt, wie es bei Attac alle naslang zu lesen ist, daß »die Politik der Regierenden jetzt zur Geisel der Finanzmärkte geworden« ist, entschuldigt eben jene, die Teile der Sozialtransfers, die das Los der unproduktiven, also nutzlosen Esser milderten, dem Akkumulationsfonds des Kapitals zuführen. Diese »Umverteilung« hat ja den Zweck, der nationalen Volkswirtschaft eine günstigere Stellung in der Weltmarktkonkurrenz zu verschaffen.

Das geht nicht immer friedlich ab. Schließlich wird die Frage, welcher national fundierte Konzern wo und unter welchen Bedingungen investieren darf, weder nach den Idealen des Freihandels noch gemäß dem Regelwerk fairer Ausschreibungsverfahren nach deutscher Gemeindeordnung entschieden. Deshalb wird periodisch durch Kriege ermittelt, welcher Nationalstaat den an ihn gebundenen Unternehmen einen Vorteil zu verschaffen vermag. Die »internationalen Finanzmärkte« reagieren u. a. auf solche Ereignisse, aber die Kriege, wie etwa die gegen Jugoslawien, in Afghanistan oder den kommenden im Irak, bestimmen und führen nicht sie; das tun die wirkungsmächtigsten Subjekte des Weltgeschehens, die Staaten.

Jede »moralische« Gegenüberstellung von schaffendem und raffendem (produktivem und spekulativem) Kapital, jede Gegenüberstellung von Finanzmarkt und Staat muß zwangsläufig Stereotype produzieren, die im »Wucher« das Übel dieser Welt erblicken. Wie weit das gehen kann, natürlich stets unter der Parole, daß Pluralität eine Stärke der Bewegung sei, zeigt ein Aufsatz im *Handbuch für Globalisierungskritiker* (hrsg. von Führungsleuten von Attac und Linksruck). Dort wird von der Kampagne »Jubilee 2000« berichtet, deren »Leitgrundsatz« die »Ablehnung der Wucherei« sei. Man stehe in feinster Tradition, denn »in der Geschichte gab es immer wieder Gesetze gegen den Wucher ... Ein Darlehen, das gegen das Wuchergesetz verstieß, war ungesetzlich ... Bis vor kurzem konnten Wucherer von der katholischen Kirche exkommuniziert werden, und die Wucherei ist nach den Regeln der islamischen Sharia noch immer ein Verbrechen ... Die Versuche über die Jahrhunderte hinweg, Gesetze gegen den Wucher zu verabschieden, spiegeln die ethischen Bedenken

wider ... Die internationalen Kreditgeber, Investoren und Spekulanten hingegen werden (heute) von einer staatlichen, im Sowjetstil geführten Bank, dem IWF, vor dem Risiko und dem Zorn der Marktkräfte geschützt.« Das waren noch schöne Zeiten, als Staat, Adel und Pfaffen die Ethik überwachten, der Zorn der Marktkräfte (meistens nannte man ihn »Pogrom«) zuschlug – und der jüdische Bolschewismus diesem bunten Treiben noch nicht per im Sowjetstil geführter Bank weltweit in den Arm fiel.

Nach dieser Methode ist auch die »Chronologie der globalisierungskritischen Demonstrationen« zusammengestellt. Hier finden sich nicht nur Klassiker wie etwa die Demonstrationen in Seattle, Prag, Göteborg und Genua, sondern auch allerlei Riots, Unruhen und Streiks – z. B. der Streik der Beschäftigten der Krankenhäuser Honduras. Ob die sich »globalisierungskritisch« dünkten ist ziemlich egal, dienen solche Listen doch ohnehin nur der Erbauung jener, die sich in weltweite Zusammenhänge halluzinieren müssen, weil sonst das Basteln einer Steueroase für die Hamburgs Alster nicht so einfach von der Hand gehen würde. Daß in dieser Chronologie auch die Demonstrationen in Ägypten und Marokko vom April dieses Jahres, bei denen sich das antisemitische Ressentiment austobte und der Heilige Krieg gegen Israel postuliert wurde, als »globalisierungskritische Demonstrationen« verbucht werden, verdient allerdings schon ernst genommen, also als Indiz für »Gleichgesinnung« verstanden zu werden.

Ähnlich beweiskräftig ist, daß Attac die Ergebnisse »des Weltsozialforums von Porto Alegre weiterzuentwickeln« verspricht. In Porto Alegre wurde die »UN-Konferenz gegen Rassismus und Intoleranz«, die zuvor im südafrikanischen Durban stattgefunden hatte, recht ausführlich gewürdigt. Diese war bekanntlich ein demagogisches Schlachtfest gegen Israel. So viele unterstützenswerte Forderungen in Porto Alegre aufgestellt wurden, so unerträglich ist eine absichtsvolle Vermengung, die, weil chronisch, auch dort auftrat: »Wasser, Erde, Nahrung, Saatgut, die Kulturen und die Identität der Völker sind das Erbe der Menschheit, der augenblicklichen und der zukünftigen Generation. Die Bewahrung der biologischen Vielfalt ist daher von grundlegender Bedeutung« (Paragraph 14 der Abschlußerklärung). Wasser und »Identität der Völker« in einem Atemzug, da blüht der Biologismus. Wasser, H2O, soll jeder, der seinen Boden bewässern, sich waschen oder trinken will, in reinster Qualität bekommen. Einverstanden. Großgrundbesitzer und Konzerne nehmen manchen Kleinbauern das Wasser, industrielle Produktionsstätten vergiften es. Da wird gekämpft, und wer links oder humanistisch denkt, ist auf der Seite der Schwächeren, die meist noch unterliegen.

Identität der Völker, der Zwangskollektive also, ist unter keinem emanzipatorischen Gesichtspunkt bewahrenswert. »Rein« sollen sie schon gar nicht bleiben. Jede progressiv zu nennende Umwälzung hat die Überwindung von Identität, die Zerstörung traditioneller Kultur, religiöser Fesselung, Familienoberhauptsdespotie etc. zum Gegenstand. Es ist einfach nur eklig, wenn der »wertkonservative Katholik« und »Globalisierungsgegner« Carl Amery im *Schwarzbuch Globalisierung* den Verlust »der geographisch-charakteristischen Textilien« beweint und von der WTO eine besonders perfide Machenschaft befürchtet: »Heimische Trachten ... sind dann passé.« Daß als Schäfchen des Herrn sich am besten eignet, wer in traditioneller Tracht und Bescheidenheit gehalten wird, keucht in solchen Aufsätzen jede Zeile.

Johannes Rau, der sich ja auch nicht schlecht aufs pfäffische Reden versteht, beklagte vor einiger Zeit den »Verlust kultureller Vielfalt und kultureller Identität« und sorgte sich über eine Tendenz »zu einem undefinierbaren Einerlei der Lebensstile«. Prompt war Attac mit einer Presseerklärung auf dem Markt und meldete ob dieses Ereignisses den »großen Erfolg, daß es über die Notwendigkeit, die neoliberale Globalisierung in die Schranken zu weisen, mittlerweile einen breiten gesellschaftlichen Konsens gibt«.

Da ist ein Geben und Nehmen. Der Verein Deutsche Sprache (siehe KONKRET 10/02) verteilte kürzlich ein Flugblatt vor einer Lesung von Rainer Trampert und mir, in dem als Beweis, daß er weder deutschtümelnd noch reaktionär sei, aufgeführt wurde, »daß das Weltsozialforum von Attac und Porto Alegre eine scharfe Resolution gegen den Sprachimperialismus verabschiedet hat«. Da auch Mitstreiter Oscar Lafontaine fordert, »unsere Sprache soll wieder deutscher werden«, ist klar, »daß mit der englischen Sprache der Imperialismus der USA in den Ländern Europas vorangetrieben wird«. Damit sind wir angekommen – bei Deutschland, Europa und Lafontaine – und werden feststellen, daß manches Gerede über die »Völker« der Dritten Welt, ihre Trachten, Sitten und Gebräuche, nicht so wichtig, dafür aber die Beförderung einer Frontstellung »Europas« gegen die USA sehr ernst genommen wird. Meist folgt ja in der »globalisierungskritischen« Literatur der Behauptung, die Finanzmärkte seien anonym und heimatlos, die Enthüllung, sie seien in amerikanischer Hand oder verkörperten das amerikanische Prinzip, auf dem Fuße. Das hat Folgen. Wenn z. B. in Frankreich an den »nationalen Quoten für Radio- und Fernsehsendungen« gerüttelt wird und »die Ausstrahlung amerikanischer Produktionen« droht, dann tritt Attac auf den Plan, voll solidarisch mit der einheimischen Industrie: »Die französischen Produzenten haben sich dieser Herausforderung gestellt und den Kampf eröffnet. Wir unterstützen sie dabei« (»Attac-Manifest 2002«).

Die deutsche Sektion verfährt nach dem gleichen Muster. Was immer sie auszusetzen haben an Verschlechterungen im Gesundheits- und Rentensystem oder bei der Behandlung von Arbeitslosen, stets steht vor der Untersuchung fest, daß hierzulande das relativ kleinere, jenseits des Atlantiks das größere Übel beheimatet ist. Die Attac-Flugschrift »Buschtrommeln« rät der »globalisierungskritischen Bewegung«, sie »sollte darauf hinarbeiten, die EU zu einem

Gegenentwurf zum unilateralen amerikanischen System zu entwickeln«, zum gleichrangigen Machtfaktor also. »Auch wenn die Politik der EU derzeit vom gleichen neoliberalen Zeitgeist infiziert ist, so scheint doch eine Abkehr und Rückbesinnung auf wohlfahrtsstaatliche Traditionen wesentlich leichter durchsetzbar.« Das eigentlich Gesunde ist nur infiziert, hat sich angesteckt am Bazillen-Mutterschiff USA. In solchen Fällen reicht oft ein Glas heiße Zitrone und ein Schwitzbad, um zu gesunden. Die anderen Traditionen, die europäischen und speziell die deutschen, vergessen wir mal schnell – oder hat sich der Hitler seinen Antisemitismus womöglich auch per Ansteckung beim Amerikaner Ford geholt?

Egal. Jedenfalls ist »seit dem Rücktritt von Oscar Lafontaine« an der Regierung einiges auszusetzen. Hätte der Oscar doch nur den Gerhard besiegt. »Der Alltagsverstand wäre doch ein ganz anderer, wenn der Lafontaine-Kurs hegemonial wäre und eben nicht Schröder«, erläutert der Attac-Sprecher Werner Rätz. Da mag in Vergessenheit geraten sein, daß Lafontaine als Mann der Wirtschaft galt, als er für die Verlängerung der Maschinenlaufzeiten focht und für Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich. Man mag sich nicht erinnern, wie der gefeierte Held des Attac-Kongresses in Berlin in der SPD die Abschaffung des Asylrechts und die Möglichkeiten deutscher Militäreinsätze durchzusetzen half. Aber sein Buch, *Das Herz schlägt links*, könnte man wenigstens gelesen haben. Ein Bestseller. Darin steht, die neue Weltkonfrontation verlaufe »zwischen dem angelsächsischen Kapitalismus und der europäischen Marktwirtschaft«, wobei letztere den »linken Flügel« bilde, mit Ausnahme England, die Insel ist ein »Brückenkopf der Vereinigten Staaten«. Es gelte, die »europäische Kultur« gegen die »angelsächsische Dominanzkultur« zu verteidigen, was auch einigen Nutzen für die »Herausbildung eines europäischen Nationalflügels« brächte. Das Europamodell »bedarf zur Durchsetzung auf dem Weltmarkt einer Machtposition«, wozu auch die »Festlegung einer gemeinsamen Verteidigungspolitik« gehöre, die über allerlei »operative Kapazitäten« verfügen müsse und unabhängig von der Nato handlungsfähig zu sein hätte.

Wer diesen Kurs, weil er durchsetzt ist mit einiger sozialer Demagogie, die »linksreformistische Strömung« (Rätz) nennt, hat entweder nicht alle Tassen im Schrank oder ist ein Gesinnungsfreund des Referierten und will Partei ergreifen in der deutsch-(europäischen) Konfrontation mit den USA.

PS: Zum Begriff »Globalisierung«: Ich las Aufsätze über »Die globalisierte Revolte«, »Die Globalisierung der Konzerne«, »Globalisierte Finanzmärkte«, »Globalisierung und Privatisierung«, »Globalisierung ist gesundheitsschädlich«, »Globalisierung, ostdeutsch«, »Globalisierung und extreme Rechte«, »Globalisierung von oben«, »Globalisierung von unten«, »Gewerkschaften und Globalisierung«, »Technologie der Globalisierung«, »Über das Seelenleben von Globalisierern«, »Freihandelszonen in der globalisierten Wirtschaft«, »Modernisierungs- und Globalisierungsdruck«, »Die ökologischen Kosten der Globalisierung«, »Wie zukunftsfähig ist Globalisierung?«, »Die drei Grenzen der Globalisierung« – um nur die zu nennen, die das Wort in der Überschrift führen.

Selbst die Klügsten im Reigen der Pluralität kommen ohne den Nonsensbegriff nicht mehr aus. Große Uneinigkeit besteht, wann□s losging mit der Globalisierung. Einige neigen zum Jahr 1990 (Wegfall der Blockkonfrontation), andere eher zur Mitte der siebziger Jahre, wieder andere gehen sehr viel weiter zurück und sprechen von »der seit Jahrhunderten schon laufenden Globalisierung« (Carl Amery). Die Begriffe »Imperialismus« oder »Neokolonialismus« sind ziemlich ausgestorben. Der Begriff »Globalisierungsgegner« ist rückläufig, man bevorzugt, globalisierungskritisch zu sein. Jedenfalls ist, wenn man trotz aller Pluralität eine gemeinsame Klammer sucht, Globalisierung eine ziemlich üble Angelegenheit – dachte ich bis vorgestern. Da fiel mir der Aufruf von Attac zur Demonstration in Köln und der allerneueste Werbegag in die Hände. Hier heißt es nun: »Wir wollen eine Globalisierung für alle.« Ich bin verzweifelt, aber wahrscheinlich nur, weil ich mich mit »differenzierter Strategie und Taktik auf dem Terrain des Diskurses selbst« nicht richtig auskenne.

Quellen: Diverse Flugschriften von Attac; IZ3W – Sonderheft Soziale Bewegungen; *Attac: Sand im Getriebe* (Edition Nautilus 2002); *Schwarzbuch Globalisierung* (Riemann Verlag 2002); *Handbuch für Globalisierungskritiker* (Kiepenheuer + Witsch 2002)

Thomas Ebermann hat zusammen mit Rainer Trampert gerade das Buch »Sachzwang und Gemüt« (Konkret Literatur Verlag) veröffentlicht

Konkret 12/02, S. 16

Max Böhnel

Stars and Stripes über Bagdad?

Unter den US-Eliten gibt es unterschiedliche Vorstellungen über ein Nachkriegsregime im Irak – aber keine grundsätzliche Opposition zum Angriff

Lag ein umfassender Krieg gegen den Irak bis vor kurzem nur im Bereich des Möglichen, so scheint er mit dem doppelten, wenn auch knappen Wahlsieg der Republikaner in beiden Kammern des US-Kongresses unvermeidlich geworden zu sein. Die Bush-Regierung kann es sich angesichts der Kräfteverhältnisse nun erlauben, Kritik zu ignorieren – daher ihre demonstrative Gelassenheit trotz der langwierigen Debatten im Uno-Sicherheitsrat, daher ihre vollständige Nichtbeachtung der relativ großen Friedensdemonstrationen im Oktober. Immerhin gibt es ernsthafte Meinungsverschiedenheiten um das weitere Vorgehen.

Skeptiker und Falken

Zu den Skeptikern gegenüber einer Irakinvasion zählen wichtige Generäle, das State Department von Colin Powell sowie der Auslandsgeheimdienst CIA. Sie argumentierten in der Vergangenheit zum einen prinzipiell: Nach Meinung Powells sollte auf jeden Fall ein »zweites Vietnam« vermieden werden. Die USA dürften nicht wieder in einen Krieg hineinschliddern, ohne eine klar definierte Exit-Option zu haben. Da jedoch in Afghanistan die eigenen Verluste geringer ausgefallen sind, als selbst von Optimisten vorausgesagt, scheint diesen Befürchtungen die Grundlage entzogen.

Im Detail versuchten sich Experten dieser Fraktion an dem Nachweis, daß es keine Kontakte zwischen dem Baath-Regime Saddam Husseins und den Tätern des 11. September 2001 gegeben hatte. Ein Treffen zwischen dem WTC-Bomber Mohammed Atta und einem irakischen Diplomaten in Prag, das in den Medien kolportiert worden war, wurde definitiv von der CIA ausgeschlossen. Trotzdem konnten die Skeptiker »nicht ausreichend Gehör beim Präsidenten finden«, wie es in der Presse schließlich hieß.

Die dominante Fraktion der US-Administration, die seit dem Amtsantritt von Bush Anfang 2001 im Auftrag der Regierung außenpolitische Politikpapiere bis hin zu umfangreichen Globalentwürfen verfaßt, besteht aus rechten Hardlinern, die seit Jahren für einen Umsturz im Irak sowie für die sogenannte Neuordnung des Nahen und Mittleren Ostens werben. Zu ihnen gehören Pentagon-Chef Donald Rumsfeld, Vizepräsident Dick Cheney und mehrere Mitglieder von Bushs innerem Zirkel im Nationalen Sicherheitsrat. Als treibende Kräfte gelten seit Jahren Paul Wolfowitz, heute stellvertretender Pentagon-Chef, sowie Richard Perle, Vorsitzender des Defense Policy Board (DPB). Zu dessen 18 Mitgliedern gehören auch kriegserprobte Elder statesmen wie Henry Kissinger, Dan Quayle, James Schlesinger, Newt Gingrich und James Woolsey.

Das DPB hat zwar keinen offiziellen Status, aber es trifft sich nur ein paar Meter vom Büro des Pentagon-Chefs entfernt. Laut »New York Times« ist Perle, der Ronald Reagan einst als Vize-Verteidigungsminister diente, der Hauptfürsprecher des Iraqi National Congress – mehr dazu unten – und »omnipräsent«. Die illustre Runde äußere »manchmal Sichtweisen, die ihre Freunde in der Regierung nicht ausdrücken können«, hieß es. Sie betreibe ihre Lobbyarbeit mit minimalem Aufwand und maximalem Erfolg, da alte Kontakte zu einflußreichen Medien, Machtzentren und den diversen neokonservativen Denkfabriken wie dem American Enterprise Institute immer wieder aufgefrischt wurden. Zudem flimmern sie regelmäßig als gutbezahlte »Experten« zur besten Sendezeit über die Bildschirme. Ein Teil der DPB-Mitglieder betreibt gleichzeitig die Unterstützung für die israelische Likud-Partei Ariel Sharons. Der Falkenzirkel gilt zwar als neokonservativ, hat seine Wurzeln aber in der Demokratischen Partei. Neben seiner Pro-Likud-Haltung ist sein Programm von einer Feindschaft gegenüber der Uno und der Verachtung europäischer Eliten geprägt. Laut Lobbyexperte Jim Lobe sind diese Leute »absolut überzeugt davon, daß die USA dem Ausland gegenüber von ihren moralischen Prinzipien her überlegen und deshalb zu dauernden Erlösermissionen verpflichtet sind«.

Seit 1997 existiert eine zweite Lobbygruppe namens Project for a New American Century (PNAC), die sich mit dem DPB teilweise deckt und immer wieder das Außenministerium, vorsichtige Militärs sowie politikorientierte Geheimdienstchefs attackiert. Seit dem 11. September 2001 gilt dem PNAC außenpolitisch nicht mehr China als Hort des Bösen, sondern der Irak. In einem offenen Brief an Bush rief die Organisation eine Woche nach den Anschlägen zu Anti-Terror-Maßnahmen auf, »um Saddam Hussein von der Macht zu entfernen, selbst wenn es keine Beweise dafür gibt, daß der Irak direkt in die Angriffe verwickelt war«.

Neben den Genannten spielen auch Cheneys Bürochef Lewis Libby, Rumsfelds zweiter Stellvertreter Peter Rodman und Douglas Feith gewichtige Rollen als Scharfmacher, des weiteren Elliott Abrams, Mitglied im Nationalen Sicherheitsrat, sowie der Unterstaatssekretär John Bolton, seines Zeichens verantwortlich für »Waffenkontrolle und internationale Strategie«.

Wer bekommt das Öl?

Zu den Szenarien, die in den diversen Strategiezirkeln, Powells Außenministerium eingeschlossen, entwickelt werden, gehören Vorstellungen von einem Nachkriegs-Irak, der von einem Bündnis zur Zeit noch im Exil lebender irakischer Exmilitärs »mit fester Hand«, also per Militärdiktatur, regiert wird. Im Juli dieses Jahres trafen sich auf Anregung des Iraqi National Accord, gesponsert vom US-Außenministerium und unter Teilnahme des in den USA ansässigen Free Officers Movement, sieben dieser Militärs in London zu einer Lagebesprechung. Kommentar des amerikanischen Außenamtssprechers Richard Boucher: »ein nützliches Werkzeug«. Ein kleiner Schönheitsfehler: Gegen General Nizar al-Khazraji, der heute in Dänemark lebt, läuft ein Ermittlungsverfahren wegen der Ermordung von Kurden im Jahr 1988. Er war möglicherweise auch an Giftgaseinsätzen gegen Iraner im ersten Golfkrieg beteiligt. Ein weiterer Favorit des State Department ist das in Teheran ansässige und im Südirak präsente Supreme Council of the Islamic Revolution in Iraq.

Doch Powell hat noch andere Optionen. Gegenüber AP sagte er im Oktober, die USA diskutierten ein Modell, »das Japan nach dem Zweiten Weltkrieg ähnelt, als das Land von einer amerikanischen Militärregierung besetzt war«. Ein anderes Vorbild sei die amerikanische Militärregierung im besiegten Deutschland. Dieses Szenario würde Presseberichten von Anfang Oktober zufolge die Besetzung des Landes durch rund 100.000 US-Soldaten sowie die Übernahme der Amtsgeschäfte durch General Tommy Franks als Oberkommandierendem voraussetzen und mit der Festnahme und Verurteilung von irakischen Kriegsverbrechern sowie der Ent-Baathisierung des Irak einhergehen.

Ein anderer Vorschlag sieht die Wiederherstellung der irakischen Monarchie vor. Zur Wahl steht unter anderem der jordanische Prinz Hassan, Onkel des derzeitigen Monarchen von Amman, Abdallah dem Zweiten. Hassan war zur näheren Erörterung im Juli 2002 bereits zum erwähnten Treffen ehemaliger irakischer Offiziere in London eingeladen. Das Haschemitenreich muß sich angesichts solcher Vorstellungen jedoch reichlich überfordert fühlen – bisher lehnt es nämlich einen Krieg gegen den Irak ab.

Schließlich könnte der Irak, so ein weiteres Szenario, nach der Art von Afghanistan regiert werden, mit einem arabischen Karsai als Saddam-Ersatz. Einen Figurenaustausch, zum Beispiel nach einem Attentat auf den Diktator, rückte vor kurzem Bush-Sprecher Ari Fleischer in den Bereich des Möglichen, als kostengünstige Alternative zu einem Krieg. Als aussichtsreichster Kandidat für die Ersetzung des »Hitler von Bagdad« bietet sich Achmad Chalabi an, der Vorsitzende des Iraqi National Congress; der Congress existiert seit 1996, als er im Nordirak von den Truppen Saddam Husseins zerschlagen wurde, nur noch als Hülle im Exil, freilich ausgestattet mit diplomatischen Privilegien wie Zutritt zum Weißen Haus und Geldern aus dem US-Kongreß. Trotz mangelnder Glaubwürdigkeit im Irak selbst, auch bei den Kurden, verteilte Chalabi bereits das Fell des noch nicht erlegten Bären. Der britische »Guardian« berichtete am 5. November: »Letzte Woche traf sich der Führer des Iraqi National Congress mit Beauftragten dreier amerikanischer Ölgesellschaften zu Verhandlungen, wer was bekommt, wenn die USA die Macht übernommen haben. Das würde bedeuten, daß die Verträge, die Rußland und Frankreich mit Saddam Hussein geschlossen haben, gecancelt würden. Lord Browne, der Chef von BP, warnte davor, daß Großbritannien ebenfalls aus dem Irak gedrückt werden würde.« Chalabis Bemerkungen wurden in den USA groß herausgebracht, in erster Linie, um die renitenten Mitglieder des Uno-Sicherheitsrats zur Zustimmung zu einer US-Resolution zu bewegen.

Bis heute gibt es innerhalb der US-Regierung zwar eine Vielzahl an Ideen, aber keinerlei Konsens darüber, wie ein Irak nach Saddam Hussein unter direkter oder indirekter Kontrolle aussehen könnte. Einig ist man sich nur darin, daß eine Balkanisierung des Landes den Interessen der USA diametral zuwiderliefe. Denn was die US-Administration etwa in Jugoslawien in Schlagworte wie »Demokratie«, »Selbstbestimmung«, »nation building« und »Menschenrechte« hüllte, die ethnische Zersplitterung nämlich, wäre im Irak ihr Alptraum: Schließlich befinden sich unter der Erdoberfläche des Landes die zweitgrößten Erdölvorkommen der Welt, und wer ließe sich den direkten Zugriff darauf gerne durch Bürgerkrieg und Chaos vermasseln?

Max Böhnel arbeitet als Print- und Radiojournalist in New York

Konkret 12/02, S. 18

Thomas Immanuel Steinberg

Pipelines und Tedd□ b□ ren

□ l? Innenpolitik? Hegemonieanspr□ che? □ Worum geht es den USA bei den Kriegen im Nahen Osten und in Mittelasien?

Grenville Byford, Unternehmer aus Boston, mißfällt Bushs Terrorrhetorik. Denn Terror, schreibt er in »Foreign Affairs«, dem Clubjournal des New Yorker Council on Foreign Relations, sei nur ein Mittel. »Interessen zuerst; an zweiter Stelle die Ziele; an dritter die Mittel – so denkt Amerika. So sollte es auch sprechen.« Wessen Interessen, welche Ziele verfolgen die USA mit ihrer Kriegspolitik?

Die Kriegsgegner, sowohl die der USA als auch die der US-Kriege, sind sich uneinig. Die meisten Überlegungen zu Interessen und Kriegszielen kreisen ums Öl. Der leitende Redakteur von »Le Monde«, Bertrand Le Gendre, meint: »Der antiterroristische Kreuzzug riecht nach Öl«; seine Wirtschaftsredakteurin Babette Stern steuert ein Zitat von Tarek Aziz bei, dem irakischen Vizepremier: »Die amerikanische Regierung greift unter Vorwänden den Irak an und versucht, die Region zu beherrschen, um ihre Reichtümer zu stehlen.« Dinkar Ayilavarapu vom Wirtschaftsblatt »Asia Times« in Hongkong sieht mit dem angekündigten Irakkrieg die Organisation erdölexportierender Staaten (Opec) unter Beschuß: »Wie kann man erwarten, daß Saddam überlebt, wenn es um Milliarden Petrodollar geht? Oberflächlich geht es um Massenvernichtungswaffen. Kratz daran, und du stößt auf Öl.«

Anders dagegen Herta Däubler-Gmelin, die mit Schröder und Fischer die USA beim Angriff auf Jugoslawien und Afghanistan unterstützt hat: Den USA gehe es im Irak nicht um Öl. Das Ganze sei nur ein Manöver, eine beliebte Methode, um von inneren Problemen abzulenken. Siehe Thatcher Anfang der achtziger Jahre, siehe auch bereits Hitler.

Noch anders Jared Israel, im Internet unter Emperor□s Clothes. Er hat zum Kosovokrieg, zu den New Yorker Anschlägen und zu den Kriegszielen der USA sorgfältig recherchiert und meint, in Mittelasien gehe es den USA gerade nicht um Öl. Die Weltherrschaft sei das Ziel. Rußland solle zerschlagen werden. Daß Rußland auf der Höhe von Kasachstan geteilt werden könnte, befürchtete kürzlich auch der CDU-Bundestagsabgeordnete Willy Wimmer. Deutschland und Frankreich hingegen, mit Kontinentaleuropa im Schlepptau, agieren wie bisher – teils als Partner, teils als Konkurrenten der USA, nicht als ihre Gegner. Deutschland stellt immer wieder Territorium und Luftraum für US-amerikanisch geführte Angriffskriege zur Verfügung, egal, was gerade der Kanzler redet (siehe Stefan Frank in KONKRET 10/2002).

Werden also die Kriege im Nahen Osten und in Mittelasien um Öl geführt oder aus Gründen US-amerikanischer Innen- bzw. Außenpolitik? Oder um alles zusammen?

Für Irm Pontenagel von Eurosolar e. V. ist klar: »Schon seit Jahrzehnten werden um das Erdöl Kriege geführt und Bürgerkriege geschürt. ... Ohne westliche Ölinteressen hätten die Taliban keine Terrorherrschaft in Afghanistan errichten können. Zugunsten der Ölinteressen werden Menschen aus ihren Lebensräumen vertrieben, von Angola bis in den Sudan. ... Die Abhängigkeit vom Öl macht zudem die Chancen der meisten Entwicklungsländer zunichte, sich wirtschaftlich zu entwickeln.« Deshalb plädiert Pontenagel gemeinsam mit Hermann Scheer, der ihrem Verein vorsitzt und als SPD-Abgeordneter im Bundestag die Angriffe auf Jugoslawien und Afghanistan durchgewunken hat, für Solarenergie. Sonnenschein gebe es reichlich. Er müsse nur richtig genutzt werden, dann hätten die Ölkriege ein Ende.

Eurosolar denkt so wie die Kindergärtnerin, die zwei Kinder um einen Teddybären streiten sieht: Sie reicht ihnen einen zweiten. Ob die Schlichtung klappt, ist jedoch noch immer Glückssache, denn hinter so einem Streit steckt häufig mehr. Doch was?

Offenbar lassen sich die Förderkapazitäten für Erdöl – und für Erdgas – nicht so schnell ausbauen, wie die Nachfrage steigt. Der Zeitpunkt ist nah oder schon erreicht, an dem Öl- (und Ergas-)preis nicht konjunkturell oder spekulationsbedingt steigen, sondern wegen einer weltweiten strukturellen Deckungslücke. Die verbleibenden Reserven, egal wie groß, sind schlechter zugänglich als die zuerst erschlossenen. Die Förderung von Öl läßt sich daher nicht mehr in gleichem Maße steigern wie die weltweite Produktion von ölbetriebenen Landmaschinen, Heizungen, Autos, Flugzeugen und Klimaanlagen. Schneiden sich Förderkapazitäts- und Nachfragekurve, klettert der Ölpreis, und mit ihm der Gaspreis, in die Höhe.

Öl- (und Gas-)förderung werden einst enden, aber nicht aus finanziellen, sondern aus physikalischen Gründen: wenn nämlich die Gewinnung eines Liters Öl ebensoviel Energie kostet, wie Energie im Liter Öl steckt. Wann der Zeitpunkt kommt, ist unklar. Daß er kommt, ist sicher.

Die Welt hätte sich auf beide Ereignisse einrichten, also den Verbrauch senken oder erneuerbare Energie nutzen müssen, zumal Öl auch für Tausende Gebrauchsgüter benötigt wird. Von Berufs wegen anders sieht das der Pressesprecher der Mitteleuropa-Holding von Exxon-Mobil, Karl-Heinz Schult-Bornemann. Alljährlich präsentiert er seinen Überblick über die Erdöl- und Erdgasreserven der Welt unter der sprachlichen Eigenschöpfung »Oeldorado«. Er betont, das Öl werde sicher noch 40 Jahre reichen, wahrscheinlich länger, denn die Reservemengen seien in Hinblick auf den momentanen Stand

von Technik und Wirtschaftlichkeit ermittelt worden, lägen also eher höher. Zur Sorge sei kein Anlaß – und, könnten wir denken, schon gar nicht zum Krieg.

In den Exxon-Tabellen steht aber z. B. China auf dem zehnten Rang in der Welt mit Ölreserven, die sich seit 1990 überhaupt nicht verändert haben sollen; als hätte China zwölf Jahre lang seine Reserven nicht angerührt, als seien keine weiteren Lagerstätten entdeckt worden und als wären Technik und Preise unverändert geblieben. Ähnliche Ungereimtheiten ergeben sich bei den Mengenangaben für Ägypten, Kuwait und die Arabischen Emirate – kurz: Die Statistik ist so dürftig wie die Auskunftsfreude der Besitzer der je »landeseigenen Ölreserve«.

Ob die Angaben über Reservemengen aber nun stimmen oder nicht – das Argument der Energiepessimisten leuchtet ein: Eine Lücke zwischen Ölangebot und -nachfrage tut sich auf. Den Graphiken der Pessimisten zufolge ist sie schon da oder droht in diesem Jahrzehnt.

Selbst aber wenn die Förderung noch einen Vorsprung vor der Nachfrage hätte, selbst wenn soviel fossiler Brennstoff vorhanden wäre wie Wissen oder Luft: Öl ist eine Ware. Knapp ist Öl, weil ein gewinnermöglichender Bedarf daran besteht. Ebenso bringt der Bedarf an Öl nur dann Gewinn, wenn das Öl knapp ist. Dazu muß Öl nicht in dem Sinne knapp sein, wie es auch schmierig ist, also von Natur aus, oder knapp geworden in dem Sinne, daß jetzt physisch weniger da ist als früher, sondern es muß nur knapp sein aus gesellschaftlichen Gründen. Der ebenfalls gesellschaftliche und keineswegs natürliche Bedarf an Öl tritt mit der Knappheit an Öl stets als Paar auf. Knappheit ist ohne Bedarf, Bedarf ohne Knappheit gar nicht möglich – nicht denkmöglich.

Ebenso wie Öl wird jetzt auch Wasser zur Ware. Um Wasser gibt es Konflikte, auch um Wasser deuten sich Kriege an. Israels Ministerpräsident Sharon droht mit Krieg, falls der Libanon das Wasser des Hasbani-Nebenflusses ableitet. Die Türkei plant offenbar, Flußwasser nicht mehr in den Irak fließen zu lassen, sondern die Ware Wasser tankschiffweise an Israel zu verkaufen. Was für Wasser gilt, gilt ähnlich auch für Wissen, das doch scheinbar frei ist.

Das Argument, die allgemeine Ressourcenerschöpfung löse Kriege aus, soll daher hier außer Betracht bleiben. Die Frage ist, ob es den USA bei ihren Interventionen in den Ergas-, Erdöl- und Transitregionen um Ölinteressen oder um Geopolitik geht.

□ Der US-Konzern Unocal wollte eine Gaspipeline durch Afghanistan an den Indischen Ozean bauen – seit einem Jahr führen dort die USA zusammen mit Großbritannien, Deutschland und einigen andern Ländern Krieg.

□ Im Anschluß an den Angriffskrieg zahlreicher westlicher Länder gegen Jugoslawien errichteten die USA im kosovarisch-mazedonischen Grenzgebiet die Festung Bondsteel. Sie ist die größte militärische Anlage außerhalb des eigenen Landes. Der Bau der AMBO-Ölpipeline für kaspisches Öl von Burgas in Bulgarien durch Mazedonien an Bondsteel vorbei nach Vlorë in Albanien konnte beginnen.

□ Ein Konsortium unter Führung von BP Amoco baut seit September 2002 die BTC-Ölpipeline von Baku über Tbilissi nach Ceyhan an der türkischen Mittelmeerküste. Die Pipeline führt durch den Kaukasus und die östliche Türkei. Dort bekriegen oder bekriegten sich die US-nahe türkische Militärführung und die Kurden; das US-nahe Aserbeidschan und Armenien; das US-nahe Georgien und Abchasien; die pakistanisch, also indirekt US-amerikanisch unterstützten Tschetschenen und die russische Zentralregierung.

□ Der Irak besitzt die zweitgrößten Ölreserven der Welt. Die USA und Großbritannien bereiten einen weiteren Krieg gegen das Ölland vor, das an die Ölländer Iran, Kuwait und Saudi-Arabien grenzt.

Afghanistan

Die ehemalige deutsche Justizministerin wurde nicht gefragt, wieso die USA immer gerade da intervenieren, wo Öl und Erdgas fließen, aber der Internet-Autor Jared Israel. »Das Imperium ist nicht wegen des Öls in Afghanistan«, antwortet Israel einem Leser, zumal die Firma Unocal eine Gas- und keine Ölleitung habe bauen wollen. Die USA wollten nach dem Zerfall der Sowjetunion nun Rußland zerschlagen. »Weniger wegen des Öls waren die USA an Zentralasien interessiert als vielmehr am Öl □wegen Zentralasien□.« Örtliche Kräfte könnten leicht mit Öl- und Gasprojekten für strategische Ziele der USA gewonnen werden. Nicht die Taliban, sondern die Amerikaner hätten im übrigen die Pipelinepläne scheitern lassen und mit ihrem Krieg – der ja immer noch anhält – die Möglichkeit eines Pipelinebaus selbst jedenfalls vorläufig obsolet gemacht. Zugleich hätten die USA die zentralasiatischen Republiken – Kirgistan, Usbekistan, Aserbeidschan und sogar Georgien – militärisch an sich und die Nato binden können. Wie Däubler-Gmelin hält Israel das Ölargument für einen Trick.

Tatsächlich intervenieren die USA in den meisten Grenzländern zu Rußland und den innerrussischen Randgebieten – und zwar vorerst nichtmilitärisch. Doch nahezu alle Nachbarn Rußlands besitzen auch Energieressourcen oder leiten sie durch ihr Gebiet. Belarus zum Beispiel ist von Pipelines durchzogen, die Mittel- und Westeuropa mit kasachischem und russischem Öl und Gas beliefern. US-Botschafter Kozak und Ex-BND-Chef Wieck haben in Minsk versucht, mit Geld und

Propaganda Lukaschenkos Wiederwahl zu verhindern. Der Ort der Konflikte läßt also weder eindeutig auf geostrategische noch auf Energieinteressen schließen.

Gegen das Öl-, genauer, Energieressourcenargument spricht etwa: Die Firma Unocal hat ihre Pläne in Afghanistan 1998 fallenlassen und bis heute nicht wieder aufgegriffen. Andererseits hat die Bush-Regierung ausgerechnet einen früheren Unternehmensberater von Unocal zum Sonderbotschafter in Afghanistan ernannt: Zalmay Khalilzad hat der Ölfirma eine politische Risikoanalyse über die geplante Gaspipeline gefertigt, 1997 an Gesprächen zwischen Unocal und Talibanvertretern teilgenommen und noch 1998 wie ein Lobbyist in der »Washington Post« die Taliban gegen den Terrorismusvorwurf verteidigt. Im National Security Council berichtet er heute Condoleezza Rice, die selbst im Vorstand von Chevron war. Khalilzads Rolle spricht eher für einen engen als für einen losen Zusammenhang zwischen Ressourceninteressen und Afghanistankrieg.

Auch haben am 30. Mai 2002 die Regierungschefs von Turkmenistan – dort lagert das Gas – , Afghanistan und Pakistan ein Memorandum of Understanding unterzeichnet. Die Asian Development Bank (Mehrheitseigner sind die westlichen Staaten einschließlich der USA) wird eine Machbarkeitsstudie vorfinanzieren, die Weltbank (größter Eigner sind die USA) wird als möglicher Investor genannt.

Offenbar gehen im Fall Afghanistan geostrategische und Ressourceninteressen ineinander über, so daß weder von bloßer Geschäftsförderungspolitik noch von manischem Weltherrschaftsstreben der USA gesprochen werden kann.

Balkan

Für die AMBO-Pipeline und Camp Bondsteel an der mazedonischen Grenze gilt ähnliches. US-General Michael Jackson verkündete bei der Übernahme des Kfor-Kommandos: »Wir werden hier bestimmt lange bleiben, so daß wir auch die Energiekorridore sichern können, die (Mazedonien) durchqueren.« Die Machbarkeitsstudie zu AMBO wurde von Brown & Root, der Tochterfirma von Dick Cheneys Halliburton erstellt, der Öl-Service-Firma mit über 100.000 Beschäftigten. Bau und Catering von Camp Bondsteel erledigt(e) Halliburton (siehe »Das Dream-Team«, KONKRET 10/02). Die betroffenen Staaten mußten auf Souveränitätsrechte verzichten. Unter Cheneys Vizepräsidentschaft wurde Brown & Root Exklusivlieferant der überseeischen Teile der US Army und aller Bauten der US Navy, obwohl gegen die Firma ein Betrugsverfahren läuft. Geostrategische und Ölinteressen sind offenbar vollkommen miteinander verflochten.

Kaspisches Meer, Kaukasus, Türkei

Wie ist das Investitionsprojekt mit dem Kürzel BTC, die Ölpipeline von Baku in Aserbeidschan über Tbilissi in Georgien nach Ceyhan am türkischen Mittelmeer, einzuordnen?

Die »Neue Zürcher Zeitung« titelte noch im August 2001: »Gute Karten Rußlands im kaspischen Pipeline-Poker«. Mindestens bis 2006 werde Rußland beim Öl seine Vormachtstellung behalten. Denn die neue Leitung von den kasachischen Tengisfeldern ans Schwarze Meer führe über russisches Gebiet und werde dem Land in den kommenden 40 Jahren 20 Milliarden Dollar einbringen. Russisches Erdgas fließe demnächst durch die Blue Stream Line am Boden des Schwarzen Meeres nach Samsun in der Türkei. Und die alte sowjetische Verbindung der aserischen Ölfelder mit dem russischen Schwarzmeerhafen Noworossisk, die sogenannte Nordroute, sei über Dagestan umgeleitet worden. Die Tschetschenen könnten sie nicht mehr unterbrechen. Die USA dagegen hätten einen leistungsfähigen Westkorridor, von Baku ans Schwarze Meer oder gar ans Mittelmeer, nicht geschaffen. Das russische Transportmonopol am Kaspischen Meer sei daher ungebrochen.

Das waren zweifellos Erfolge für die russischen Konkurrenten – oder Gegner. Aber die Baku-Tbilissi-Ceyhan-Verbindung mit dem Mittelmeer wird nun, nach achtjährigem Zögern, doch gebaut. Gezögert wurde, weil die Pipeline den beiden größten der Branche, Chevron Texaco und ExxonMobil, nicht ins ökonomisch-politische Kalkül paßt. Die kasachischen Tengisfelder im Nordosten des Kaspischen Meeres gehören einem Konsortium unter Chevron-Führung und entleeren sich bereits günstig über die russisch-kasachische Pipeline in Tanker bei Noworossisk. Für die Pipeline ab Baku am westlichen Ufer des Kaspischen Meeres liegt in aserischen Gewässern allein nicht genug Rohöl bereit. Aus Kasachstan müßten Lieferungen (über oder durch das Kaspische Meer) nach Baku abgezweigt werden. Dann aber wäre die Tengis-Noworossisk-Pipeline weniger rentabel.

Wer nun hat sich mit dem BTC-Leitungsbau durchgesetzt? Konsortialführer ist der dritte Ölriese, BP Amoco, 1998 hervorgegangen aus der bis dahin größten Firmenfusion der Geschichte zwischen der großen British Petroleum und der kleineren US-Firma Amoco. Weltsitz ist London, die Exploitation von Gas und Öl wird von Houston, Texas aus geleitet.

Die Verhandlungen zwischen den zahlreichen Ölfirmen des BTC-Konsortiums und den Staaten Aserbeidschan, Georgien und Türkei koordinierte eine Anwaltskanzlei. Baker Botts L.L.P. beschäftigt weltweit 600 Anwälte in den fünf Ölhauptstädten Austin, Baku, Dallas, Houston und Riad und in den drei politischen Hauptstädten London, New York und

Washington. Baker Botts wird geleitet von James A. Baker III, Außenminister unter Bush senior. Baker hat im August 1990 bei Saddam Hussein den Eindruck erweckt, die USA würden eine Kuwait-Annexion dulden, wie Günter Barudio in *Tränen des Teufels. Eine Weltgeschichte des Erdöls* (Klett-Cotta 2002) berichtet. Baker war es auch, der Bush junior mutmaßlich per Wahlbetrug in Florida in den Präsidentensessel gehievt hat. Er sitzt zudem im Beirat der US-aserischen Handelskammer in Baku wie vor ihm der jetzige US-Vize Cheney von Halliburton. Halliburton, größte Öl-Service-Firma der Welt, hat vom Konsortium den Zuschlag für die Ingenieurarbeiten im längsten, dem türkischen Abschnitt erhalten.

Rechtzeitig vor dem ersten Spatenstich, am 28. März 2002, sicherte das US-Verteidigungsministerium der aserischen Flotte fachlichen Beistand zu – Aserbeidschan liegt im Streit mit dem Iran über die Schürfrechte vor beider Küste. Generalunternehmer für BTC in der Türkei ist die türkische Ölfirma Botas. Ihr bastelte Baker ein sogenanntes Host Government Agreement mit den Vertretern der türkischen Militärregierung. Danach sind ab sofort im Transportkorridor für die Pipeline alle inländischen Gesetze null und nichtig. BTC/Botas zahlt den Anrainern keine Entschädigung, da die Grundbücher veraltet sind und die gegenwärtigen Eigentümer nicht aufführen. BTC/Botas kann beliebig viel Wasser entnehmen, unabhängig vom Bedarf der Bewohner; BTC/Botas muß nicht für Schäden aus Lecks aufkommen; BTC/Botas erwartet Kredite von der Weltbank und hält sich an keine ihrer Regeln zum Schutze der kurdischen und anderer Minderheiten im Korridor. BTC/Botas ist, wie es das glücklicherweise gescheiterte Multilateral Agreement on Investment (MAI) für alle Konzerne der Welt vorsah, unumschränkter Herrscher auf seinem Gebiet.

Die Ölinvestition wirft Profit ab für das BP-Konsortium und seine Anhängsel. Zugleich festigt sie die Herrschaft von Bush & Co. Öl ist die materielle Basis für politische Macht, politische Macht die Basis für Profit. Rußland, da hat Jared Israel recht, ist den USA ein schlecht berechenbares Hindernis auf dem Weg zur Herrschaftsausweitung und -sicherung, gerade weil es Ressourcen und Transportwege kontrolliert. Rußland hat noch einen Teddybären. Den will Bush zu seinem dazuhaben. Kurz: Den USA geht es gegenwärtig ums Öl, wirklich nur ums Öl. Der belgische Kommunist Michel Collon drückte das in »Solidaire« so aus: »Wer die Welt beherrschen will, muß das Öl im Griff haben. Alles Öl. Wo es auch sei.«

Im Irak ist ganz viel davon.

Thomas Immanuel Steinberg schrieb in KONKRET 11/02 über die CIA in Roman und Sachbuch

Konkret 12/02, S. 20

Thomas Immanuel Steinberg

Die neuen Kriege

Wer etwas zu sagen hat, und sei's ein deutscher Professor, drückt sich auch verständlich aus. Herfried Münkler, Politikwissenschaftler an der Humboldt-Universität, schreibt flüssig und klar, und auf die »neuen Kriege«, die in Tschetschenien, Kolumbien oder Sierra Leone, eröffnet er einen erhellenden Blick. Kriegsgegner neigen ja zu einer Kriegsbetrachtung von außen: Welche Mächte stehen hinter den Kriegsparteien, um welche Reichtümer wird gestritten, wessen Herrschaft soll gefestigt oder erschüttert werden ... Münkler dagegen beobachtet die innere Kriegsdynamik. Die Maschinenpistolen sind billig und die zwölfjährigen Knaben willig. Ist das Gemeinwesen erst verwüstet, so treibt die Kriegsökonomie allein aus sich heraus den örtlichen Warlord zur Fortführung seiner Gewaltakte. Kann er sich gar in der Schattenglobalisierung verankern, durch Raub und Handel mit wertvollen Rohstoffen, Waffen, Hilfsgütern karitativer Einrichtungen oder Drogen, so findet das Schlach-ten kein Ende. Solche »neuen« Kriege, zeigt Münkler, toben fort, unabhängig von der gerade propagierten Leitparole oder -mission.

Münkler, der Politikwissenschaftler, gewinnt den Abstand zur je spezifischen Rechtfertigung für Kriegsgewalt durch den Umweg über die Geschichte. Der Dreißigjährige Krieg wies, in größerem Maßstab, ähnliche Züge auf wie die Regionalkriege heute. Er ernährte die wilden Landsknechte, und je weniger die Zivilwirtschaft abwarf, um so stärker sahen sie sich zur Fortführung ihrer Raubzüge getrieben. Der Krieg ernährte den Krieg. Die Entwicklung schwerer und teurer Waffensysteme erst machte nationalstaatliche Armeen erforderlich, mit disziplinarischer Unterwerfung, einheitlicher Befehlsstruktur und Uniformierung. Statt Privatarmeen standen nun staatliche Heere einander symmetrisch gegenüber. Ein Kriegsvölkerrecht bildete sich heraus, das Kombattanten von Zivilisten unterschied, bis die Stillstandsschlachten des Ersten Weltkriegs und der totale Zweite Weltkrieg abermals die Relationen verschoben.

Heute nun ermöglichen handliche billige Waffen asymmetrische Privatkriege. Münkler zufolge ist der zwischenstaatliche Krieg ein Auslaufmodell. Um so fester fressen sich Kriege in einmal befallenen Gebieten fest. Der Autor meint deshalb, die Interventen für ihren Krieg gegen Jugoslawien loben zu müssen. Sie hätten eine Ausweitung verhindert. Damit durchbricht Münkler leider seine so fruchtbare Beschränkung auf die innere Kriegsdynamik. Sein Buch ist dennoch lesenswert.

Herfried Münkler: Die neuen Kriege. *Rowohlt, Reinbek 2002, 286 Seiten, 19,90 Euro*

Konkret 12/02, S. 22

Thomas von der Osten-Sacken

Kein Platz für Juden

In Reaktion auf den US-geführten »Krieg gegen den Terror« breitet sich in Deutsch-Europa erneut ein aggressiver Antisemitismus aus

»Eine Welt, in der es keinen Platz für die Juden gibt, hat keinen Platz für die Differenz; und eine Welt, der der Platz für die Differenz fehlt, hat auch keinen Platz für Menschlichkeit. Das ist der Grund, warum Antisemitismus nicht *ein*, sondern *das* crime against humanity ist.«

Jonathan Sacks

»Anstatt gegen Antisemitismus zu mobilisieren – was hierzulande tatsächlich etwas Neues wäre – , wird in Sachen Feindmarkierung eher der Schulterschluß mit den Antisemiten praktiziert.«

Paul Spiegel

Der britische Oberrabbiner Jonathan Sacks bemerkte kürzlich, die Welle antisemitischer Äußerungen und Ausschreitungen in Europa und Nahost lasse nur einen Schluß zu: »Antisemitismus ist die erfolgreichste Ideologie der Moderne.« Die Harvard-Professorin Ruth Wise schrieb, offenbar habe in Europa einzig der Antisemitismus »von allen europäischen Groß-Ideologien unbeschadet das 20. Jahrhundert überstanden«, während Kommunismus, Faschismus und Liberalismus in Bedeutungslosigkeit versunken seien. Charles Krauthammer, Kolumnist der »Washington Post«, forderte seine Landsleute auf, sich von einer trügerischen Illusion zu verabschieden: Der Antisemitismus, der in der Vernichtung der europäischen Judenheit kulminierte, könne nicht länger als »Ausnahmeerscheinung der europäischen Geschichte« verstanden werden. Außergewöhnlich sei im Gegenteil die zeitweilige Schwäche antisemitischer Bewegungen nach 1945 gewesen, nun kehre wieder Normalität in Europa ein.

Mit Unbehagen verfolgte man in Israel und den USA den ersten Wahlkampf in Deutschland, in dem, wie die »Jerusalem Post« bemerkte, nicht nur »weitverbreitete antiamerikanische Ressentiments bedient«, sondern auch dezidiert antisemitische Töne angeschlagen wurden. Daß beides schließlich über das Thema Irak zusammenfand, der »Kriegsverbrecher« Sharon durch den »Cowboy« Bush ergänzt wurde, ist kein Zufall – Antiamerikanismus und Antisemitismus verschmelzen immer dann zu einer Einheit, wenn es in Krisensituationen um die Anbindung außenpolitischer Interessen an die innere Verfassung der Gesellschaft geht. Bereits 1906 hatte der völkische Autor Otto Ladensdorf diesen Konnex auf den Punkt gebracht: »Heute kann man schon in gewissem Sinne den Juden als den Vertreter des Amerikanismus bei uns bezeichnen. Verjudung heißt eigentlich Amerikanisierung.«

Judentum, Liberalismus und Amerika bildeten dergestalt in Deutschland die Matrix alles Hassenswerten schon vor Beginn des Ersten Weltkriegs, den Thomas Mann als »großartigsten Ausbruch des uralten deutschen Kampfes gegen den Geist des Westens« begrüßte. Später verband sich der Kampf gegen den vermeintlich von den Juden repräsentierten westlichen Universalismus mit Friedensrhetorik. Ökonomisches Interesse und Menschenrechtsimperialismus, so der Naziautor Adolf Halfeld 1941, seien für die Juden identisch: »Der Jude glaubt – und ohne Zweifel auch aus innerem Bekenntnis – an die Vereinigten Staaten als die irdische Heimat seines Weltbürgertums. Ihm sind die Human Rights das Evangelium des nordamerikanischen Menschen.« Deshalb treibe er zum Krieg des universalistischen jüdischen Weltbürgerideals gegen das von den Deutschen repräsentierte völkische Selbstbestimmungsrecht.

Der Zweite Weltkrieg wurde, wie der Nationalrevolutionär Giselher Wirsing (nach dem Krieg Chefredakteur der evangelischen Wochenzeitung »Christ und Welt«) erklärte, zu einem globalen Kampf der Völker gegen das kosmopolitische, von Amerika, England und den Juden verkörperte »weltbürgerliche Prinzip« und für einen »nationalen Sozialismus« in ihrer jeweiligen Heimat. Die sogenannten Nationalrevolutionäre, auf die sich heute Leute wie Horst Mahler berufen, beschäftigten sich schon damals obsessiv mit dem Nahen Osten, der zionistischen Besiedlung Palästinas und dem arabischen Öl. In seinem vielbeachteten Buch *Ölkrieg*, das 1939, kurz vor dem deutschen Überfall auf Polen, erschien, erklärte der populärwissenschaftliche Autor Anton Zischka, die USA und das Weltjudentum hetzten nur zum Krieg, um sich das Öl und die Vorherrschaft in Arabien zu sichern; überall aber werde »Blut über Öl und Nationalbewußtsein über internationalen Kapitalismus« siegen.

Heute formuliert Mahler denselben Gedanken, wenn er von einem am 11. September 2001 ausgebrochenen Dritten Weltkrieg der Völker gegen die »judäo-amerikanische Weltherrschaft« spricht. Hätten in den ersten beiden Kriegen die USA gesiegt, stehe nun der Sieg der vom Islam angeführten Völker bevor. »Wir müssen den mondialistischen Konzepten

der ›Menschenrechte‹ die organischen und bodenständigen Konzepte der ›Rechte der Völker‹ und der ›Rechte der Ethnoi‹ entgegenstellen«, fordert zur gleichen Zeit die nationalrevolutionäre russische Zeitung »Elemente« und ruft zur Unterstützung der Antiglobalisierungsbewegung, des Islam und Saddam Husseins gegen die USA und den Zionismus auf. Saddam wiederum hat dem »Zio-Imperialismus« längst ebenso den Krieg erklärt wie Osama Bin Laden den »Kreuzfahrern und Juden«.

Für Jonathan Sacks steht fest, daß erneut ein Krieg zwischen den Antisemiten und ihren Gegnern entbrannt ist, der global geführt wird. Sein zentraler Austragungsort und zugleich seine wichtigste Chiffre sind Israel und der Nahe Osten. Diese Region und dieser Kampf, dessen Ausgang offen ist, beschäftigen die Gemüter weltweit wie keine andere Region und keine andere soziale oder politische Auseinandersetzung. Jede/r, scheint es, hat sich gegenüber diesem Konflikt zu positionieren, wobei Europa, so Sacks, »einen generellen Unwillen an den Tag legt, sich dem Antisemitismus zu widersetzen«.

Nicht von ungefähr haben der Nahe Osten und die sich dort zuspitzenden Krisen eine Bedeutung, die weit über einen regionalen Konflikt hinausweist. Häufig schon wurde bemerkt, daß diese Region aus unterschiedlichen Gründen mit deutscher und europäischer Geschichte übercodiert sei. Vor allem Bezüge zum Nationalsozialismus werden reflexhaft hergestellt, wenn es gilt, aktuelle Vorgänge zu erklären – sei es Jürgen W. Möllemann, den die israelische Armee an die Wehrmacht erinnert, oder H. M. Enzensberger, der in Saddam die Inkarnation Hitlers entdeckte. Auch die dortigen Konfliktparteien pflegen sich gegenseitig als Nazis zu zeichnen: Menachim Begin erklärte 1982, Hitler aus seinem Bunker holen zu wollen, und meinte Arafat in Beirut, während die Palästinenser, sekundiert von der Neuen Linken in Europa, das israelische Bombardement der libanesischen Hauptstadt als neuen »Holocaust« bezeichneten und den Kampf um das Flüchtlingslager Djenin im Sommer 2002 als »Verbrechen gegen die Menschheit«.

Der Automatismus, mit dem derartige Vergleiche angestellt werden, spricht dafür, daß der Nahe Osten mehr ist als nur eine Projektionsfläche. Dan Diner wies schon vor zehn Jahren darauf hin, daß mit dem zweiten Golfkrieg gleichsam die internationalen Bruchlinien von 1939 erneut spürbar geworden sind: Amerikaner und Briten einerseits, die eine konsequente militärische Aktion gegen einen »totalitären Diktator« forderten, und andererseits die Deutschen, unterstützt von der Mehrheit der Bevölkerung in Europa und der Dritten Welt, die auf Verständigung mit Saddam Hussein setzten und den USA vorwarfen, einen brutalen Krieg gegen ein unschuldiges Volk zu führen. Für die USA handelte es sich bei Saddam nicht nur um einen von vielen postkolonialen Drittweltdespoten, sondern um einen Präzedenzfall: Die Verletzung der Souveränität eines anderen Staates dürfe, so die anglo-amerikanische Darstellung, nicht noch einmal, wie 1938, geduldet werden. Die deutsche Friedensbewegung dagegen griff bereitwillig die irakische Propaganda von den willkürlich gezogenen kolonialen Grenzen auf und begegnete dem vermeintlichen Wunsch der Araber nach Vereinigung ihrer Länder mit Verständnis. Bagdad wurde als zweites Dresden halluziniert, das unter dem Terror »anglo-amerikanischer Bomberflotten« zu leiden habe. »Die ›Alliierten‹ empfanden die Konstellation am Golf ebenso als Déjà-vu«, schrieb Diner, »wie die pazifistische Erregung in Deutschland, die massenweise Wiederholungsphantasien auslebte.«

Diese Bruchlinien, die nach dem 11. September 2001 noch deutlicher geworden sind, veranlaßten kürzlich David Gelernter im linksliberalen »Weekly Standard«, den Europäern Appeasement-Politik vorzuwerfen. Von den muslimischen Staaten gehe offenbar eine »politisch, finanziell und masochistisch lohnende Faszination« aus, in der sich eine spezifische Form des europäischen Selbsthasses rationalisiere, Ausfluß einer Weltanschauung, derzufolge man anderen Völkern seine eigenen Werte nicht aufdrücken dürfe.

Nun geht es in der US-Debatte allerdings gerade darum, sich gegen den in Bagdad, Berlin und anderswo erhobenen Vorwurf, man führe einen »Kampf der Kulturen«, zu wehren. »Die häufige Verwendung des Begriffs ›amerikanische Werte‹«, erklärten kürzlich 67 prominente amerikanische Intellektuelle in einer Antwort auf einen offenen Brief saudischer Akademiker, »hat für einige Verwirrung gesorgt, als ob wir in den USA Moslems dazu aufforderten, ›amerikanische Werte zu übernehmen‹. Unsere Argumentation für grundsätzliche Rechte und Freiheiten gründet aber auf universalen, nicht auf nationalen oder partikularistischen Werten.«

Zunehmend warnen amerikanische Autoren wie der konservative Kolumnist Victor D. Hanson vor der Gefahr eines »islamischen Faschismus«, der mit einem weiteren Genozid an den Juden drohe und deshalb mit allen Mitteln niedergerungen werden müsse. Die Europäer dagegen und die meisten Menschen in der Dritten Welt sehen in Saddam Hussein und Osama Bin Laden entweder Opfer westlicher Hegemonialpolitik oder feiern sie gar als Heroen im Kampf gegen »Imperialismus und Zionismus«. Das geschieht meist nicht, weil der irakische Diktator ihnen besonders sympathisch ist, sondern weil im Falle des Irak, stärker noch als im Krieg gegen Al-Qaida, das Aufeinanderprallen der Konkurrenten auch als ein Kampf antagonistischer Prinzipien erscheint: Selbstbestimmungs- und Volksrecht versus bürgerlicher Universalismus und Kapitalismus. Erneut werden die »Völker« so gegen den amerikanischen Imperialismus in Stellung gebracht; folgerichtig geraten UN-Gipfel immer mehr zum antiamerikanischen und antisemitischen Potlach.

E

Es ist kein Zufall, daß gerade konservative jüdische Kolumnisten oder dem Likud nahestehende Intellektuelle in Israel vor den Folgen dieser Auseinandersetzung warnen. Angesichts brennender Synagogen in einem Europa, in dem Juden auf offener Straße angegriffen werden, Demonstranten in Berlin »Tod den Juden« brüllen, und angesichts der täglichen Aufrufe in Bagdad, Ramallah und Damaskus zum Massenmord an den Juden, der dann – in kleinerem Maßstab – von Hamas und den Al-Aksa-Brigaden in Israel und von Al-Qaida in New York geprobt und vorweggenommen wird, warnte der liberale Kolumnist Ron Rosenbaum vor einer sich anbahnenden »zweiten Endlösung«, die sogar leichter auszuführen sei als die erste, seien doch fünf Millionen Juden bereits an einem Ort, in Israel, konzentriert. Man muß weder die israelische Rechte mögen oder Anhänger des Likud sein, um einzuräumen, daß die zionistische Rechte die Entwicklung Europas in den dreißiger Jahren weit treffender analysierte als die Linke. Sie warnte vor den Auswirkungen des eliminatorischen Antisemitismus in Deutschland und machte sich keinerlei Illusionen über das Wesen der panarabischen Nationalbewegung, die sie als Kollaborateure der Deutschen im Nahen Osten bekämpfte.

Es war der zionistische Revisionist Wladimir Jabotinsky, dessen jugendliche Anhänger nach italienisch-faschistischem Vorbild in schwarzen Hemden herumliefen, und nicht der Friedensbund Brith Schalom, in dem Martin Buber sich engagierte, der eindringlich vor einer Katastrophe des europäischen Judentums warnte und die Evakuierung der polnischen Juden nach Palästina forderte – lange bevor die Nazis in Warschau einmarschierten. Das sollte bedenken, wer heute in Deutschland die Warnungen und Analysen der Nachfolger Jabotinskys, der israelischen Rechten also, vom Tisch wischen will. Denn leider hatten in der jüdischen Geschichte fast immer die Schwarzseher und Pessimisten recht, in deren Tradition der Zionismus vor über hundert Jahren entstand. Wenn also, wie zur Zeit, israelische und jüdische Schriftsteller, Journalisten und Wissenschaftler vor der Bedrohung durch einen neuen mörderischen Antisemitismus und einem europäisch-arabisch-islamischen Bündnis warnen, dann müßten gerade bei deutschen Linken alle Alarmglocken läuten.

Das Gegenteil ist der Fall; erneut wird Israel die Schuld an der Eskalation im Nahostkonflikt zugeschrieben, und die sogenannte Antiglobalisierungsbewegung – über die »Jediot Acharonot« bemerkte, ihre »Verbindung mit den muslimischen Djihad-Bewegungen« werde täglich enger – nimmt hierzulande eine ähnliche Entwicklung wie einst die Friedensbewegung. Wurde diese im Laufe der achtziger Jahre mehr und mehr eine deutschnationale, so droht jene gegenwärtig eine antisemitische und völkisch-antiuniversalistische Erweckungsbewegung zu werden: »Das zentrale Thema der europäischen Bewegungen gegen Globalisierung ist heute der Vergleich zwischen dem Holocaust, in dem sechs Millionen Juden getötet wurden, und der Intifada, die bisher 1.300 Palästinenser das Leben gekostet hat« (»Wall Street Journal«). Ein Vergleich, der in Deutschland längst so selbstverständlich ist, daß mit ihm Außenpolitik betrieben werden kann. Es waren die Grünen, die 1982 in den Palästinensern die »Opfer der Opfer« entdeckten und die die besondere Verantwortung Deutschlands beschworen, den drohenden »Genozid der israelischen Armee an den Palästinensern« zu verhindern.

Daß es 17 Jahre später den Grünen überlassen blieb, unter der Parole »Nie wieder Auschwitz« Krieg zu führen und damit nicht nur die deutsche Vergangenheit zu entsorgen, sondern Deutsch-Europa ein neues, gegen die USA gerichtetes außenpolitisches Programm zu verpassen, ist nur folgerichtig. Die von der Neuen Linken betriebene »Universalisierung« der Shoah, die sich darin äußerte, überall Genozide aufzudecken, hat Deutschland geholfen, seine außenpolitischen Interessen durchzusetzen, ohne von der eigenen Vergangenheit behindert zu werden. Nicht der Universalismus der Menschenrechte, auf den sich die USA im Fall Jugoslawiens berufen haben, sondern einmal mehr die Rechte »unterdrückter Völker« veranlaßten die Deutschen, zum dritten Mal im 20. Jahrhundert gegen die Serben in einen Angriffskrieg zu ziehen. Und was gestern für den Kosovo galt, wird heute gegen Israel geltend gemacht.

Es ist für Außenstehende schwer zu verstehen, daß hierzulande die Ressentiments, die nach 1945 tabuisiert schienen, als Invarianten erhalten blieben, auch wenn sie teils kontraphobisch rationalisiert worden sind. So wie die Friedensbewegung das Ressentiment gegen Amerikaner und Engländer in Pazifismus umdeklarierte, um über Vietnam und Tripolis nach Dresden zu gelangen (siehe Wolfgang Schneider: »Lazarett Deutschland«, KONKRET 3/91), so bewahrte die Propaganda der DDR gegen den »Yankee-Imperialismus« die völkischen Stereotype. Inzwischen ist dieser linke »Diskurs« zum Mainstream geworden. Was früher im kommunistischen Zirkular stand, erzählen heute Minister. So hat vor allem die Vorstellung ihren Weg ins Establishment gefunden, daß »wir Deutsche« eine besondere Verantwortung für die Palästinenser und alle von Fremdbestimmung und US-Imperialismus gegängelten Völker hätten. Diese »Verantwortung«, die aus der Geschichte erklärt wird, ist das Ergebnis einer absichtsvollen Verwechslung des Nationalsozialismus mit der Politik seiner Gegner. Wer die Ergebnisse von Kolonialismus, Imperialismus und weltweiter kapitalistischer Durchdringung mit der Shoah gleichsetzt, dem gerät die »Verantwortung aus der Geschichte« zur Gebrauchsanleitung im Kampf gegen die einstigen Gegner des Nationalsozialismus.

Aus der »besonderen deutschen Verantwortung« ist im Kosovo Schlimmes erwachsen – im Falle Israels droht das Schlimmste. Sind nämlich die Juden Mörder, Kolonialisten und der ständige Anlaß für Krieg in dieser »Europa unmittelbar benachbarten Region« – worüber von Hamas bis Attac Einigkeit herrscht – , dann läge die konsequente Lösung des Problems darin, sie verschwinden zu lassen. 1938 forderte die »Nationalsozialistische Parteikorrespondenz«: »Schluß mit der Kriegshetze – das einzige Volk, das den Krieg wünscht, sind die Juden«; kurze Zeit später erklärte Adolf Hitler: »Die

Völker wollen nicht mehr auf den Schlachtfeldern sterben, damit diese wurzellose internationale Rasse an den Geschäften des Krieges verdient und ihre alttestamentarische Rachsucht befriedigt.«

Für Nazis ist klar, daß »USrael«, wie es kürzlich im »National Journal« hieß, »die Hoffnung hegte, der 11. September reichte aus, den 3. Weltkrieg zu beginnen«, aber enttäuscht wurde, »weil Europa sich weigerte, an einem großen Krieg teilzunehmen und seine völkerrechtswidrigen Handlungen auf Afghanistan beschränkte«. Und der bürgerlichen Presse gilt jede Aktion der israelischen Regierung gegen den Terror heute als »alttestamentarischer Racheakt« – das »Neue Deutschland« spricht gar von einem »alttestamentarischen Gemetzel«. Darin, daß in den USA mächtige jüdische Organisationen hinter den Kulissen die Politik bestimmen, waren sich Nazis und linke Palästinasolidarität schon immer einig. Inzwischen reden Politiker wie Möllemann von einer »zionistischen Lobby« oder gar, wie Ex-Verteidigungsminister Scharping, davon, daß es die »übermächtige jüdische Lobby« sei, die Bush zum Sturz Saddams dränge. Auch für den linken britischen Journalisten und Antizionisten Robert Fisk ist die »anglo-amerikanische (Kriegs-)Politik im Mittleren Osten eine israelische«.

Ein Gedanke, der dort begeisterte Aufnahme gefunden hat. Iraks Vize Tarik Aziz erklärte, »zionistische Zirkel« in London und Washington wollten, daß »die friedliebenden Völker der Briten und Amerikaner« erneut im Interesse Israels Krieg führen. Syriens Präsident Bashir al-Assad begrüßte das Bombenattentat in der Jerusalemer Universität als »Schlag gegen eine Hochburg der israelischen Armee« und griff damit eine Äußerung des spirituellen Führers der Hamas, Scheikh Yassin, auf, demzufolge die Juden nur mittels Gewalt und Krieg zu regieren vermögen und deshalb jeder Israeli als Kombattant zu behandeln sei, selbst Kleinkinder. Schließlich stecken, wie auch Mohammad Atta wußte, »hinter dem Einsatz der Amerikaner am Golf die Juden, hinter den Kriegen auf dem Balkan, in Tschetschenien, überall«.

Frieden, so das antisemitische Gesamtcredo, ist mit den Juden nicht zu haben. Meinte nicht auch Daniel Bernard, französischer Botschafter in England, genau dies, als er fragte, warum man Israel, dieses »kleine beschissene Land«, nicht fallenlasse, bevor es die Welt in einen Krieg ziehe? Und wollte nicht auch die Kommentatorin der »Tageszeitung« darauf hinaus, als sie Hebron mit Coventry verglich? Denn wenn die Israelis die Nazis von heute sind, helfen nur Maßnahmen, wie sie der britische Poet Tom Paulin in der ägyptischen Zeitung »Al Ahram« vorschlug. Jüdische Siedler, erklärte er, »gehörten totgeschossen«. Sein Schriftstellerkollege A. N. Wilson ergänzte den Vorschlag im »Evening Standard«, indem er die israelische Armee als »zionistische SS« bezeichnete und daraus den Schluß zog, daß Israel sein Existenzrecht verloren habe. In dieselbe Kerbe haut das »Duisburger Friedensforum«, das die »Nazimethoden« der israelischen Armee und ihren »Vernichtungskrieg gegen die Palästinenser« lautstark verurteilt. So nimmt nicht nur in Deutschland, sondern europaweit ein neuer »Antisemitismus nach Auschwitz« Gestalt an, der an seinen Vorgänger besten Gewissens anknüpft, weil er dabei lauthals vor ihm warnt. Mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Holocaust scheint es gelungen, das »Nie wieder«, das Linke zur Maxime ihres Handelns machen wollten, gegen die Opfer von einst zu wenden.

W

Wenn nun die einen behaupten, in den USA trieben Minderheiten (Juden, Ölindustrie, Hochfinanz) zum Krieg, und die anderen Bush mit Hitler vergleichen – was nicht nur die ehemalige deutsche Justizministerin tat, sondern was auch in der arabischen Welt und in der Friedensbewegung üblich ist – , dann kommt darin ein Antiamerikanismus zum Ausdruck, dessen Vorstellung von Frieden in Wahrheit auf Zerstörung fußt. Die Forderung nach einem Ende der auf Krieg und Ausbeutung beruhenden US-dominierten Weltordnung zielt nämlich zuvörderst auf ein Ende der USA selbst, deren blutige außenpolitische Geschichte »von der Ausrottung der Indianer, über die Dauerintervention in Lateinamerika, die Kriegsverbrechen in Dresden und Hiroshima, über Vietnam bis zum Massaker am Mutla Ridge südlich der irakischen Stadt Basra« reiche, wie der damals grüne Deutschnationale Alfred Mechtersheimer 1991 erklärte. Man habe es mit einem strukturell »friedensunfähigen Land« zu tun, dessen Hegemonie auf Hekatomben von Toten gegründet sei. Die USA, heißt es dieser Tage in einem Flugblatt der Friedensbewegung zum weltweiten Anti-Irakkriegstag, hätten einen »permanenten Krieg gegen alle Kräfte« erklärt, die nicht bereit sind, sich ihrem »imperialen Weltherrschaftsanspruch unterzuordnen«. Dagegen habe auch der Irak ein Recht auf Selbstverteidigung. Das Selbstbestimmungsrecht der Menschen im Nahen Osten gebiete zudem, Widerstand »gegen die imperialistische Kriegspolitik der USA« zu leisten, da es Amerika nur darum gehe, der dortigen Bevölkerung »den Reichtum ihrer Region« zu entwenden. »Deshalb muß die Friedensbewegung auch eine Bewegung der internationalen Solidarität mit diesem Widerstand sein«, heißt es in dem Flugblatt weiter, das fast zeitgleich mit einem Aufruf der Hisbollah erschien, in dem Ayatollah Mohammed Hussein Fadlallah alle unterdrückten Völker zum bewaffneten Widerstand gegen die neuen Nazis, die USA, aufrief.

Kein Wort über Selbstmordattentate, Chemiewaffen und Vernichtungsdrohungen gegen Israel findet sich in diesem durchaus repräsentativen Text deutscher Kriegsgegner – wie die Hisbollah scheinen sie »Suicide bombings«, den Einsatz von Massenvernichtungswaffen und Scud-Raketen für legitime Formen dieses »Widerstands« zu halten. So verwundert es nicht, daß auf einer Antikriegsdemonstration in London Teilnehmer ungehindert Bilder ihrer Helden Saddam Hussein und Osama Bin Laden mitführen konnten und auf deutschen Demonstrationen neben irakischen auch Fahnen der Hisbollah und

der Hamas gezeigt werden. Vielen, die dieser Tage für Frieden demonstrieren, mag es tatsächlich um ehrenhafte Ziele gehen, objektiv aber fehlt den Demonstrationen, an denen sie teilnehmen, und den Aufrufen, denen sie folgen, die Distanz zu all jenen, denen es, wie Horst Mahler, dezidiert um das Ende der als »jüdisch-angloamerikanische Weltherrschaft« diskreditierten weltpolitischen Hegemonie der USA geht.

In Deutschland wird der Kampf gegen den Terror zum Kampf gegen die USA. Die wahren Terroristen vermutet man hierzulande in den »USA hinter dem Schreibtisch«, wie auf einer Friedensdemonstration zu hören war; die US-Army wird, ob in »Junger Welt« oder »Nationalzeitung«, als »staatsterroristische« Organisation bezeichnet, und Arno Klönne identifiziert in seinem neuesten Buch (*Der Kreuzzug der Zivilisation*) Washington als Zentrale dieses »Staatsterrorismus«. Den 11. September und die »Suicide bombings« halluziniert man sich so zu Widerstandsaktionen im *wahren* »Kampf gegen den Terror«, der vor dem drohenden Irakkrieg noch intensiviert werden müsse, da, so ein beliebter Demo-Slogan, »Krieg immer Terror ist«.

Kaum also erklären, um wieviel zu spät und aus welchen Gründen auch immer, maßgebliche Eliten in den USA, daß mit den Regierungen im Irak, in Saudi-Arabien und Syrien kein Staat, sondern allenfalls noch mehr Terrorismus zu machen sei, schließen sich die Deutschen – von links bis rechts – zu einer aggressiv-friedensseligen Volksgemeinschaft zusammen. Während liberale Kommentatoren in den USA und Israel seit Jahren darauf verweisen, daß der Nahe Osten so lange nicht in Frieden und Wohlstand leben wird, wie die Saddams an der Macht sind und dem jüdischen Staat mit Vernichtung drohen, saudische Gelder an islamische Terrororganisationen fließen und die syrische Regierung offen mit der Hisbollah und verdeckt mit Al-Qaida kooperiert, verkünden in Deutsch-Europa Politiker und Medien, Ursache der Misere sei der Hunger in der Welt, die israelische Okkupationspolitik und der US-amerikanische Öldurst. Es scheint, als habe sich damit eine Auseinandersetzung zugespitzt, an deren Ende entweder die Vernichtung Israels steht oder ein Naher Osten, der nicht länger ruiniert wird von den Husseins, Sauds und Arafats und der damit die Voraussetzungen für eine friedliche Koexistenz zwischen Israel und seinen Nachbarn böte.

Es sind »Falken« wie US-Vizeverteidigungsminister Paul Wolfowitz, die in den USA von »Demokratie«, »Befreiung«, gar »Revolution« und von der Möglichkeit sprechen, »einem der talentiertesten arabischen Völker bei seiner Befreiung zu helfen, mit den entsprechend positiven Auswirkungen für den gesamten Nahen Osten«; sie sind sich sicher, daß »ein Erfolg im Irak weltweit auch all diejenigen nachhaltig demoralisieren würde, die Haß predigen und Unterdrückung und Unterwerfung wollen«. In anderem Zusammenhang ist von einem grundlegenden Paradigmenwechsel in der US-Außenpolitik die Rede. »Wir müssen etwas Neues beginnen, aus Eigeninteresse«, fordert etwa der »Weekly Standard«, »die Politik der letzten fünfzig Jahre im Nahen Osten – eine Mischung aus Ölinteressen, Opposition gegen den Kommunismus und Profiten aus Waffenverkäufen – kann nicht länger als Rechtfertigung dafür herhalten, grausame Diktatoren zu unterstützen, die kaum ihre Bevölkerung ernähren, obwohl sie in Öl schwimmen.«

Mit ähnlichen Argumenten sprechen sich auch bekannte US-Linke wie Jeffrey Goldberg, Anne Appelbaum und Christopher Hitchens für einen Krieg gegen Saddam Hussein aus. Und der Kolumnist Jonah Goldberg zeigt sich mit ausdrücklichem Verweis auf die erfolgreiche, von den USA eingeleitete Demokratisierung Japans »zuversichtlich, daß es Millionen von Arabern gibt, die sich nichts sehnlicher wünschen als ein normales Leben und die bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ihre ideologischen Scheuklappen abwerfen werden«.

Ausgerechnet jene »Falken« in den USA, die seinerzeit für den »American jihad« in Afghanistan und die Aufrüstung des Irak gegen den Iran mitverantwortlich waren, scheinen heute gegen ihre alten Alliierten im Nahen Osten und deren Unterstützer zu Felde ziehen zu wollen. Deutschland dagegen steht nicht einmal im Verdacht, seinen dortigen Verbündeten untreu zu werden. »Herr Schröder mag keine Ahnung von den unterdrückten geschichtlichen Kräften haben, die er sowohl im In- wie im Ausland entfesselt hat – aber entfesselt hat er sie«, warnt deshalb Victor D. Hanson. Im Nahen Osten wurden der Wahlsieg der SPD und die Ausrufung eines »deutschen Weges« begeistert begrüßt; die »FAZ« berichtet aus Bagdad, daß deutschen Gästen noch Wochen danach zum Ausgang der Wahl und »der Kritik des Bundeskanzlers an Amerika« mit den Worten gratuliert wird: »Saddam ist gut, und Schröder auch.«

Ich danke Anne Birkenhauer und Thomas Uwer für ihre Hilfe

Thomas von der Osten-Sacken ist Co-Herausgeber des Buches »Saddam Husseins letztes Gefecht? Der lange Weg in den III._Golfkrieg« (konkret texte Band 33)

Konkret 12/02, S. 26

Thomas Uwer

»Asylrechtlich ausreichend«

Im Laufe dieses Jahres ist die Anerkennungsquote irakischer Asylbewerber in Deutschland dramatisch gesunken

In einem Gutachten des Deutschen Orientinstituts, verfaßt im Auftrag eines Verwaltungsgerichts, das über die Klage eines abgelehnten irakischen Asylbewerbers zu entscheiden hatte, heißt es: »Bei nichtqualifizierten männlichen Arbeitskräften wird man seitens der irakischen Behörden Verständnis und eine gewisse Großzügigkeit annehmen können ...«. Eine Gefahr der Verfolgung bei der Rückkehr in den Irak bestehe daher nicht.

So schreibt ein deutscher Fachmann, der weiß, wie Unsinn und Verwertung sich ergänzen können, wenn man sie mit einer Lüge verbindet. Denn unsinnig ist die Auskunft angesichts der Herrschaftspraxis des irakischen Ba'th-Staates fraglos. Großzügigkeit und Verständnis sind schon im allgemeinen nicht als dessen herausragende Eigenschaften bekannt, gegenüber Geflohenen, die in Deutschland Asyl erbeten, werden sie jedoch zusätzlich durch eine ganze Reihe von Gesetzen und Dekreten suspendiert, die – angefangen bei der illegalen Landesflucht, über die Verbreitung von Falschnachrichten und die Zusammenarbeit mit feindlichen Behörden – bis zur Verunglimpfung des Präsidenten reichen. Straftatbestände, die mit langjähriger Haft oder dem Tode geahndet werden.

Die Lüge des Experten besteht in der Spekulation über ein Regime, das selbst keinen Zweifel an seiner diktatorischen Natur läßt, seine Verbrechen nicht verschweigt oder in Heimlichkeit ausheckt. Gerichtliche Verwertbarkeit der Expertise wird durch den Verzicht auf den Konjunktiv gesichert. Das »Man-kann-davon-ausgehen-daß« der staatlichen und halbstaatlichen Experten in Deutschland hat in der ersten Jahreshälfte 2002 einen Zusammenbruch der Anerkennungsquoten irakischer Flüchtlinge bewirkt, der dramatischer kaum sein könnte. Erhielten in den Jahren 2000 und 2001 im Schnitt noch mehr als 60 Prozent der irakischen Antragsteller zumindest das sogenannte »kleine Asyl«, während lediglich knapp über 20 Prozent abgelehnt wurden, so hat sich das Verhältnis nunmehr exakt ins Gegenteil verkehrt. Im September 2002 erhielten lediglich noch 16 Prozent überhaupt einen Status, während der Rest der Anträge bereits im Erstverfahren als »offensichtlich unbegründet« abgelehnt wurde. Angesichts eines möglichen Krieges und der damit zu erwartenden Fluchtbewegung aus dem Irak schafft die Bundesregierung so vorsorglich bereits Tatsachen. »Minderung der Pull-Faktoren« heißt dies im Jargon der Flüchtlingsbekämpfung – Abschreckung künftiger Flüchtlinge durch schlechte Behandlung von Asylbewerbern.

So ist der Umschwung in der Anerkennungspraxis gegenüber irakischen Flüchtlingen nicht einer veränderten Lage vor Ort, sondern lediglich einer Neuinterpretation längst bekannter Verhältnisse geschuldet. Allgemein gilt schon seit Jahren, daß Flüchtlinge sich zuerst um Zufluchtmöglichkeiten innerhalb des eigenen Landes zu bemühen haben, ehe sie einen Anspruch auf internationalen Schutz geltend machen können. Eine solche »inländische Fluchtalternative« wird im kurdischen Nordirak gesehen, wo die zentralstaatlichen Behörden derzeit keine Herrschaftsgewalt besitzen. Hier galt in der deutschen Asylpraxis bislang jedoch die Einschränkung, daß eine Fluchtalternative nur für Menschen zumutbar sei, die über soziale und familiäre Anbindungen vor Ort verfügen, ohne die ein menschenwürdiges Leben in der Armutsregion nicht gesichert sei. Damit blieben in der Regel zumindest arabische Flüchtlinge vor dem Verweis auf den kurdischen Nordirak bewahrt.

Die erforderliche Ausnahme von der Regel entdeckte im Dezember 2001 das Oberverwaltungsgericht Magdeburg. Insassen von Flüchtlingslagern im kurdischen Nordirak erhielten, so rechnete sich das Gericht aus mehreren Gutachten zusammen, durchschnittlich 2.229 Kilokalorien am Tag aus Lebensmittelpaketen der Vereinten Nationen und internationaler Hilfsorganisationen. Das ist nach Meinung der Magdeburger Richter allemal »als ausreichend anzusehen, weil der zusätzliche Energieaufwand der Flüchtlinge, die insbesondere keiner Arbeit nachgehen, gering ist«. Das physische Minimum hingegen liege laut Pschyrembel bei 1.600 Kilokalorien, also weit unter der verteilten Menge. »Zwar ist eine erhöhte Energiezufuhr wünschenswert«, menschelt das Gericht in seiner Begründung, »das Bedarfsminimum ist jedoch ... gewahrt.«

Auch wenn das Urteil mittlerweile vom Bundesverwaltungsgericht aufgrund verfahrenstechnischer Mängel kassiert worden ist, wurde die Vorlage bereitwillig aufgegriffen. So berichtet das Auswärtige Amt in seinem Lagebericht über die »asyl- und abschieberelevante Menschenrechtslage« im Irak am 20. März 2002 ebenfalls, Insassen von Flüchtlingslagern erhielten 2.230 Kilokalorien täglich sowie Zelte, Decken und Heizkörper. »Die Flüchtlingslager der Vereinten Nationen«, heißt es weiter, »weisen Personen aus Zentralirak nicht ab«, woraufhin auch das Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge seine internen Leitsätze zum Irak umgehend korrigierte. »Soweit es auf die Existenzbedingungen in den Flüchtlingslagern im Nordirak ankommt«, erklärt die Amtsleitung nun ihren Mitarbeitern, »sind sie im asylrechtlichen Sinne ausreichend.« Seitdem befindet sich die Anerkennungsquote im freien Fall. Praktisch jeder Iraker, egal ob Kurde oder Araber, kann nunmehr auf den Nordirak verwiesen werden.

Allein – die »Flüchtlingslager der Vereinten Nationen«, von denen das Außenamt spricht, existieren gar nicht. Und auch davon, daß Flüchtlinge im Nordirak »Schutz vor dem Zugriff Bagdader Sicherheitsdienste haben«, kann keine Rede sein. Denn was an Lagern existiert, wird nicht von den UN unterhalten, die über kein Mandat für Binnenflüchtlinge verfügen, sondern von der lokalen kurdischen Verwaltung. Bei den Insassen handelt es sich fast ausschließlich um Kurden aus der Region Kirkuk, die während der letzten Jahre im Rahmen sogenannter Arabisierungsmaßnahmen von der irakischen Regierung vertrieben und in den Nordirak deportiert wurden. Ihnen verweigern die kurdischen Parteien zumeist das Recht, sich im Nordirak anzusiedeln, um den demographischen Anspruch auf Kirkuk nicht zu verlieren. Aber auch um sie von den Städten fernzuhalten, deren Vororte sich unter dem stetigen Zuzug von Flüchtlingen und Internal Displaced Persons (IDP) zusehends in Slums verwandelt haben. Die Lager, die sie bewohnen, sind armselige Siedlungen aus Zelten und selbsterbauten Hütten, die sich in unmittelbarer Nähe zur Demarkationslinie befinden, die Kurden und zentralirakische Truppen voneinander trennt.

Regelmäßig werden diese Lager von der irakischen Seite beschossen, ohne daß die Behausungen den Bewohnern einen Schutz böten, der den Geschossen standhielte. So zum Beispiel in Bardaqaram, einem der größten IDP-Lager, das gleich von drei irakischen Militärposten umgeben ist. Im Juli wurde hier ein siebenjähriger Junge von irakischen Soldaten beim Spielen erschossen – nichts Ungewöhnliches in der sicheren Fluchtalternative. Arabische Flüchtlinge aus dem Zentralirak finden in diesen Lagern keine Unterkunft. Sie halten sich verborgen – vor den kurdischen Behörden, die ihnen mißtrauen, genauso wie vor irakischen Spitzeln. Gleich mehrere Anschläge auf arabische Familien, die aus dem Iran zurückgekehrt sind, haben dazu geführt, daß das UNHCR diese nunmehr unter falscher Identität versteckt.

Daß deutsche Behörden derartige Probleme nicht zur Kenntnis nehmen wollen, hat System. Anfang 1998 erklärte die Bundesregierung die Verhinderung eines weiteren »Zustroms irakischer Flüchtlinge« zur vordringlichen Aufgabe innen- und außenpolitischer Ressorts auch auf EU-Ebene. Auf Drängen des damaligen Bundesinnenministers Manfred Kanther setzte die Europäische Kommission die sogenannte K 4 Expertengruppe ein, die das Zusammenspiel von Prävention und innenpolitischer Repression zur Bekämpfung irakischer Flüchtlinge koordinieren sollte. Den Schlüssel, mit dem der international isolierte Irak für die Rückführung von Flüchtlingen geöffnet werden soll, stellte nunmehr der kurdische Nordirak dar. Das Konzept einer internen Fluchtalternative in der Region wurde über K 4 in allen europäischen Ländern durchgesetzt. Seitdem sinken europaweit die Chancen irakischer Flüchtlinge auf eine dauerhafte Anerkennung. In den Niederlanden beispielsweise wurde auf diesem Wege der Anteil anerkannter irakischer Asylbewerber binnen eines Jahres von 72 Prozent auf 4,8 Prozent gesenkt.

Bevor es so weit kommen konnte, mußten zuerst jedoch die allgemeinen Kriterien zur Bestimmung von Fluchtalternativen frisiert werden. Denn den bis dahin gültigen Anforderungen, die sich aus dem in der Genfer Flüchtlingskonvention formulierten internationalen Flüchtlingsrecht ergeben, entsprach die kurdische Region keineswegs. Vor allem der geforderten Dauerhaftigkeit, die voraussetzt, daß der Fortbestand der Region auch über den heutigen Tag hinaus angenommen werden kann, widersprachen die politischen Bedingungen der kurdischen Selbstverwaltung, die weder international anerkannt ist, noch über sichere Schutzgarantien verfügt. Nach wie vor ist die kurdische Region vielmehr integraler Bestandteil des irakischen Staatsverbands, und es existieren weder rechtliche noch praktische Instrumentarien, die den irakischen Staat daran hindern könnten, von seinem Hoheitsrecht auch im Nordirak wieder Gebrauch zu machen. Irakische Panzer könnten jederzeit in die Region einrollen, ohne gegen internationales Recht zu verstoßen.

Noch im Frühjahr 1998 stellte das UNHCR für den Irak daher fest, daß die »interne Flucht keine realistische Alternative zur grenzüberschreitenden Flucht darstellt« und »irakische Flüchtlinge unbedingt internationalen Schutzes bedürfen«. Wenige Tage später lenkte das chronisch unterfinanzierte Kommissariat auf Druck der EU ein und wollte von derartigen Bedenken nichts mehr wissen. Wunschgemäß strich das UNHCR im April 1998 das Kriterium der dauerhaften Sicherheit aus seiner Stellungnahme zum Nordirak. Übrig blieben als einschränkende Kriterien lediglich die kulturelle und soziale Integrationsmöglichkeit, während von Sicherheit und Freiheitsrechten der Betroffenen keinerlei Rede mehr war.

Nun schlug die Stunde der Experten. Weil nicht zählt, was ist, sondern was sein könnte, stellt das Auswärtige Amt seitdem Überlegungen an, warum die irakische Armee im kurdischen Nordirak nicht einzumarschieren plant. In der aktuellen Lageanalyse glauben die Experten, daß »die im Gefolge der Terroranschläge des 11. September 2001 veränderte politische Lage ... einen Vorstoß der irakischen Zentralgewalt in die Kurdengebiete ... in hohem Maße unwahrscheinlich« machen würde, »da jegliche Verletzung des Status quo mit großer Wahrscheinlichkeit Vergeltungsaktionen mit dem Ziel des Regimewechsels auslösen würde«. Menschenrechtsorientierte Außenpolitik bedeutet, dafür zu sorgen, daß dies nicht eintrifft. Daß umgekehrt aus der Fluchtalternative eine Todesfalle werden kann, wenn nämlich bei einem militärischen Konflikt irakische Panzer einmal mehr die Kurden niedermachen wollten, verschweigt das Amt. Denn die rettende Grenze zur Türkei ist mit über Hermesbürgschaften finanziertem High-Tech aus Deutschland heute besser abgeschottet, als dies 1991 noch der Fall war, ein Entkommen kaum noch möglich.

Wer an der sicheren Fluchtalternative zweifelt, wird an die unabhängigen Experten des Deutschen Orientinstituts verwiesen, deren Gutachten die wichtigste nicht-staatliche Erkenntnisquelle in den Asylverfahren darstellt. Vor allem der

wissenschaftliche Mitarbeiter Aziz Alkasaz bemüht sich seit Jahren besonders intensiv um Erkenntnisse über den Irak. Alkazaz ist zugleich Generalsekretär der Deutsch-Irakischen Gesellschaft, deutscher Vertreter der Irakischen Initiative für Gerechtigkeit und Völkerverständigung (IGV) sowie leitendes Mitglied des Kongresses der Auslandsiraker (al-Mughtaribin), der »in regelmäßigen Abständen zu einer Konferenz in den Irak eingeladen wird. Ziel dieser Veranstaltungen«, berichtet das Bundesamt für Verfassungsschutz, »ist es, die im Ausland lebenden Iraker dazu zu bewegen, sich in ihrem derzeitigen Wohnland in jeglicher Hinsicht für die Belange des Irak einzusetzen.« Kurz, ein Anwerbeverein für irakische Spitzel. Sein Geld bekommt das Orientinstitut dennoch weiter aus Berlin, vom Auswärtigen Amt. Um die Unabhängigkeit zu wahren.

Thomas Uwer schrieb in KONKRET 11/02 über Solidaritätserklärungen für Saddam Hussein

Konkret 12/02, S. 28

Georg Fülberth

Primat der Innenpolitik

Auf ihren stabilen Klassenverhältnissen beruht die internationale Vormachtstellung der USA ebenso wie auf ihrer militärischen Macht

Die USA – gibt’s die?

Eine gefürchtete Kinderfrage lautet: Warum fällt der Mond nicht auf die Erde? Die Antwort kann man sich in populärwissenschaftlichen Büchern holen. Schwieriger ist es mit einer anderen Erkundigung aus Kindermund: Gibt es die USA wirklich?

Wer keine bejahende Antwort will, hat viele Möglichkeiten. Man kann die gedruckten und gesendeten Nachrichten über dieses Land – einschließlich der historischen und sonstigen Spezialliteratur – zu Fakes und alle, die behaupten, dort gewesen zu sein, zu Schwindlern und Teilnehmern an einer gigantischen Lügenverschwörung erklären. Packen die genervten Eltern das Kind ins Flugzeug und reisen mit ihm in die USA, ist das Geld zum Fenster hinausgeworfen. Der Sprößling will einen Beweis, daß dies wirklich die Vereinigten Staaten sind und daß es sich nicht um eine Inszenierung mit vielen englischsprechenden Komparsen handelt. Nach der Rückkehr begibt man sich mit ihm in die Kinder- und Jugendpsychiatrie.

Natürlich ist diese Erzählung verrückt. Aber sie ist auf postmoderne Art realitätstüchtig und taugt als Allegorie für die gegenwärtige Wahrnehmung der USA in der Bundesrepublik. Die anscheinend schwer erkennbare Wirklichkeit der Vereinigten Staaten ist durch Projektionsflächen ersetzt, auf denen entweder die Pathologie einer bedrohlichen Großmacht oder die Verheißung zivilgesellschaftlicher Kumpanei erscheint. In jedem Fall handelt es sich nur um die Außenhaut einer Gesellschaft. Die internationale Politik der USA ist die Hauptsache. Soll sie erklärt werden, verweist man auf eine dunkle Stelle und bezeichnet sie – wie jüngst eine Ministerin – als Feld innenpolitischer Rücksichtnahmen. Diese scheinen sich auf mafiose, plutokratische und ethnische Tatbestände zu beziehen. Ein Blick in die Vorlesungsverzeichnisse deutscher Universitäten zeigt, daß dort zuweilen die Außenpolitik der Vereinigten Staaten verhandelt wird, ganz selten aber deren innerer Zustand. Vielleicht, so muß danach vermutet werden, gibt es den gar nicht.

Andersherum

Da ist es doch ganz gut, daß jetzt ein Buch erschienen ist, das in fünf von seinen sechs Kapiteln die Binnenverhältnisse der Vereinigten Staaten darstellt: *Die USA – Anatomie einer Weltmacht* von Malcolm Sylvers. Der Verfasser, 1941 als Enkel ungarisch-jüdischer Einwanderer in New York geboren, bringt offenbar genau das richtige Maß an Nähe und Distanz zum Thema mit. Ende der sechziger Jahre revoltierte er an einer Universität in Wisconsin und zieht es nach diesen Erfahrungen vor, seinen Lebensunterhalt in Italien zu verdienen, als Professor für US-amerikanische Geschichte in Venedig. IKP und Rifondazione comunista hat er hinter sich.

Die akademische Betulichkeit, mit der er Studien von Kollegen hin- und herwendet, nervt etwas. Wenn er den europäischen Verbündeten der USA zu bedenken gibt, sie sollten Bush behandeln wie einen Freund, der betrunken Auto fahren will und den man darin nicht auch noch bestärken darf, liest sich das fast schon politikberaterisch. Die Beteuerung des Autors, innenpolitische Opposition gegen die aktuellen Militäroperationen der USA sei nicht antiamerikanisch, ist einerseits zutreffend, andererseits wohl doch entbehrlich.

Doch das sind Nebensächlichkeiten. Eher könnte es sein, daß das Buch durch einen wichtigen Vorzug wenig eingängig ist: Es verfährt strikt historisch-materialistisch. Sylvers hält es für nötig, in der Einleitung noch einmal umständlich zu erklären, was Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse sind. Diejenigen seiner Leserinnen und Leser, die das bereits gelernt haben, sollten an die anderen denken, die es gar nicht erst wissen wollen, die aber solche Kenntnisse brauchen, wenn sie die USA verstehen wollen.

Dynamischer Klassenfrieden

Denn tatsächlich haben wir hier den Schlüssel in der Hand, mit dem auch der Zugang zu einem adäquaten Verständnis der Politischen Ökonomie der Internationalen Beziehungen gewonnen werden kann.

Jürgen Elsässer schreibt in KONKRET 11/2002 über die Tatsache, daß trotz der hohen Auslandsverschuldung der USA immer noch reichlich Kapital dorthin fließt und der Dollar stark ist: »Die Anleger glauben den aufgedruckten Wert, solange jedermann jederzeit und an jedem Ort mit militärischer Gewalt gezwungen werden kann, die Papierschnipsel in Waren einzutauschen.«

Da ist viel dran, aber nicht alles. Ein Gläubiger wird einem Schuldner vielleicht auf Dauer lieber aus dem Weg gehen wollen, dem zuzutrauen ist, er könne sich mit Waffengewalt um die Begleichung seiner Verbindlichkeiten drücken. Aus diesem Grund hat die Sowjetunion 1962, während der Kubakrise, ihre Guthaben in den USA nach Großbritannien transferiert.

Militärische Stärke ist nur eine Ursache unter anderen für jenes Phänomen, das der psychologisch argumentierende Ökonom »Vertrauen« nennt. Es wird auch durch eine andere Tatsache gefördert: Lediglich erstens die 149 Milliardäre, zweitens die 2,5 Millionen Bürgerinnen und Bürger mit einem Jahreseinkommen von mehr als 400.000 Dollar und drittens die noch kleinere Gruppe derer, die ihr Einkommen ausschließlich aus Zinsen, Aktien und Vermögenserträgen beziehen, sowie viertens (mit der zweiten Schicht teilidentisch) die zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent »Symbolanalytiker« bilden in den USA das, was in der marxistischen Terminologie eine »Klasse für sich« genannt wird. Die anderen sind nur »Klassen an sich«, was sich unter anderem daran zeigt, daß die Arbeiter sich selbst zur »middle class« rechnen.

Dies ist ganz ausgezeichnet für das Investitionsklima, und das wiederum erklärt unter anderem, daß die Aufwendungen für Forschung und Entwicklung zwecks Steigerung der Produktivität in diesem so modernen Land gar nicht so hoch sind: Auch hier kann man, was man nicht selbst hat, importieren, und sei es auf Pump. Schulden müssen kein Zeichen von Schwäche sein. Wer Kredit hat, ist stark. Die Bonität der USA beruht nicht in erster Linie auf militärischer Macht, sondern auf beruhigenden Klassenverhältnissen und auf Ressourcen, an die man leicht herankommt, wenn diese beiden Voraussetzungen gegeben sind.

Die Reagonomics haben die Binnenstruktur der Vereinigten Staaten noch kreditanregender gestaltet: Soziale Sicherungen wurden weiter abgebaut, die Arbeitsbeziehungen über das bisherige Maß hinaus dereguliert, die Löhne stiegen weit weniger als in Europa, die Zahl der Armen nahm zu, das Einkommen des oberen Fünftels aber auch. Noch wichtiger als diese nicht unerheblichen Realentwicklungen war ihre Signalwirkung: Sie zogen anlagefreudiges Kapital in die USA.

Wer fragt, weshalb insbesondere die »lower middle class« und die »working poor« sich dies gefallen ließen, kommt mit aktuellen Erklärungen allein nicht aus. Zu den historisch weit zurückreichenden strukturellen Ursachen dürfte auch die Brutalität gehören, mit der schon seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Kapitalistenklasse gegen alle Ansätze einer autonomen Arbeiterbewegung vorging. In Roosevelts New Deal wurde diese Kontinuität unter-, aber nicht abgebrochen.

Die Tatsache, daß die USA die führende ökonomische, militärische und auch politische Macht der Welt sind, dürfte für die Lähmung der Arbeiterbewegung kaum eine Rolle spielen. Hierin unterscheiden sich die Vereinigten Staaten der Gegenwart von Großbritannien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zu Zeiten Gladstones, Palmerstons und Disraelis waren die Löhne im weltmarktbeherrschenden Kernland des Kapitalismus höher als anderswo und insofern auch Anlaß zu relativer Zufriedenheit. In den USA aber wird unten gerade weniger verdient als in den anderen Zentren.

Zur ständigen Aufmischung der Arbeiterklasse bei gleichzeitiger Verhinderung von Militanz dürfte dagegen die Immigration beitragen. Hier kommen tatsächlich Menschen aus sehr armen Ländern, für die es die Chance auf Aufstieg, häufig sogar schlicht eine Rettung bedeutet, in den USA unten anfangen zu dürfen.

Der Hauptwiderspruch als Gedöns

Daß die USA ein erklärtes Einwanderungsland sind, gehört – unabhängig von Arbeitsmarkterfordernissen – zu ihren soziokulturellen Errungenschaften. Zugleich trägt dies zur Sicherung von Klassenherrschaft bei. Dieses Muster finden wir auch auf anderen Gebieten: Die großen menschen- und bürgerrechtlichen Leistungen wirken ökonomisch gleichermaßen mobilisierend und konservierend. Nicht ganz ohne Süffisanz bilanziert Sylvers die Ergebnisse der verschiedenen »affirmative actions«: der staatlich durchgesetzten Entdiskriminierung von Nichtweißen, sexuellen Minderheiten und Frauen. Diese Politik hat alle moralischen Gründe für sich. Im Ergebnis ist sie vor allem einer Oberschicht in den so geförderten Gruppen zugute gekommen, trug ein wenig zur Öffnung der alten Eliten bei, produzierte Ressentiments bei denen, die auch ohne diese Maßnahmen zu den Verlierern gehört hätten, also in den Unterschichten, vor allem bei armen Weißen. Wird der Klassengegensatz, der auf diese Weise stabilisiert wird, nicht wahrgenommen, erscheinen diejenigen, die auf ihn hinweisen, gegenüber den vielfältigen kulturellen Revolutionen als abseitige Verfechter von Gedöns.

Gleiche Kappen

Kehren wir zurück zu den US-amerikanischen Schuldtiteln in den Händen von Ausländern, darunter Europäern. Sie gehören Vermögensbesitzern, die sich von der Spezifik der Klassenbeziehungen in den Vereinigten Staaten eine hohe und sichere Rendite versprechen. Die Symbolanalytiker der ganzen Welt sehen in den USA eine Art zweiter Heimat und tragen damit zumindest in den Naturwissenschaften und der Technologieentwicklung zu einem Spill-over-Effekt bei.

Ebenso sind aber auch die inneren Produktionsvoraussetzungen anderer Länder interessant für die Geldvermögensbesitzer in den Vereinigten Staaten. Als in den neunziger Jahren Rußland und Südostasien von westlichem – auch deutschem – Kapital überschwemmt wurden, handelte es sich nicht nur um Spekulation. Die Hoffnung auf den schnellen Dollar, der dort gemacht werden sollte, beruhte auf Kalkulationen über Bodenschätze, Arbeitskräfte und politische Verhältnisse, die deren rentable Exploitation erlaubten. Als dann eine Blase entstand und platzte, betrieb der stark von den USA bestimmte Internationale Währungsfonds Innenpolitik in diesen Ländern, indem er ihnen das Budget diktierte.

Bei der Sicherung des Zugriffs auf Rohstoffe und Öltransporte helfen die Vereinigten Staaten zwar zuweilen militärisch nach, doch wäre es falsch, darin nur eine Art unlauteren Wettbewerbs zu sehen. Zugleich erstellen die USA hiermit eine Art Öffentliches Gut auch für ihre Konkurrenten aus den anderen kapitalistischen Zentren. Im Außenpolitikteil seines Buches bringt Sylvers dafür weniger Humor auf, als von einem Marxisten verlangt werden darf. Er schreibt: »Es wäre ein Anzeichen der wirklichen Präsenz der EU in der internationalen Arena, wenn sie zu einem Zusammenschluß mit dem übrigen Kontinent käme und sich auf mittlere Sicht mit von den Vereinigten Staaten unabhängigen Streitkräften ausrüsten würde.« Diese Verirrung wird hier zitiert, weil sie typisch ist für die Sicht vieler angelsächsischer Linker, leider bis hin zu Eric Hobsbawm. Bitte nicht! Daß dies nur zu einer neuen und gefährlicheren Form des innerimperialistischen Wettbewerbs führen würde, zeigt ein Blick auf die inneren Zustände der Konkurrenten:

Nachdem die Reaganomics in den USA gegriffen hatten, wurden sie zum Anlaß für kapitalfromme Reformvorschläge auch in der Bundesrepublik. Oskar Lafontaine und der Professor Scharpf propagierten in den achtziger Jahren den sogenannten »Angebots-Keynesianismus«: Die Arbeitseinkommen müßten so flach gehalten werden, daß die Gewinne der industriellen Produk- tion nicht hinter den Renditen an den internationalen Finanzmärkten zurückblieben. (Eine Broschüre gegen den sozialdemokratischen Politiker trug den zutreffenden Titel: »Zur Politischen Ökonomie des Lohnverzichts«.) Damals begann die Kampagne für einen Umbau der Arbeitsbeziehungen zwecks Standortkonkurrenz. Letztere ist eine erste und zunächst glücklicherweise noch zivile Form innerimperialistischer Auseinandersetzung.

Globalisierung ist ein großes Wort. Wer sehen will, wozu sie den Vorwand abgibt, muß die inneren Klassenverhältnisse der einzelnen Staaten untersuchen. Sylvers' Buch kann zum weitaus größeren Teil als eine Art Fibel dienen, aus der man lernt, wie dies auch für andere Gesellschaften gemacht werden kann. Die Aussichten auf eine Opposition im Innern der USA, die er am Schluß behandelt, sind nicht sehr ermutigend. Was Europa angeht, so sollten die Halbfreunde seiner Feinde, die nicht meine Freunde sind, auch seine Freunde nicht sein.

Malcolm Sylvers: *Die USA – Anatomie einer Weltmacht. Zwischen Hegemonie und Krise.* PapyRossa Verlag, Köln 2002, 334 S., 16,90 Euro

---

Georg Fülberth schrieb in Konkret 11/02 über die neue Sicherheitsdoktrin der USA

Konkret 12/02, S. 30

Ralf Schröder

Ausweitung der Kampfzone

Deutsche Medien in der Etappe des tschetschenischen Volkskriegs: Die Moskauer Geiselnahme war Notwehr und von den Russen provoziert

Der nationalreligiöse Freiheitskampf kleiner Völker findet in der deutschen Presse traditionell wohlwollende Unterstützung. Besonders hofiert wurden in den vergangenen Jahren von den hiesigen Medienschaffenden die Tschetschenen, die sich unter Führung islamistisch inspirierter Mörderbanden gerne von der Moskauer »Fremdherrschaft« befreien wollen. Die volle Verantwortung für den schmutzigen Krieg, den beide Seiten gegeneinander führen, schrieb man einstimmig der russischen Regierung und ihrem Militär zu. Dabei taten sich die publizistischen Betreuer der tschetschenischen Warlords wenig Zwang an: Die Berichterstattung und die Kommentare beruhten regelmäßig auf kreativen Verdrehungen und bei Bedarf griff man auch zur Fälschung (vgl. KONKRET 1/00, 4/00).

Vor einigen Wochen, Ende Oktober, besetzte ein etwa 50köpfiges tschetschenisches Kommando in Moskau ein Musical-Theater und nahm zirka 800 Menschen in Geiselhaft. Die russische Armee müsse sich unverzüglich aus Tschetschenien zurückziehen, andernfalls werde man die Gefangenen liquidieren – so lautete in etwas unklarer Formulierung die Forderung der Hijacker. Nach 57 Stunden beendete die russische Regierung die Aktion. Nachdem man ein hochdosiertes Betäubungsgas hineingeleitet hatte, stürmte eine Spezialeinheit das Theatergebäude und erschoß fast alle der kampfunfähigen Gangster, darunter auch eine Gruppe von Frauen, die nach dem Vorbild der palästinensischen Selbstmordattentäter kiloweise Sprengstoff an ihrem Körper befestigt hatten. Das bei der Befreiung eingesetzte Gas tötete allerdings auch 128 Geiseln.

Die russische Regierung tat danach, was alle Regierungen der Welt getan hätten: Sie erklärte das Vorgehen der Sicherheitskräfte zu einem Erfolg, und Staatspräsident Wladimir Putin präzisierte, man habe »scheinbar Unmögliches möglich gemacht und Hunderte von Menschenleben gerettet«. Rußland habe gezeigt, daß es sich nicht in die Knie zwingen lasse. Die überwiegende Mehrheit von Putins Untertanen sah das ähnlich und applaudierte. Der amerikanische Präsident George Bush ließ über einen Sprecher ausrichten, nach Ansicht der US-Regierung liege die Schuld am Tod der Geiseln bei den tschetschenischen Geiselgangstern. Entsprechend äußerte sich der französische Staatspräsident Chirac; der Pariser Regierungschef Raffarin sagte: »Das Schlimmste konnte verhindert werden.«

Zu gänzlich entgegengesetzten Schlußfolgerungen kamen die Analysen aus den deutschen Presseredaktionen. Die Schlagzeile der »Taz« lautete »Aktion gelungen, Geiseln tot«, die »FR« titelte: »Putins tödlicher Sieg«, fast alle übrigen schrieben das gleiche mit anderen Worten. Scharfe Kritik erntete auch die Informationspolitik der russischen Behörden, die erst Tage nach der Befreiungsaktion Details über die Zusammensetzung des Betäubungsgases freigaben. Daß Putin in seiner ersten Reaktion den Tod der Geiseln ausdrücklich bedauert hatte und die Angehörigen um Vergebung bat, wurde gerade mal am Rande erwähnt. In der »Zeit« erschauderte man vor der »Gefühlskälte« und dem »Zynismus« der russischen »Elite«, und dem »Bild«-Leser erklärte die »Rußland-Expertin« Sonia Mikich: »Das Leben des einzelnen zählt in Rußland nicht so viel, wenn es um die Staatsräson geht.« Auch der Leitartikel der »FAZ«, wo ansonsten die staatliche Wehrhaftigkeit wesentlich schwerer wiegt als ein paar Menschenleben, forderte Putin forsch auf, die »politische Verantwortung« für den Tod der Geiseln zu übernehmen: »Das Verhalten der russischen Führung nährt auf tragische Weise den Verdacht, daß die Staatsräson über dem Schutz des Lebens der Bürger steht. Es ist eine bittere Erfahrung des Zynismus der Mächtigen: Ein Menschenleben ist in Rußland nichts wert.«

Ein diskursanalytischer Blick auf die bizarren deutschen Vorwürfe an die Moskauer Führung zeigt, daß es hier lediglich um den Bestandteil einer großen Erzählung ging. Sie handelt davon, daß die Russen Lumpen sind und Elend stiften. Eingeflochten in die Kritik an der Befreiungsaktion war nämlich durchweg der unerbittliche Hinweis, die Moskauer Führung sei an dem Überfall ohnehin selbst schuld. Oder sogar: Die Geiselnahme sei gar kein echter Fall von Terror gewesen, sondern Notwehr. Wirklich terroristisch seien die Aktionen der russischen Armee in Tschetschenien.

Natürlich sei Geiselnahme kein Mittel der Politik, schrieben alle brav, aber statt mit den üblichen Verwünschungen (»feige & menschenverachtend«) wurden die Terroristen mit warmem Verständnis unter die Erde geleitet. »An der Moskauer Geiselnahme erstaunt eigentlich nur, daß die so spät erfolgt«, schrieb Florian Hassel in der »FR«. Die Aktion und die Forderungen der Geiselnehmer seien »nur das logische Ergebnis eines Krieges, der, so wie die russische Seite ihn führt, längst den Charakter von Staatsterror angenommen hat«. In der »SZ« kommentierte Thomas Avenarius: »Die Moskauer Geiselnahme bleibt direkte Konsequenz des von Putin mitverantworteten Tschetschenien-Kriegs«, und im »Freitag« stand ohne weitere Schnörkel: »Mit der Kritik an der Geiselbefreiung ist auch die Art und Weise gemeint, mit der die Russen den Krieg in Tschetschenien führen.« Um das linksliberale Konzert zu vervollständigen: Auch in der »Taz« gilt Putin als Agent provocateur, und nach Ansicht von Boris Schumatsky sollte er sich vorsehen: »Wenn der Präsident auch weiterhin selbst an der Spirale von Gewalt und Gegengewalt dreht, dann könnten die Terroristen nächstes Mal wirklich den Kreml besetzen.«

In einem Beitrag des MDR-/ARD-Kulturreports am 3.11. hieß es, der Moskauer Überfall sei lediglich »eine Episode dieses Krieges«. Die Moderatorin der 3-Sat-»Kulturzeit« (4.11.) erhob die Geiselgangster ebenfalls in den Rang militärischer Kombattanten, indem sie die innovative Frage stellte, was wohl für ein Geschrei herrschen würde, wenn die Amerikaner oder Israelis bei der Bekämpfung ihrer Feinde »Gas einsetzten«.

Um die Kidnapper und Gewaltverbrecher, die den tschetschenischen Befreiungskrieg führen, nicht in Verdacht zu bringen, wurden alle Register gezogen. Einige gingen dabei besonders weit, etwa Barbara Schweizerhof im »Freitag«: »Über die tatsächlichen Verbindungen von tschetschenischen Kämpfern zu Al-Qaida gibt es nur Spekulationen ...«. Eleganter wurde diese längst und mehrfach bewiesene Vernetzung von Avenarius (»SZ«) verharmlost: Die russische Unterdrückung des tschetschenischen »Unabhängigkeitsstrebens« habe dazu geführt, »daß sich radikale Islam-Gruppen aus Arabien und Afghanistan in den Widerstand der Kaukasier einklinken konnten«. Noch offensiver gab sich die »FR«: »Zwar ist richtig, daß ausländische Islamisten und möglicherweise auch Al-Qaida-Mitglieder in Tschetschenien gekämpft haben oder dies tun wollten. Doch den ums Überleben ringenden Tschetschenen kann man kaum übelnehmen, wenn sie bei der Wahl ihrer Mitstreiter nicht sonderlich wählerisch sind.« Ein Tip vielleicht auch für die Sudentendeutschen?

Damit der Überfall auf das Moskauer Musical-Theater zur Agitation gegen Rußland und für den nationalen Befreiungskampf der Tschetschenen nutzbar gemacht werden konnte, frisierte man die Vorkommnisse der vergangenen Jahre in ihren entscheidenden Punkten ein wenig zurecht. So sah der außenpolitische Oberkommentator der »FR«, Karl Grobe, die Geiselnahme als »die Heimkehr des tschetschenischen Krieges an den Ort, in dem er verursacht worden ist«. In der »SZ« schrieb Avenarius, die »Biographie der Geiselnehmer« erkläre sich aus dem, »was in Tschetschenien seit acht Jahren geschieht ... Grund des Krieges bleibt das Unabhängigkeitsstreben der Tschetschenen.« Solcher Bullshit kommt heraus, wenn das antirussische Ressentiment und der neuerdings menschenrechtlich aufgeblasene völkische Instinkt zueinanderfinden. In den einseitigen Tiraden gegen die russischen Militärs werden nicht zufällig unentwegt Wortmotive und Wendungen benutzt, mit denen man hierzulande gerne den Siegeszug der Roten Armee durch Ostpreußen etc. verleumdet.

Schlomo Avineri ist Professor für Politikwissenschaft an der Hebrew University in Jerusalem und nach eigener Aussage selbst ein Freund des »Selbstbestimmungsrechts« der Tschetschenen. Als solcher einer prorussischen Voreingenommenheit unverdächtig, antwortete er am 28. Oktober in der »Welt« auf den französischen Philosophen André Glucksmann, der die Aktion der Moskauer Geiselgangster vehement verteidigt hatte. Zu der Frage, wo der Krieg entstanden ist, was in den letzten sechs Jahren in Tschetschenien los war und wie diese Ereignisse die Biographie der bemitleidenswerten Geiselnehmer prägte, schrieb Avineri diese schlichten Sätze: »Die Tschetschenen gewannen den ersten Tschetschenienkrieg, und im Abkommen von Khasajurt vom August 1996 akzeptierte Rußland de facto die Autonomie, wenn nicht die volle Selbständigkeit Tschetscheniens. Die russischen Truppen zogen sich zurück, und obwohl der zukünftige Status der Republik offengelassen wurde, bedeutete der ... Vertrag stillschweigend das Ende der russischen Herrschaft. Drei Jahre lang standen keine russischen Soldaten auf tschetschenischem Territorium. Das war ein großer politischer und moralischer Sieg für das tschetschenische Volk. Statt aber auf diese Sternstunde der Geschichte pragmatisch aufzubauen, stürzte die faktisch unabhängige Republik in ein Chaos des internen Terrorismus, der Kämpfe tschetschenischer Fraktionen und Clans gegeneinander, der Geiselnahme von Tschetschenen und Ausländern, um Lösegeld zu erpressen, des massiven Drogen- und Waffenhandels – und der schleichenden Einführung der Sharia-Gesetzgebung in die-sem traditionell gemäßigten islamischen Land durch wahhabitische Fundamentalisten, die mit saudi-arabischem Geld operieren. Schließlich überfielen tschetschenische Extremisten 1999 die benachbarte russische Föderationsrepublik Dagestan, um auch dort mit terroristischen Mitteln ein islamisches Regime zu errichten.« Dieser von Schamil Bassajews Truppe angeführte Angriff auf Dagestan, der von tschetschenischem Gebiet ausging, war – nach einer endlosen Kette ähnlicher Provokationen – der Grund für die Rückkehr der russischen Armee in die Gegend um Grosny. Eine detailliertere Beschreibung des kriminellen und religiösen Wahnsinns, der zwischen 1996 und 1999 in dem von Russen unbehelligten Landstrich herrschte, ist in KONKRET 12/99 zu finden.

Daß in der »Zeit« jetzt zu lesen ist, die Tschetschenen seien damals angesichts des Terrors der eigenen Warlords »durchaus offen gewesen für eine kluge, maßvolle Einmischung aus Moskau«, ist eine der schmierigsten unter den vielen deutschen Lügen zum Thema. 1999 schilderte (u. a.) die »Welt«, welchen Status der prominenteste ihrer Russenhasser bei den Bürgern Tschetscheniens hatte: »Allahs Schwert am Kaukasus: Schamil Bassajew ... Der 34 Jahre alte Bassajew genießt in seiner Heimat eine Verehrung, wie sie im Kaukasus eigentlich nur in Ehren Ergrauten zusteht. Sein Porträt schmückt die Windschutzscheiben von Hunderten Autos in Tschetschenien. Selbst die Führer der Taipe, der tschetschenischen Clans, lauschen andächtig, wenn der ... Anführer das Wort ergreift ... Bassajew (ist) in den Augen der Tschetschenen der Held, der sich seinen Ruhm auf dem Schlachtfeld erworben hat« – etwa bei großangelegten Geiselaktionen in russischen Krankenhäusern. Über das aktuelle Verhältnis zwischen Allahs Schwert und dem Expräsidenten Maschadow, der von Putin als Terrorist und von deutschen Redakteuren nachdrücklich als seriöser Verhandlungspartner für Putin bezeichnet wird, schrieb übrigens der »Spiegel« jetzt, kürzlich sei Bassajew, »wie viele andere abtrünnige Feldkommandeure, zu Maschadow zurückgekehrt – als Lohn stieg er zum stellvertretenden Oberkommandierenden auf«.

Wenn das stimmt, handelt es sich um eine göttliche Verheißung aus den kaukasischen Bergen: Dem deutschen PR-Bataillon wird es auch künftig an Arbeit nicht mangeln. Gerade hat man dort, etwa bei »Taz« und »SZ«, eine neue Schweinerei entdeckt. Amerikanische Journalisten bezeichnen die tschetschenischen Herren Untergrundkrieger, Rebellen, Feldkommandanten, Guerilleros und Widerstandskämpfer neuerdings als »Terroristen«. Unglaublich.

Ralf Schröder hat gerade das Buch »Radsport. Geschichte, Kultur, Praxis« (Die Werkstatt) veröffentlicht

Konkret 12/02, S. 31

Jenna L. Brinning

Links & Rights

»Warnung: Das Lesen und alle Theorie kann die Praxis nicht ersetzen!!« steht auf der Website http://www.snipercountry.de – der Versuch eines eifrigen 18jährigen Deutschen, den etablierten großen Bruder, »Sniper Country«, nachzuahmen. Kann man das Scharfschießen online bei einer der vielen Sniper-Gemeinschaften lernen? Natürlich nicht. Auch nicht bei http://www.

snipercountry.com, wo, als »Leseservice ausschließlich für Bildungszwecke«, Informationen über das Training veröffentlicht werden. Aber obgleich der interessierte Leser dort ein Kompendium an Tips findet (soll ich mir eher ein M82A1 oder ein M24 zulegen, wo kriege ich günstige Tarnklamotten her, wie schieße ich richtig, wie robbe ich über den Boden etc.) braucht ein ambitionierter Sniper Hunderte von Trainingsstunden, um Herr der »Schießkunst« zu werden. Ja, die Gemeinschaft der Hobby-Sniper bettelt regelrecht um mehr Informationsaustausch mit professionellen polizeilichen und militärischen Scharfschützen, die sich zum großen Teil entweder von den Waffensites fern- oder im Hintergrund zu halten scheinen. »Sniper Craft« (http://www.snipercraft.org/incident_form.htm) bittet Berufs-Sniper um Informationen über vergangene »Einsätze«, um die »wertvollen« Berufsgeheimnisse zu lüften und diese der Scharfschützengemeinschaft zugänglich zu machen.

Die Sniper-Community nimmt vehement Abstand von dem Washingtoner Heckenschützer, der im Oktober Medienliebling nicht nur der amerikanischen Presse war. »This guy is just a mad man with a rifle – not a sniper!« verkündet beispielsweise »Cybersniper« (http://www.cybersniper.com/sniperframe.htm). Sniper oder nicht: Von den Medien außer acht gelassen werden größtenteils die anderen 40.000 Amerikaner, die jährlich an Schußwaffenverletzungen sterben. Und in Deutschland sind laut Gewerkschaft der Polizei (GDP) über 30 Millionen erlaubnispflichtige Waffen im Umlauf, zwei Drittel davon illegal. Trotzdem: Im Web stößt man auf überproportional viele Sites von Waffennarren. Schützenverein z. B. http://www.mek-schuetzen.de/, und Lobbyisten, allen vor- an das »Forum Waffenrecht« unter http://www.fwr.de/, haben sich im Netz breitgemacht. In deutschsprachigen Foren macht man sich über Organisationen der Waffengegner wie das International Action Network on Small Arms (IANSA unter http://www.iansa.org zu finden) lustig.

Übrigens, wem die Kaufentscheidung schwerfällt: ein M82A1 hat mehr »Kill Power« (http://www.ghostrecon.net/

html/arms_m82.htm). Und wie einer der 14 neuen User an einem Nachmittag im deutschen Forum http://www.waffen-online.de/ sagt: »Have fun with your gun.« Oder auch nicht.

Konkret 12/02, S. 32

Gert Ockert

Sniper's Paradise

Über die Killer von Washington und ihre offiziellen Vorbilder

John Allen Muhammad ist 41, John Lee Malvo 17 Jahre alt. Monatelang fuhren sie durch die Suburbs der USA und waren wie Gott. Aus ihrem Auto schossen der Mann und der Junge auf 23 Menschen, von denen 15 seither nicht mehr leben. Gesichtslose Mörder mit anonymen Opfern, verbreiteten sie namenlosen Schrecken. Die Macht, die sie ausübten, war absolut, und sie war zugleich vollkommen negativ, ohne irgendeine Aussicht, länger zu dauern als die Tarnung der Killer vorhalten würde. Irgendwann forderten sie Geld, aber sie hatten natürlich keine Ahnung, wie sie es bekommen sollten, ohne aufzufliegen. Sie töteten also weiter, und schließlich wurden sie aufgestöbert: Dämonen des jungen neuen Jahrtausends, die Nemesis einer Zivilisation, die Schlimmeres angerichtet hat, als ein heruntergekommener Kleinbürger und sein Mündel es je könnten.

Der Amoklauf, der in den USA eine lange Tradition hat, ist von Muhammad und Malvo zu einer mehr folkloristischen Übung degradiert worden. Ihre Vernichtungswut explodierte nicht, sondern wurde wie eine ganz seriöse Profession betrieben. Sie genossen nicht das Morden an sich, sondern allein die Leichtigkeit, mit der es ihnen gelang. Sie jagten Menschen, wie Soldaten Menschen jagen, als bewegliche Ziele, und sie exekutierten ihre Opfer mit ebensolcher Gleichgültigkeit, wie der Pilot einer B-52 seine Bombenteppiche legt. Die Autokiller von Washington sind die Avantgarde einer Barbarei, die vier Fünftel der Welt längst beherrscht, aber nun in die Metropolen zurückkehrt, aus denen sie einst aufbrach, um die Erde zu unterwerfen.

Die vollständige Gleichgültigkeit der beiden »Sniper« gegen menschliches Leben entspricht der realen Entwürdigung der Menschen unterm Diktat des Marktes. Muhammad und Malvo haben niemals erfahren, daß ihr eigenes Leben etwas bedeutet, also eröffneten sie das Feuer auf Menschen, die im großem Ganzen gleichfalls nichts bedeuteten. Vielleicht werden die beiden nun, da man sie mit den Folgen ihrer Taten konfrontiert, entsetzt sein über ihr Tun. Solange sie schossen, haben sie mit der kalten Präzision von IWF-Managern gehandelt.

Die ungeheure Macht, die Malvo und Muhammad wochenlang auskosteten, ist nicht schwer zu haben. Sie kostet ein paar hundert Dollar und heißt zum Beispiel M 24, Remington 700 VS oder Steyr SSG P2: Gewehre, die auf große Reichweite sicher ins Schwarze treffen. Ebenso preisgünstig wie die Flinten sind Zielfernrohre wie das Leupold Vari-X oder das Tasco Supersnipe Scope, die es dem Schützen erlauben, das, was er für schwarz hält, überhaupt zu finden. Töten, ohne zu wissen, wen man tötet, und ohne Vorwarnung, so weit entfernt vom Opfer, daß es nicht mal einen Schuß hört oder Mündungsfeuer sieht – Zeus auf dem Olymp kann nicht mächtiger gewesen sein, wenn er seine Blitze schleuderte. Wer schon über das eigene Schicksal nicht bestimmen kann, könnte es mit solchen Waffen immerhin bei anderen. Die Vorstellung, ein gottgleicher Sniper zu sein, hat Malvo und Muhammad zu ihrer grauenhaften Mordserie angetrieben. Die Phantasie, genau wie sie eine ganze Nation in Schrecken zu versetzen, wird weitere Niemande inspirieren, jemand zu werden, indem sie Niemande exekutieren.

»Ich bin ein Heckenschütze ... Ein Einzelgänger ... Ich habe mit der Welt nichts zu schaffen ... Aber beobachte sie klar durch mein Fadenkreuz ... Ich lebe im Schatten und sterbe durch Schatten ... Ich bin immer fern von allem ... Ich bin furchtbar durch Stärke ... Unverwundbar durch die Entfernung ... Nichts schlimmer, als ein Heckenschütze zu sein ... Nur die Hölle kann läutern, was wir tun.« Schreibt ein namenloser Waffennarr in die »Quotes« der Website »Sniper's Paradise«. Die Worte sind älter als die Taten von Muhammad und Malvo. Aber das ist gleichfalls der kalte Sadismus, in dem sie handelten und von dem eine ganze Subkultur träumt, noch.

Im World Wide Web haben sie, die mit den Menschen nichts zu tun haben wollen, weil sie vom Konzept des Humanen so wenig mehr verstehen wie die »Terms of trade« von der Würde des Menschen, eine Bühne gefunden, auf der sie sich zwar nicht die Hände reichen, doch wenigstens zuwinken: von einem Schießstand zum nächsten. Nur einige »Sniping links«-Titel von der Homepage »Sniperworld«: »Long Range«, »Snipercentral«, »Snipercountry«, »Sniper Markmanship«, »The ultimate Sniper Site«. Dazwischen die legalisierten Vorbilder: »5th Marine Snipers« oder »U. S. Navy Shooting Team Page«. Und gegenüber Dutzende von Hyperlinks zu der Industrie, die den Mord ohne Affekt zu einer sicheren Sache macht, also zu Beretta, Dakota, H-S Precision und natürlich zu Heckler & Koch, denn auf deutsche Technik kann man sich beim Morden allemal verlassen.

»Gott schenke mir Gelassenheit«, wünscht sich ein anderer Allmachtsträumer in »Sniper's Paradise«, »um die Dinge, die ich nicht erschießen kann, zu ertragen, Mumm, um zu erschießen, was ich erschießen kann, und Weisheit, um die Leichen zu verstecken.« Das ist eventuell witzig gemeint. Und vielleicht auch dies: »Wenn man jemanden umbringt und damit die Welt besser macht, ist das wirklich falsch?« Muhammad und Malvo könnten das lustig gefunden habe. Und bedenkenswert. »Einige Leute sind nur deshalb am Leben, weil es gegen das Gesetz ist, sie abzuknallen« – da muß doch was faul sein an den Gesetzen. Die Car-killer von Washington haben das Finale ihrer Mordserie damit eingeleitet, daß sie

erbost mitteilten, die Polizei sei schuld an jedem Schuß, den sie seit einem ersten, unbeachtet gebliebenen Brief abgegeben hatten.

Außerdem gibt es eine, nicht ganz ungerechtfertigte, Verwirrung darüber, warum Staaten erlaubt ist, was ihren Einwohnern verwehrt bleiben soll: die Verachtung für geltendes Recht wie im Kosovokrieg, die Verhöhnung von Institutionen wie bei der Vorbereitung des neuen Gemetzels am Golf. Kampfjets verbrennen eine Hochzeitsgesellschaft in Afghanistan, doch der Oberbefehlshaber sagt nicht einmal »sorry« – diese komplette Verachtung menschlichen Lebens von amtlicher Seite schenkt der Vernichtungswut des Snipers bessere Argumente als seine »Quotes«-Denker: »Das römische Reich wäre nie zu Größe gelangt und gefürchtet worden wegen Konferenzen und Papierkrams. Sie schafften es, weil sie jeden abgemurkst haben, der gegen sie war.«

Der kalte Sadismus der Sniper hat offizielle Vorbilder, und darum wurmt es sie, daß man sie, die inoffiziellen Heckenschützen, nicht ebenso respektvoll behandelt wie Rumsfeld, Bush oder auch bloß irgendeinen Bundeswehrsoldaten in der Kfor: »Diese Site wurde geschaffen und ist bestimmt für Profis ebenso wie zur Aufklärung von Öffentlichkeit und Medien. Profis finden hier eine wertvolle Quelle von Informationen, die mit ihrem Job zu tun haben. Der Beruf des Scharfschützen wird von vielen mißverstanden, die nicht darüber unterrichtet werden, was wir tun. Journalisten haben immer wieder verrückte Amokläufer fälschlich ›Sniper‹ genannt ... Durch diese Homepage hoffen wir zu zeigen, daß echtes Hochdistanz-Schießen, militärisches und polizeiliches Scharfschießen eine Kunst und Wissenschaft sind.«

Und schon der nächstbeste Sublink führt zu einer Galerie fröhlicher Schützenkönige, die zwar mal auf der falschen Seite standen, der Nordvietnams nämlich. Aber in der neuen Weltordnung sind alte Fehden nicht mehr wichtig. Jeder steht gegen jeden, alle sind einzeln nichts wert. Und ein paar schießen auch auf jeden. Es werden, nach Muhammad und Malvo, nicht mehr nur ein paar sein.

Gert Ockert schrieb in KONKRET 11/02 über Verschwörungstheorien

Konkret 12/02, S. 33

Georg Fülberth

Tarzan Keynes

Der Wirtschaftsnobelpreisträger Joseph Stiglitz kritisiert die Politik des Internationalen Währungsfonds

Als im Sommer 1992 ein Streik der Lastwagenfahrer in Frankreich die Autobahnen blockierte, wußten die für die Regelung des Verkehrs zuständigen Behörden zunächst nicht, mit wem sie verhandeln sollten. Die Ausständischen waren meist gewerkschaftlich nicht organisiert, häufig handelte es sich formell um Selbständige. Beamte und Medienleute schwärmten zwischen den stehenden Brummis aus und suchten Verantwortliche. Schließlich stießen sie auf einen gewissen »Tarzan«, von dem es hieß, er habe sich bei der Organisation des Streiks hervorgetan. Er wurde zum Regierungssitz nach Paris gebracht und im Fernsehen gezeigt. Was aus ihm geworden ist, nachdem sich, wohl ohne sein Zutun, die Staus wieder aufgelöst hatten, ist weiter nicht bekannt. In ähnliche Verlegenheit bei der Suche nach einem festen Punkt versetzt die 1998 in Paris gegründete Bewegung »Attac« (Association pour une Taxation des Transactions financières pour l'Aide aux Citoyens) ihre Liebhaber und Kritiker.

Manchmal werden Leittheorien gesucht. James Tobin, der schon vor dreißig Jahren eine Steuer auf grenzüberschreitenden Kapitalverkehr vorschlug, hat kurz vor seinem Tod sich in einem »Spiegel«-Interview von Attac distanziert. Die Sache war ihm nicht liberal genug. Die Predigten von Noam Chomsky und Michel Chossudowsky kommen der Proteststimmung schon besser entgegen, dienen allerdings mehr der Aufwühlung als dem operativen, auch institutionellen Handeln, das zumindest eine Komponente der Bewegung ebenfalls auszeichnet.

Dieser Richtung entspricht wohl am ehesten das Buch *Die Schatten der Globalisierung* von Joseph Stiglitz. Der Autor, Nobelpreisträger für Wirtschaft, war 1993-1997 Mitglied des ökonomischen Sachverständigenrates von Clinton und 1997-2000 Senior Vice President der Weltbank. Er ist seinem eigenen Bekunden nach ein Befürworter der kapitalistischen Globalisierung.

Allerdings werde diese gute Sache derzeit schlecht hantiert, nämlich durch den Internationalen Währungsfonds (IWF). Dessen Gründung – 1944 – ging unter anderem auf eine Initiative von John Maynard Keynes zurück. Die neue Institution sollte international die Politik verwirklichen, die in dem Hauptwerk des Meisters – *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes* – propagiert worden war: antizyklische Kreditvergabe zwecks Verhinderung von Rezessionen und Arbeitslosigkeit.

Stiglitz weist darauf hin, daß der IWF heute das Gegenteil macht. Seine Kredite werden dazu genutzt, in ökonomisch unterentwickelten Ländern neoliberale Prinzipien durchzusetzen: »fiskalische Austerität, Privatisierung und Marktöffnung«. Dadurch wird – hier dargestellt vor allem am Beispiel der Asienkrise 1997 und Rußlands 1998 – eine Rezession in der Regel erst ausgelöst oder verschärft. Nicht Vollbeschäftigung werde angestrebt, sondern Geldwertstabilität, in der Regel erzwungen durch Hochzinspolitik. Indem der Kurs einer Landeswährung für kurze Zeit gegenüber dem Dollar künstlich gestützt wird, haben die Eliten der betroffenen Staaten die Möglichkeit, ihre Guthaben ohne Verlust ins Ausland zu schaffen. Diese stehen dann natürlich für Investitionen im Innern nicht zur Verfügung. Das Fehlen funktionierender Kontrollinstanzen führt häufig dazu, daß die vom IWF ins Land gepumpten Gelder den gleichen Weg gehen. Die hohen Zinsen ziehen Bankrotte nach sich, die durch Finanzspritzen des IWF verhindert werden sollen: zum Schutz der Gläubiger in den kapitalistischen Zentren.

Was zunächst wie reiner Irrwitz aussieht, erweist sich als ein durchaus rationales System: »Auch wenn die Änderung des Mandats und der Ziele des IWF im Stillen erfolgte, so war sie doch keine Kleinigkeit. Statt den Interessen der *Weltwirtschaft* sollte er fortan den Interessen der *Finanzwelt* dienen. Und obgleich die Liberalisierung der Kapitalmärkte nicht die Stabilisierung der Weltwirtschaft fördert, so erschließt sie der Wall Street doch riesige neue Märkte.«

Stiglitz' Rezept lautet: Zurück zu Keynes. Der IWF müsse seine Gründungsprinzipien wieder aufnehmen. In einem Interview mit dem von Doug Henwood herausgegebenen »Left Business Observer« – zu dem es leider noch kein deutsches Pendant gibt – preist Stiglitz Kuba glücklich, weil es vom IWF unbehelligt geblieben sei. Im Buch werden China und Botswana gelobt, da sie (anders als Rußland) sich von den Vertretern des Internationalen Währungsfonds nicht alles diktieren ließen.

Man könnte fragen, ob Stiglitz' Konzept angesichts der Macht der Akteure auf den Finanzmärkten realistisch ist. Die Chancen hierfür werden dann verbessert, wenn die allergrößten Elche zu ihren eigenen Kritikern werden. Nachdem George Soros durch Währungsspekulationen ein Vermögen gemacht hat, tritt er jetzt für Regulierung ein. Schließlich muß das so Erworbene irgendwie auch gesichert werden. Ausgerechnet Bush gestikuliert im Kongreß-Wahlkampf eine Reform der Unternehmermoral: Vorstände müssen ihre Bilanzen beeiden.

Bekanntlich wird jede Revolution irgendwann einmal konservativ. So geschah es auch mit den Shareholdern. Daß Allianz-Lebensversicherte um die Auszahlung bangen, kommt in der Zeit der Riester-Rente nicht gut. Nachdem in den USA und

Deutschland gerade eine Blase geplatzt ist, nehmen die Klein- und Mittelanleger, die sich selbst geprellt haben, nachträglich zur Kenntnis, daß kürzlich in Asien und Rußland (damals vielleicht zu ihrem Vorteil) etwas passiert war. Die »FAZ« veröffentlicht empathische Porträts von jungen Investmentbankern, die gefeuert wurden. Westerwelle verliert. Da gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder die Attac-Parole: »Her mit dem schönen Leben – eine andere Welt ist möglich«. Oder die Zähne zusammenbeißen.

Auch könnte eingewandt werden, Stiglitz wolle nun international ein keynesianisches Konzept installieren, das innenpolitisch nach 1973 abgewirtschaftet habe. Aber vergessen wir nicht, was vorher war: das dreißigjährige Goldene Zeitalter des Kapitalismus! Noch leben Leute, die das schön fanden.

Stiglitz selbst redet ausschließlich vom IWF, von den Schwellen- und den ex-sozialistischen »Transformations«ländern. Es ist aber der Reformbedarf in den Zentren, der die Peripherie wieder interessant macht. Nennen wir es Solidarität.

Joseph Stiglitz: *Die Schatten der Globalisierung.* Siedler, Berlin 2002, 304 S., 19,90 Euro.

Ders.: *Time to snuff the IMF?* In: »Left Business Observer«, New York, Nr. 102, September 2002.

Konkret 12/02, S. 35

Jürgen Elsässer, Armin Fiand

Wenn Frau Limbach erzählt

Wie die ehemalige Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts ihre Rolle im Honecker-Prozeß schönt. Interview mit dem Hamburger Anwalt Armin Fiand

KONKRET: Sie haben einen Offenen Brief an Jutta Limbach, die ehemalige Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts, geschrieben. Warum?

Fiand: Ich habe in der ARD die Filmdokumentation »Honeckers Flucht – Das Ende eines Kommunisten« gesehen. Über das, was Frau Limbach dort gesagt hat, habe ich mich geärgert, weil es im Widerspruch steht zum tatsächlichen Geschehen und eine beträchtliche Heuchelei offenbart.

Was meinen Sie damit?

Frau Limbach führte sich als Justizsenatorin so auf, als sei sie vom Berliner Senat als oberste Sonderermittlerin in Sachen »Regierungskriminalität der ehemaligen DDR« eingesetzt worden. Sie forderte eine energische Strafverfolgung »der Verantwortlichen des DDR-Grenzregimes«. Sie wies bei jeder Gelegenheit darauf hin, daß sie die staatliche Führung der ehemaligen DDR als verantwortlich für den Tod von Republikflüchtlingen an der innerdeutschen Grenze ansehe, weil die, die in der DDR Verantwortung getragen hätten, die Verlegung der Minen, die Errichtung der Selbstschußanlagen und den Schußwaffengebrauch angeordnet hätten. Dies alles sei strafbares Unrecht, dessen Verfolgung für die Strafjustiz eine notwendige und für die Rechtskultur wichtige Aufgabe sei. Das Verfassungsrecht stehe einer solchen Verfolgung nicht entgegen.

Sie meinen also, daß Frau Limbach entscheidend den Boden bereitet habe für die späteren Prozesse, die nicht nur gegen die Mauerschützen, sondern auch gegen die Mitglieder des Nationalen Verteidigungsrates durchgeführt worden sind und regelmäßig mit Verurteilungen endeten?

Ja. Aus diesem Grunde habe ich Frau Limbach auch damals als ungeeignet für das Amt der Präsidentin des höchsten deutschen Gerichts angesehen. Das hat nichts mit ihrer juristischen Qualifikation zu tun. Aber wer sich so weit aus dem Fenster gelehnt hat wie Frau Limbach als Berliner Justizsenatorin und wer sich schon im Vorfeld darauf festgelegt hat, daß alles mit der Verfassung im Einklang stehe, der sollte sich eigentlich selbst sagen, daß eine solche Voreingenommenheit keine Eigenschaft ist, die jemanden prädestiniert, an der Spitze eines Gerichts zu stehen, das sich als oberster Hüter der Verfassung versteht.

Sie werfen Frau Limbach Heuchelei vor. Worin sehen Sie die?

Als Honecker in der chilenischen Botschaft in Moskau Zuflucht gefunden hatte, hat die Bundesrepublik alles versucht, um ihn nach Deutschland zurückzuholen. Dem chilenischen Sonderbotschafter wird zugesagt, daß »wir dem Gesundheitszustand Honeckers die notwendige Aufmerksamkeit zukehren würden, daß wir ihm also die entsprechende ärztliche Betreuung und Kontrolle zur Verfügung stellen würden und daß ein Mann, der auf Grund von Krankheit nicht artikulationsfähig ist, im Grunde nicht in der Lage ist, sich selbst zu verteidigen, daß der auch nach rechtsstaatlichen Prinzipien in der Bundesrepublik dann nicht strafverfolgt werden wird«. So Frau Limbach.

Diese Zusage wird nicht eingehalten. Honecker, obwohl bereits lebensbedrohlich erkrankt, wird in Berlin vor Gericht gestellt. Ihm wird unterstellt, daß er simuliere. Seine Menschenwürde wird eklatant mißachtet. Aufgrund einer von den Anwälten Honeckers erhobenen Verfassungsbeschwerde muß sich Anfang 1993 das Berliner Verfassungsgericht mit dem Fall beschäftigen. Es trifft am 12. Januar 1993 eine Entscheidung, mit der Honecker praktisch auf freien Fuß gesetzt wird. In der Entscheidung wird ausgeführt, daß es nicht gerechtfertigt sei, gegen einen Angeklagten zu verhandeln, der so krank sei, daß er bald sterben werde.

Dazu der Kommentar von Frau Limbach in der Fernsehsendung: »Wir jedenfalls hatten das Gefühl, und dem folgte dann auch diese Promptheit des Verfahrens, daß wir jetzt auch wirklich alles zum Schutze von Herrn Honecker tun müssen, ob uns der Ausgang des Verfahrens gefällt oder nicht. Rechtskräftige und rechtsstaatliche Entscheidungen sind zu respektieren. Deshalb auch die Unverzüglichkeit, mit der im Grunde genommen dann dieser Abtransport Honeckers nach Chile verabredet und durchgeführt worden ist.«

Ist denn so nicht auch verfahren worden?

Im Ergebnis schon, Honecker konnte ja nach Chile ausreisen. Wenn es allerdings nach dem Willen von Frau Limbach gegangen wäre, wäre das nicht geschehen. Sie war mit der Entscheidung des Berliner Verfassungsgerichtshofs überhaupt nicht einverstanden. Sie hat massiv dagegen opponiert, zwar nicht in Person, aber über die Berliner Staatsanwaltschaft und Generalstaatsanwaltschaft, deren weisungsbefugte Dienstherrin sie war.

Staatsanwalt Großmann von der Abteilung Regierungskriminalität mußte Einspruch bei der zuständigen Strafkammer einlegen. Er protestierte nachdrücklich gegen eine Einstellung des Verfahrens. Begründung: »... kann die Rechtsauffassung des Verfassungsgerichtshofes nicht als verbindliche Vorgabe für eine erneute Entscheidung des Landgerichts über die Anträge des Angeklagten Honecker auf Einstellung des Verfahrens und Aufhebung des Haftbefehls gegen ihn angesehen werden«.

Die Berliner Senatsverwaltung für Justiz – Leiterin: Frau Limbach – verbreitete eine Pressemitteilung, in der der Generalstaatsanwalt beim Kammergericht die Entscheidung des Verfassungsgerichtshofs heftig kritisierte. Diese Einmischung der Justizverwaltung führte dazu, daß der Präsident der Rechtsanwaltskammer von Berlin an Frau Limbach schrieb: »Selbstverständlich halte ich Kritik und Urteilsschelte an Entscheidungen von Gerichten für zulässig. Eine derart heftige Kritik, wie sie in der Pressemitteilung geübt wird, ist mir gegenüber einer Entscheidung anderer Verfassungsgerichte der Bundesrepublik Deutschland bisher nicht bekannt geworden. ... (M)it ihr wird auch offenbar, welche geringe Achtung die Strafverfolgungsbehörden dieser Stadt vor dem höchsten Berliner Gericht, dem Wahrer der Verfassungsrechte haben.«

Generalstaatsanwalt Neumann legte, als er wegen seiner Pressemitteilung in den Medien gescholten wurde, Wert auf die Feststellung, daß die Mitteilung nicht seiner Intention entsprochen habe. Er habe sie auf Weisung von Frau Limbach schreiben müssen.

Sie ziehen immer wieder, auch im Schreiben an Frau Limbach, eine Parallele zum Einsatz der Bundeswehr im Ausland. Das eine hat doch mit dem anderen nichts zu tun.

Doch. Für mich stellt sich die Frage: Woher nimmt ein Rechtsstaat wie die Bundesrepublik, der nichts dabei findet, sich an völkerrechtswidrigen Aktionen zu beteiligen (siehe den Krieg der Nato gegen Jugoslawien, siehe den Krieg der USA und ihrer Verbündeten gegen Afghanistan), in denen unter dem Buchungsposten »Kollateralschäden« Tausende unschuldiger Zivilisten zu Tode gebombt werden, das Recht, über die Repräsentanten eines untergegangenen Staates mit der Begründung zu Gericht zu sitzen, sie hätten in einer gröblichen und sträflichen Weise das höchste Menschenrecht, nämlich das auf Leben, mißachtet.

Wo stehen Sie politisch?

Ich bin kein Kommunist, ich gehöre seit Jahrzehnten der SPD an. Aber ich habe etwas gegen Heuchelei, insbesondere gegen die, die sich seit der Wiedervereinigung in unserem Staate breitgemacht hat.

Interview: Jürgen Elsässer

Konkret 12/02, S. 36

Holm Friebe

Kunst & Gewerbe

Hase und Igel

Es war nur eine Frage der Zeit, bis jemand drauf kommen würde. Für den 11. September wurden binnen Stunden eine Reihe von Vorlagen aus Belletristik, Film, Funk und Fernsehen herbeizitiert, die als Skript für die Anschläge gelesen werden konnten. Später fiel jemandem auf, daß Bin Ladens Al-Qaida-Organisation eine mehr oder weniger genaue Umsetzung von Isaak Asimovs Science-Fiction-Roman *The Foundation* ist. Es kam hinzu, daß Bin Laden sich in seiner Studienzeit für diese Form von Literatur interessiert haben soll. Nach dem Bombardement von Bali war es Tilman Krause in der »Welt«, der darauf hinwies, daß das so ähnlich schon in Houellebecqs Roman *Plattform* gestanden habe. Zwar ging es in *Plattform* um ein Beach Resort in Thailand, das von islamischen Terroristen niedergemacht wurde, und nicht um eine Disco auf den Philippinen. Aber wenn Houellebecq beschreibt, wie »Augen zerstochen, Hände abgerissen, Gesichter zerfetzt« wurden – dochdoch, da ließ sich schon assoziieren. So viel jedenfalls, daß Krause schlußfolgern konnte: »Der literarische Alptraum Michel Houellebecqs ist wahr geworden.«

Den naheliegenden Gedanken, daß, in Betracht des Weltlaufs, vielleicht nicht viel zu der Annahme gehört, daß demnächst wohl irgendwo wieder ein paar dekadente Westler von durchgeknallten Steinzeitlern ins Jenseits befördert werden, formulierte unnachahmlich verquast Thomas Assheuer in der »Zeit«: »Die Selbstverständlichkeit, mit der wir Kunst und Realität kurzschließen, ist kaum etwas anderes als ein Abwehrzauber zur Austreibung der Angst. Wir benutzen die Videoclips vom Einsturz des WTC als visuelles Polster, um uns das Trauma vom Leib zu halten. Wir spinnen einen Kokon aus Bildern. Wir mißbrauchen die Literatur als Handorakel zur Selbstberuhigung.« Was lernt uns das? So viel: Mit der Realität und der Kunst verhält es sich wie mit Hase und Igel. Eine ist immer schon da. Nur: Wer ist Hase und wer ist Igel? Am Ende wird alles auf ein Fotofinish zwischen Realität und Kunst hinauslaufen. Bis auf Moskau.

Im Fall Moskau liegen die Dinge komplizierter. Hatte nicht Dostojewski schon 1869 in seinen *Dämonen* geschrieben: »Ein ohrenbetäubendes Gebrüll erhob sich von allen Seiten. Ohrenbetäubender Applaus erschütterte den Saal. Es applaudierte beinahe schon die Hälfte der Anwesenden. Die Harmlosesten wurden mitgerissen: Rußland wurde öffentlich geschmäht, entehrt, vor dem ganzen Publikum heruntergerissen – wie sollte man da nicht brüllen vor Entzücken?« Und erinnert uns das nicht an die Bilder aus den letzten Wochen, die sich in einem gewissen Moskauer Musicaltheater ab- – Nein? Na dann: geschenkt.

Konkret 12/02, S. 36

Gerhard Henschel

Kunst & Gewerbe

Proaktive Esoterik

Eine schmerzlose, mit Hilfe einer toten Katze exerzierbare Methode zur Entfernung von Warzen überlieferte Huckleberry Finn der Nachwelt: »Na, du nimmst deine Katze und gehst auf einen Friedhof, kurz vor Mitternacht, dahin, wo jemand, der ein schlechter Mensch gewesen ist, begraben liegt, und wenn's Mitternacht ist, kommt ein Teufel oder vielleicht auch zwei oder drei; du kannst sie aber nicht sehen, du kannst nur was hören, was klingt wie der Wind, oder vielleicht hörst du sie reden, und wenn sie den Kerl wegholen, schmeißt du deine Katze hinterher und sagst: ›Teufel folg Leiche, Katze folg Teufel, Warzen folgt Katze, ich bin euch los!‹ Das bringt dir jede Warze weg.«

Die von der Hartz-Kommission unter dem Vorsitz von Dr. Peter Hartz ersonnenen Beschwörungsformeln zur Bannung des Gespensts der Arbeitslosigkeit sind nicht weniger osbkur, auch wenn sie auf geradezu ekelerregende Weise nach frühem 21. Jahrhundert klingen. »Ein solches Verfahren ist notwendig, damit die Vision sowohl top-down als auch bottom-up als ein gemeinsamer Wegweiser verankert wird und für alle richtungsweisend wirkt«, heißt es im Abschlußbericht der Kommission (Dr. Peter Hartz et. al.: *Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt. Vorschläge der Kommission zum Abbau der Arbeitslosigkeit und zur Umstrukturierung der Bundesanstalt für Arbeit*, Berlin 2002). Und: »Im Zusammenspiel zwischen top-down und bottom-up sind die neuen Rahmenbedingungen zeitnah top-down zu setzen.«

Ebensogut hätte Dr. Peter Hartz über der Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg bei Vollmond eine tote Katze abwerfen und ihr hinterherrufen können: »Teufel folg verankertem Wegweiser, Katze folg Teufel, Arbeitslose folgt Katze, ich bin euch los!« Doch das hätte nicht so recht in unsere Zeit gepaßt, die ihren aus Steuermitteln finanzierten Hexenmeistern modernere Bannspruchvokabeln abverlangt wie »Innovationsmodule«, »Mehraugenprinzip«, »Flexibilitätskennziffern«, »Cross-Cultural-Management«, »BridgeSystem«, »KompetenzCenter«, »PersonalServiceAgenturen«, »wachstumsdynamische Cluster«, »instabile Integrationsorientierung«, »unterqualifikatorische Tätigkeiten«, »vertiefte Einblicke in praktische Abläufe«, »Anstoßung von Großprojekten«, »Such- und Matching-Möglichkeiten«, »Phasing-out-Mechanismen«, »Internet- und CallCenter-basierte Lösungen« oder »die lähmende Ja-Aber-Statik«, denn auch die wird von der Hartz-Kommission erwähnt. Nicht zu vergessen das »Good-Practice-Modell ›Plus-Lohn‹ in Duisburg« und die »aus jeweiligen Eigeninteressen resultierenden ›Verschiebebahnhöfe‹ und das gleichzeitig stattfindende ›creaming‹ bzw. Nichtbeachten bestimmter Zielgruppen«. Den Connaisseuren dieser Art Resopaldeutsch zuliebe hat die Hartz-Kommission nebenher für teuer Geld auch erstmals einen Plural von »Investitionsbedarf« gebildet (»Investitionsbedarfe«).

Vertiefte Einblicke in die praktischen Abläufe der Tätigkeit von Dr. Peter Hartz und seiner lustigen Kommission bieten darüber hinaus die wirren, in den Abschlußbericht gestreuten Grafiken und Piktogramme. In der formschönen »Abbildung 4« (»Kundenstrom-Management«) überlappen sich zwei gleichschenkelige Dreiecke. Das eine heißt »Zahl der Arbeitssuchenden«, das andere »Betreuungsintensität«. Man kann die Abbildung drehen und wenden, wie man will, sie ist und bleibt vollkommen sinnlos. Immerhin sind mit ihrer Fabrikation einige Grafiker eine Zeitlang beschäftigt gewesen und dabei staatlich gefördert und vom Arbeitsmarkt ferngehalten worden.

Journalisten empfiehlt die Hartz-Kommission wörtlich, sie sollten regelmäßig »proaktiv über den Umsetzungsstand berichten«. Und auch Künstler »können Beschäftigungsaktivitäten und Initiativen publizistisch unterstützen, indem sie ihre Kunst in den Dienst der Arbeitslosigkeit stellen, indem sie z. B. im Rahmen von Benefizveranstaltungen zugunsten des Arbeitsmarktes auftreten«. Die Anstoßung von Großprojekten scheint eine Herzensangelegenheit von Dr. Peter Hartz zu sein. Auf ein proaktives, integrationsorientiertes Cross-Cultural-Plus-Lohn-Benefizkonzert mit wachstumsdynamischen Clustern von Janosch, BAP, Stockhausen und Botho Strauß hat der dahindämmernde Arbeitsmarkt seit längerem gewartet. Und wie man hört, trägt Dr. Peter Hartz zur Zeit in Wolfenbüttel eigenhändig und im Schweiße seines Angesichts den letzten aus Eigeninteresse resultierenden Verschiebebahnhof ab. Für einen Hexenmeister mag das eine unterqualifikatorische Tätigkeit sein, doch es ist ein großer Schritt für die Menschheit.

Konkret 12/02, S. 37

Michael Rudolf

Kunst & Gewerbe

Konkrete Poesie

Die große Staats- und Rechtsgeschichte seit Anbeginn ist eine Kumulation verschieden häßlicher Verbrechen. Deren bloße Ausführung, aber auch Aus- und Umdeutung werden ebenfalls seit Anbeginn als hohe Kunst praktiziert beziehungsweise als solche verstanden. Anders wäre Herrschaft kaum möglich.

Und Künstler, das versteht sich wie von selbst, brauchen für die Ausübung ihrer Kunst eine angemessene Garderobe. Dies end- und gründlich eingesehen zu haben, ist das unbestrittene Verdienst von Ronald Barnabas Schill, der seiner Hamburger Polizeitruppe zu ebensolch stilvoller Garderobe verhelfen möchte. Bis Herbst 2003 sollen 3.000 von 6.018 Polizisten blau schimmern. Und es wolle die Uniformen der Star-Designer Luigi Colani (74) entwerfen. Damit sie die Modefirma Tom Taylor schneidern könne – »brachialisch und respekteinflößend« (Colani). Das »Thema Uniform« sei ihm »eine Herzensangelegenheit«, verlautet aus ungewöhnlich gutgerundeten Colani-Kreisen. Sein Oppa habe bereits »einen Kurzmantel für die Marine« entworfen, der noch heute nach ihm benannt werde, ganze kaiserliche Heere haben früher schon in Colanituch feinste Kriegskunst zelebriert. Und wie jede wahre Kunst werden die anfallenden Kosten auch in Hamburg aus Sponsorengeldern bestritten. Einerseits hält Marketingexpertin Sine Dobermann (!) »1,5 Millionen Euro« Einnahmen bei diversen Benefizen im Rahmen einer Ausstellung mit Colanis »Werken« für durchaus »erzielbar«. Andererseits werde für eventuelle Fehlbeträge der Gemeinnützige Verband für Sicherheit in der Wirtschaft Norddeutschland sicherheitshalber ein Spendenkonto einrichten.

Wir können es nur begrüßen, daß die eine oder andere Zwangsräumung, ein waschechter Kessel, das Mißhandeln von Arretierten auf Polizeiwachen, das Augenzudrücken bei Unregelmäßigkeiten der Wirtschaft Norddeutschlands, das Eskortieren von Neonaziaufmärschen oder andere avantgardistische Interpretationen des staatlichen Gewaltmonopols endlich als neue Formen der Spektakelkunst (Ausdruckstanz, Performance, Zwergenwerfen) anerkannt werden und somit keine rechtserheblichen Tatsachen mehr darstellen. Polizeimeldungen gelten ja Kennerkreisen schon längere Zeit als ziemlich konkrete Poesie. Und wenn man ab jetzt dabei noch chic ultramarin angezogen ist – Mensch Meier Zwo!

Die Letzten, die das noch nicht begriffen haben, sind jene, die es zuallererst angehen müßte: unsere deutsche Antifa. Die Berliner Polizei hatte auf den Kunstcharakter ihrer Fahndungsplakate verwiesen, um den widersetzlichen Herrschafteln zu untersagen, ihre »Satire« auf ein Polizeifahndungsplakat ins weltweite Netz zu stellen. Weil wenn Kunst, dann Nachahmung gleich Verstoß gegen Paragraph 22 iVm Paragraph 33 Kunsturhebergesetz. Auf der Antifa-Version werden übrigens hinreichend brachialische Polizisten zur Fahndung ausgeschrieben. Nur, wo kommen wir da hin, wenn jeder das Urheberrecht verletzen kann, nur weil er angeblich mal von staatlich geprüften Aktionskünstlern verletzt worden ist? Diese kleine Rechtsgeschichte wird bestimmt ein Nachspiel haben.

Konkret 12/02, S. 39

Oliver Tolmein

Hirngespinste

Kulturkolumne

Die Bundesrepublik Deutschland ist für die Deutschen, die sie bewohnen, kein aufregendes Land. Das politische Großereignis des Jahres sind, wie stets, die Haushaltsberatungen des Bundestags und, mal wieder, der Streit um die Erhöhung des Rentenversicherungsbeitrags. An diesem Zustand gepflegter Langeweile, den allenfalls die Niederlage des liebsten Fußballklubs und eine Verfolgungsjagd mit 75 km/h durch verkehrsberuhigte Zonen zu unterbrechen vermag, hat nicht einmal die Entsendung deutscher Truppen sonstwohin etwas ändern können, denn dort sind, wie im Märchen vom Hasen und Igel, ausgerechnet die einstigen Herren der Reeducation, denen man noch nicht verziehen hat, daß sie Deutschland vom Nationalsozialismus befreiten, immer schon angekommen und haben für Law and Order gesorgt. Es ist also nicht überraschend, daß Erinnerungen an aufregendere Zeiten der Republik, in denen man noch entschieden auftreten mußte, um sich als Garant für Sicherheit und Ordnung zu profilieren, heute besonders breiten Raum einnehmen. Da jene Blütezeit des Landes auch die Blütezeit des »Spiegel« war, wie wir in den vergangenen Wochen aus Anlaß eines Todefalles immer wieder zu hören bekamen, ist es auch kein Wunder, daß sich dieses Nachrichtenmagazin wie kein anderes Blatt der Erinnerung an die Zeiten widmet, da es in Deutschland noch gesellschaftlichen Aufbruch gab, Schröder den Kapitalismus verändern und Otto Schily den Rechtsstaat gegen die Herrschaft der Inneren Sicherheit verteidigen wollte.

Was der Auflage guttun mag, hilft der Wahrheit wenig auf die Sprünge, wie die Serie von »Spiegel«-Geschichten, die sich im Deutschen Herbst 2002 mit der RAF der Jahre 1970 bis 1977 beschäftigt haben, exemplarisch vorführt. Das von Peter Homann nach Art der Oral history verfaßte Stück »Aber nicht andere nur, auch uns töten wir« (»Spiegel« 43/02) zeichnet die RAF als eine Gemeinschaft von Märtyrern. Daß Homann, der in der Anfangszeit des bewaffneten Kampfes selbst gerne dabeigewesen wäre, sich aber aus einem Ausbildungslager in Jordanien absetzte, weil er, so das Selbstzeugnis, um sein Leben fürchten mußte, die Bezeichnung »Projekt« für »bestes Beamtendeutsch« hält, sagt etwas über sein Sprachgefühl aus. Der Satz: »Schon als sich die RAF herausbildete, hörte ich Gudrun Ensslin sagen ...« unterstreicht den ersten Eindruck wirkungsvoll. Daß es Homann, wie er behauptet, schwerfällt, »von den widerlichen Details zu reden, die ich damals mit eigenen Ohren gehört habe«, ist, so glatt wie ihm seine Kolportagestücke seit Jahren aufs Papier geraten, gelogen. Was allerdings die RAF mit den Attentätern der Al-Qaida zu tun haben soll, mit »Rassenwahn, Kriegsgeschrei und Weltuntergangsstimmung«, die den islamischen Fundamentalismus angeblich auszeichnen, erklärt auch Homann nicht. Die vagen Andeutungen über die Todessehnsucht von Gudrun Ensslin und der Verweis auf die Kooperation mit den Palästinensern reichen da, auch eingedenk des immer wieder zum Ausdruck gebrachten auktorialen Abscheus, nicht hin.

Nach einem ebenfalls wenig erhellenden Hintergrundstück über den »Pakt des Terrors« zwischen der RAF und der palästinensischen Guerilla (»Spiegel« 44/02) schafft Chefredakteur Aust zwei Wochen später Platz für einen neuen Versuch, die RAF posthum zu erledigen. Nicht per Oral history, sondern mit nüchterner Wissenschaft soll diesmal ein »letztes Geheimnis« geknackt werden. »Das Gehirn des Terrors« verspricht in »Spiegel Online« die Überschrift, und man muß befürchten, daß der Reigen der Fortsetzungsgeschichte damit zwar zu einem vorläufigen Tiefpunkt, sicher aber noch längst nicht zum Abschluß gebracht worden ist.

Es geht um das Gehirn Ulrike Meinhofs, das der Magdeburger Neuropathologe Bernhard Bogerts, nach allem was man weiß: widerrechtlich, in seine Gewalt gebracht und auf Besonderheiten untersucht hat. Bogerts, der sich in der biologischen Schizophrenieforschung einen Namen gemacht hat und der auch psychiotische Erkrankungen auf anatomische Gegebenheiten zurückführen will, knüpft an Bemühungen der Bundesanwaltschaft von 1973 an, Meinhof zwangsweise neurologisch untersuchen zu lassen und dabei eine Szintigraphie durchzuführen. Gegen dieses Vorgehen, das darauf zielte, Meinhof, bei der 1962 eine Hirnoperation durchgeführt worden war, für unzurechnungsfähig zu erklären, wandten sich damals unter anderem 70 Ärztinnen und Ärzte, die den Versuch, eine politische Gegnerin als geisteskrank zu erledigen, als in der Tradition der NS-Medizin stehend bezeichneten.

Was damals verhindert werden konnte wurde 1976, nach Ulrike Meinhofs Tod, im Rahmen der Obduktion angeordnet. Der Befund, der dem Neurologen Jürgen Pfeiffer damals auffällig erschien, blieb jedoch vertraulich. Erst der neue Anlauf von Bogerts bringt das Thema jetzt, mit Hilfe des »Spiegel«, der die wissenschaftliche Veröffentlichung des Magdeburger Psychiaters nicht abwarten mochte, wieder in die Medien. Das Ergebnis paßt in die neue Perspektive, aus der der Blick auf die RAF fällt: Macht Homann quasireligiösen Wahn als Triebkraft für die Militanten aus, konstatiert Bogerts ein »pathologisches Ausmaß an Aggressivität«. Ob es die Überzeugungskraft des Psychiaters und seines Mitteilungsorgans stärkt, daß sie es für geboten halten festzustellen, daß »linksextremes Gedankengut ... kein Produkt einer krankhaften Hirnentwicklung« sei, mag jeder selbst entscheiden. Jedenfalls hält der Kliniker es für sinnvoll, Meinhofs Hirnschnitte mit denen des Lehrers Ernst August Wagner zu vergleichen, der 1913 in Schwaben 13 Menschen ermordete.

Wagners Hirn war Gegenstand der Forschung des Psychiaters Robert Gaupp, der nicht nur die Schrift *Zur Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens* von Karl Binding und Alfred Hoche 1920 positiv besprochen hatte, sondern der im Nationalsozialismus mit Berechnungen über die im Vergleich zu den Jahreseinkünften eines Arbeiters extrem hohen Pflegekosten von psychiatrischen Patienten hervorgetreten ist. Gaupp vertrat, wie viele führende Psychiater, die im Kaiserreich und in der Weimarer Republik bekannt geworden waren und die dann im Nationalsozialismus ihre Forschung radikalisieren konnten, eine biologistische Psychiatrie. Deren führender Kopf war lange Zeit Gaupps Lehrer Ernst Kraepelin, der sich schon frühzeitig Gedanken über »den unerfreulichen Internationalismus des jüdischen Volkes« gemacht und ein Krankheitssystem entwickelt hatte, das auf genetisch bedingten Krankheitsfaktoren aufbaute und in dem »der Geisteskranke« in erster Linie als Gefahr für die Öffentlichkeit sortiert wurde. Die Anstalt schien ihm deswegen, aber auch weil sie die Fortpflanzung der Patienten verhinderte, der beste Ort für psychisch kranke Menschen zu sein. Kraepelin, der 1926 starb, bekam keine Chance mehr zu erleben, wie seine Theorien durch die Rassenpolitik der Nationalsozialisten genutzt wurden.

Der Versuch, die RAF nicht mehr als Teil der politischen Auseinandersetzungen im Deutschland der siebziger Jahre zu sehen, sondern ihre Mitglieder zu pathologisieren, führt auf diesem Weg schnurstracks in die Vorgeschichte des Nationalsozialismus. Daß daran heute niemand mehr Anstoß nimmt, zeigt deutlicher als die Karrieren mancher, die damals als Rechtsanwälte, Genossen oder Sympathisanten mit der RAF zu tun hatten, in welchem Maß die Revolte der außerparlamentarischen Opposition in der Bundesrepublik gescheitert ist.

Bogerts übrigens, der Hirnforscher, der, wenn er sich nicht gerade an den Überresten Ulrike Meinhofs zu schaffen macht, versucht, den neurobiologischen Ursachen der Schizophrenie auf die Spur zu kommen, hat 1998 als erster den neugestifteten Kraepelin-Preis erhalten, einen der bestdotierten Preise der psychiatrischen Zunft. Zu Recht. Ein Preis, für den sich der »Spiegel« und seine um die Interpretation der RAF so verdient machenden Autoren nun qualifiziert haben, muß allerdings erst noch gestiftet werden.

Konkret 12/02, S. 40

Irene Heidelberger-Leonard, Ralf Piorr, Jens Hoffmann

Gegen sich denken

KONKRET-Gespräch mit der Herausgeberin der Jean- Améry-Gesamtausgabe, Irene Heidelberger-Leonard, über das Werk Amérys und seine Rezeption in Deutschland

KONKRET: 1966 trat Jean Améry, wie er es später formulierte, als »hoffnungsvoller Anfänger von 54 Jahren auf die deutsche literarische Bühne« und veröffentlichte Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Was zeichnet diese Essays aus?*

Heidelberger-Leonard: Das besondere an diesen fünf Essays ist, daß sie nicht auf Einfühlung bauen und daß es sich nicht um personalisierte Zeugnisse handelt. Es geht darin eher um das Bemühen, von einer subjektiven Erfahrung auszugehen und diese zu einem Paradigma werden zu lassen. Das macht die Lektüre so schwierig und den Verfasser dieser Texte nicht besonders populär. Améry liefert keine Lösung, und es gibt keine Erlösung. Anders als z. B. in dem Film »Schindlers Liste«, dort gibt es eine Katharsis: Man weint und fühlt sich irgendwie besser. Man hat den guten Deutschen getroffen und weiß, daß man sich anders als die übergroße Mehrheit hätte verhalten können. Bei Améry gibt es keine Katharsis. Er verbittet sich von vornherein jede Form von Identifikation.

Das heißt, er wehrt sich gegen jegliche Vereinnahmung?

Absolut. Améry brach 1966 fast wie ein Naturereignis in die deutsche Literaturszene ein. Er war tatsächlich zehn Jahre lang ein »Auschwitz-Star« und ist oft im Fernsehen aufgetreten. Jeder Aufsatz, der gedruckt wurde, ist vorher im Radio gesprochen worden. Aber ich frage mich, ob man ihm wirklich zugehört hat. Hat er nicht nur den Vorwand für einen Lärm geliefert, der letztlich nichts ausgelöst hat und der heute nicht mehr gefragt ist? Warum redet man so wenig über Améry, wo man doch in Deutschland über kaum etwas so ausgiebig spricht wie über die Verarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit? Noch nie hat man sich so viel mit den verschiedenen Gedenkformen und Gedenkkulturen beschäftigt wie zur Zeit. Warum ist Améry, der das Fundament dazu geschaffen hat, kein unverzichtbarer Bezugspunkt dieser Debatte? Ein Ausgangspunkt ist er allemal. Kaum einer der einschlägigen Texte könnte so geschrieben werden, wenn er nicht die Grunddokumente dazu geliefert hätte. Améry ist der erste jüdische Schriftsteller deutscher Zunge, der Shoah-Literatur geschrieben hat.

Dabei wollte er aber nie auf die »Opfer-Existenz« eines KZ-Häftlings reduziert werden.

Ich glaube, das war sehr zwiespältig. Er wurde – zynisch gesagt – aus Marktgründen auf diese Existenz reduziert. Was nicht bedeutet, daß es ihm nicht auch ein Bedürfnis war, die Dinge klarzustellen, um sie einer exemplarischen Analyse zuführen zu können. Er wollte nicht auf das, was er einen »Berufs-Auschwitzer« nannte, reduziert werden. Ihm persönlich lag daran, ein richtiger Erzähler zu werden. Was er über Auschwitz zu sagen hatte, war notwendig, aber es war für ihn nur eine Übergangsperiode, bei der es allerdings, was die öffentliche Wahrnehmung anbelangt, geblieben ist. Das war seine persönliche Tragödie. Den Romancier Améry hat man nicht wahrnehmen wollen. Ein Roman wie *Lefeu oder Der Abbruch* wartet noch heute auf seine Rezeption.

Wie würden Sie das, was Sie Amérys »Grunddokumente« genannt haben, näher charakterisieren?

Er hat zunächst einmal Problemkreise isoliert – *Jenseits von Schuld und Sühne* nennt er eine »Phänomenologie des Opfers« – , deren Hierarchisierung viel mit seinen Erfahrungen zu tun hat, die er aber zu exemplarischen Studien ausarbeitete. Zur »Phänomenologie des Opfers« gehört etwa die Frage: Wie konnte ein Intellektueller in Auschwitz überleben? Was vermag der Geist in einer Grenzsituation? Das ist für Améry eine ganz persönliche Frage gewesen, nämlich im Verhältnis zu Jean-Paul Sartre, der behauptete: »Wir sind selbst im Gefängnis frei.« Analog fragte sich Améry: Sind wir in Auschwitz frei? Können wir eine geistige Position geltend machen, die uns die materiellen Bedingungen von Auschwitz vergessen läßt? Er kommt zu dem Schluß: In Auschwitz kommt der Intellektuelle an seine Grenzen, und der Geist vermag dagegen nichts. Das ist eine exemplarische Studie: Wie weit kommt man mit seinem Geist innerhalb einer körperlich-materiellen Unmöglichkeit? Die Feststellung des prinzipiellen Scheiterns ist für Améry auch ein Datum persönlichen Scheiterns, weil für ihn der Geist sozusagen eine Person ist. Alfred Andersch hat das begriffen und seinen Aufsatz über Améry »Die Rückkehr des Geistes als Person« betitelt.

Der zweite Essay der Sammlung, »Die Tortur«, hängt sehr eng damit zusammen. In der Folter ist Améry nicht nur an die Grenzen des Geistes, sondern auch an die Grenzen des Körpers gekommen. Das ist im Grunde die Essenz des Aufsatzes, daß, wenn der Körper auf eine solche Art vergewaltigt wird, der Mensch nur noch Fleisch ist – eine Erfahrung, die noch »hinter« Auschwitz liegt, eine Erfahrung jenseits der Bedingungen des Lagers.

In einem weiteren Essay untersucht Améry die »Ressentiments des Opfers« gegenüber dem Land der Täter. Worin liegen die zeitkritischen Implikationen dieses Begriffs?

Zu dem Begriff des Ressentiments, wie er in *Jenseits von Schuld und Sühne* erscheint, ist es erst über die Jahre hin gekommen. Seine Genese kann man im Zusammenhang mit dem ersten Dokument Amérys von 1945, »Zur Psychologie des deutschen Volkes«, erkennen. Dort taucht der Begriff der »Rache« auf. Er fragt nach der Rache der Opfer und sagt, daß er persönlich diese Rache nicht für ein produktives, kathartisches Element hält. Aber es ist für ihn selbstverständlich, daß die Verantwortlichen mit dem Tod bestraft werden, und diese Verantwortung reicht für ihn von den SS-Kadern bis zum »Unterscharführer«. Er sah die Lösung darin, daß man das Böse eliminiert. Genau zwanzig Jahre später spricht er von Ressentiments, wobei es eben um eine Rache geht, die das Opfer gewissermaßen gegen sich selbst wendet. Anstatt daß diese Ressentiments nach außen gerichtet werden und sich in der Rache an anderen äußern, geht es um ein unheilbares Leiden, das nach innen verlegt wird. Das ist symptomatisch für Amérys Werdegang in diesem Deutschland nach Auschwitz. Mit seinen Ressentiments forderte er von den jungen Deutschen vor allem Selbstmißtrauen. Das ist sein eigentliches Lebensthema: »Der ewige Deutsche«, der Deutsche, der politisch blind und autoritätshörig ist, ordnungsliebend und arbeitsbesessen.

Was in den Ressentiments aber auch steckt, ist im Grunde ein leidenschaftlicher Appell an die Deutschen, sie möchten doch diese Ressentiments ungültig machen, ihn davon befreien, damit er, anstatt zu hassen, wieder lieben kann. Sein Schmerz ist kein atavistischer, sondern einer, an dem etwas geändert werden könnte. »Ressentiments« ist also sowohl ein Aufsatz über Amérys eigene Gefühlslage als auch eine ganz eigene Liebeserklärung an die Deutschen. Dieser Aspekt wird nie wahrgenommen. Es gibt dort einen Satz, in dem er sagt: Man möge ihn doch aus seiner furchtbaren Einsamkeit, aus seiner Verlassenheit, befreien. Aber es bleiben nur noch die Ressentiments, unter denen er um vieles mehr leidet als die Deutschen, gegen die sie sich richten, denn sie zerstören ihn und nicht diejenigen, die ihn zerstört haben.

Der Essayband schließt mit dem Aufsatz »Über Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein«.

Eine Form der Selbstbefragung: Woher kommt es, daß ich, wenn man mich nach meiner Nationalität fragt, sage: »Ich bin Jude«, obwohl ich es von meinen traditionellen und kulturellen Bindungen her nicht bin? Auch dieser Aufsatz ist doppeldeutig. Man könnte seinen Titel umkehren: Über Zwang und Unmöglichkeit, Deutscher zu sein. Der historische Zwang macht mich zum Juden, so wie die Historie »euch« zu Deutschen macht. Es steht der Imperativ der Anerkennung dahinter, daß man Jude ist und daß man Deutscher ist und daß beide sich damit auseinandersetzen müssen. Mit ihren verschiedenen Erinnerungen, die, darauf bestehe ich, getrennt zu behandeln sind, obwohl es zweifellos auch eine Gemeinsamkeit der Obsession des Ungelösten gibt.

Oft wird als Zäsur in Amérys Biographie die Erfahrung der Folter und die darauf folgende Konzentrationslagerhaft angesehen, also das, was Hans Mayer von Jean Améry trennt.

Das ist einerseits eine einleuchtende Zäsur, aber andererseits auch eine Legende, an der Améry in seinen Selbstdarstellungen mitgeschrieben hat. Ich denke, dieser Einschnitt ist nicht ganz so schlüssig, wie er erscheint, denn es gibt natürlich ein »Vor-Auschwitz« und ein »Nach-Auschwitz«. Sehr eng verbunden damit ist die Frage nach dem Suizid: Wenn die Tortur und Auschwitz die Zäsur markieren, dann ist der Selbstmord allein darauf zurückzuführen. Dagegen würde ich mich wehren, denn es steckt kein teleologisches Konzept hinter diesem Leben und diesem Tod. Ich glaube eher, daß es das »Nach-Auschwitz« gewesen ist, das ihn umgebracht hat, nicht Auschwitz selbst. Es ist die Kombination vieler Gründe, auch privater Motive, gewesen, die ihn in den Freitod trieb. Es war wirklich eine allgemeine Konstellation der Verzweiflung.

Im Moment der Befreiung 1945 war Améry zuversichtlich, weil er davon ausging, daß er die Welt verändern kann und man ihm zuhören wird. Daß er das Seine tun wird, um die Deutschen »aufklärerisch« zu erziehen. Wenn man sich sein Vorwort zur Neuauflage von *Jenseits von Schuld und Sühne* von 1977 anschaut, findet man einen Améry, der verzweifelt ist an der deutschen Entwicklung nach Auschwitz und der den Optimismus, diesen erzieherischen Eros, den er noch 1945 hatte, völlig verloren hat.

In dem von Ihnen erwähnten Vorwort von 1977 schreibt er: »Ich rebelliere: gegen meine Vergangenheit, gegen die Geschichte, gegen eine Gegenwart, die das Unbegreifliche geschichtlich einfrieren läßt und es damit auf empörende Weise verfälscht.« Ist nicht dieser Zustand der Musealisierung der Shoah und des De-facto-Einfrierens in eine Gedenkkultur heute erreicht?

Was Sie eben zitiert haben, ist in der Tat absolut zentral; das ist seine Endposition. Ich könnte mir vorstellen, daß Amérys Texte dabei helfen könnten, diese Musealisierung aufzubrechen. Es wird kein leichter Weg sein, weil er doch ein relativ abstrakter ist. Aber das ist eben auch die wirkliche Chance. Améry bietet das intellektuelle Mittel, um gegen das anzukämpfen, was heute an Betroffenheitskult praktiziert wird.

Im November ist der erste Band der Werkausgabe Amérys erschienen, in dem auch Jenseits von Schuld und Sühne *enthalten ist. Was ist das Neue an dieser Edition?*

Neu ist bei dieser Leseausgabe, die sich ganz bewußt an ein allgemeines Publikum wendet, daß die Genese der Aufsätze aufgearbeitet wird. Es gibt einen großen Dokumentationsteil, der im Fall von *Jenseits von Schuld und Sühne* Aufsätze über

Auschwitz enthält, die Améry schon 1945 geschrieben hat. Im Nachlaß haben wir zwei Texte gefunden – »Zur Psychologie des deutschen Volkes« und »Arbeit macht unfrei« – , die er bereits in Auschwitz-Monowitz in Angriff genommen hat. In diesen »Urtexten« fragt er sich, was denn nun mit den Deutschen nach 1945 geschehen soll und was sein Verhältnis zu Deutschland ist. Es ist sehr ungewöhnlich, daß man auf Dokumente stößt, die so nah am Ereignis entstanden sind. Und wenn man sie im Werkkontext sieht, fällt auf, daß Améry zu dem Zeitpunkt, wo man ihn völlig gebrochen erwartet, außerordentlich vital ist – von einem Optimismus beflügelt, der ihm mit jedem Jahr mehr abhanden kommt. 1945 hat man einen beinahe zuversichtlichen Améry vor sich, der sein Überleben gewissermaßen zelebriert in dem Glauben, daß die Deutschen sich werden erziehen lassen. Er geht davon aus, daß diese historische Katastrophe bearbeitet und eine Lösung gefunden werden kann.

Unmittelbar nach seiner Befreiung hat Améry begonnen, als Publizist zu arbeiten. Die »Bewältigungsversuche eines Überwältigten« sind hingegen erst Mitte der sechziger Jahre erschienen. Wie erklären Sie sich das fast zwanzig Jahre dauernde Schweigen zu diesem Thema?

Er hat nicht wirklich geschwiegen, er hat weiter geschrieben. Améry hat den Aufsatz, den er in Monowitz angefangen hatte, im Juni 1945 in Brüssel beendet, aber nicht publizieren können. Er hat es versucht. Er hat von seinen Erfahrungen jedoch vor allem auch in den *Schiffbrüchigen* gesprochen. Die erste Fassung dieses 1934/35 geschriebenen Romans hat er 1945 gewissermaßen aktualisiert. Im Nachlaß gibt es ein Manuskript mit dem Titel »Die Festung Derloven«. In diesem Text erzählt er, was ihm während der Folter in Breendonk widerfahren ist. Er hat aber gemerkt, daß er so, wie er damals geschrieben hatte, in diesem pseudorealistischen Simulationsverfahren, nicht weiterkommen konnte. Und 1965 kommt der zweite Anlauf. Zu diesem Zeitpunkt spricht er über die Erfahrung der Tortur in einer ganz anderen Art. Da wird Geschichte nicht simuliert oder nacherzählt, sondern analysiert und reflektiert.

Jean Améry hat seine Reflexionen immer radikal autobiographisch vermittelt. Welche Freiheit bleibt Ihnen als Biographin – jenseits der Freiheit des Zitierens?

Sehr aufmerksam zu lesen, wie die Dinge miteinander zusammenhängen. Ich glaube, daß die Biographie, an der ich arbeite, zum Teil eben auch ein Mosaik von Zitaten sein muß, entweder paraphrasiert oder gekennzeichnet als Quellen, weil alles andere eine Anmaßung wäre. Außer der Empathie und der genauen Konzentration auf die Person wird es auch darum gehen, die Komplexität dieses Menschen darzustellen, widersprüchliche Entwicklungen und Aussagen wahrzunehmen und sichtbar werden zu lassen.

Ob der Selbstmord unter anderen Umständen vermeidbar gewesen wäre, weiß ich nicht. Es gibt bei Améry jenseits des Auschwitz-Themas eine geradezu obsessionelle Beschäftigung mit dem Tod. Auf jeden Fall scheint es mir falsch, von der Zwangsläufigkeit seines Freitodes auszugehen. Meine Aufgabe ist eine Spurensuche, die Zusammenhänge herstellt, sowohl chronologisch als auch psychisch und thematisch. Aber ich bilde mir nicht ein, den »Schlüssel« zu Améry zu haben. Ich habe meine Vorstellungen von ihm und nehme keineswegs seine eigenen Darstellungen immer für bare Münze.

Eine weitere Frage der biographischen Darstellung ergibt sich aus dem Wandel in seinem Selbstverständnis als Jude.

Es ist die Frage, ob es sich wirklich gewandelt hat. Ich vermute, es war eher ein Prozeß des Sich-Bewußtwerdens. Améry hat sich gewandelt in der Art, in der er sich seines Judentums bewußt geworden ist. Aber schon aus seiner ersten Fiktion *Die Schiffbrüchigen* wird deutlich, daß er sehr früh einen Begriff hatte von dem, was es für ihn bedeuten könnte, Jude zu sein, nämlich ein Underdog, ein Verfolgter – mit einer impliziten Verpflichtung zum Widerstand. Also Judentum als historisches, soziologisches und politisches Faktum, niemals als ein religiöses, kulturelles Ereignis. Und daran hat sich nichts geändert. Er hat es besser zu formulieren gewußt, er hat die Konsequenzen daraus gezogen: Judesein als Widerstand – das hat er dann als sein Ethos bis zu seinem Freitod ausgebaut, und daran hat er sich gehalten.

Was sich änderte, war, daß er nach 1945 nicht mehr das Bedürfnis hatte, seine Jugenderfahrungen aus jüdischen und nichtjüdischen Milieus zur Synthese zu bringen. Nach 1945 gibt es eben nur noch diese Erfahrung des Judeseins, der er sich stellen will. Es war für Améry ein Zwang, aber er »wählt« diesen Zwang. Würde man diesen geschichtlichen Zwang nicht auch als Zwang für sich in Anspruch nehmen, also die Fremdbestimmung als Selbstbestimmung imaginieren, wäre das eine Lüge. Ich glaube, so hat Améry das empfunden.

Resultiert daraus auch seine Haltung in den siebziger Jahren, in denen er sich gegen einen Antisemitismus in Deutschland wendet, der als linker Antizionismus daherkommt?

Ja. Es ist zwar sicherlich ein Kurzschluß zu sagen, daß jeder Antizionismus eine Form des Antisemitismus darstelle. Aber daß der Antizionismus auch ein Deckmantel für Antisemitismus sein kann, ist sicherlich richtig. Amérys unnachgiebige Reaktion hängt mit seiner persönlichen Situation zusammen, aus der heraus er den Staat Israel für eine Notwendigkeit gehalten hat. Er ist nie auf die Idee gekommen, nach Israel auszuwandern – aber die Möglichkeit, dort eine Zuflucht zu finden, war für ihn von allerhöchstem Wert. Deshalb durfte Israel nicht in Gefahr kommen, ausgelöscht zu werden.

Hat diese Kritik an der deutschen Linken auch dazu geführt, daß er heimatlos geworden ist, daß er keine politische Klientel mehr hatte, die ihn rezipierte?

Das hat ihn sehr unglücklich gemacht. Ein Rendezvous mit der Linken, die die Aufarbeitung des Nationalsozialismus zur Priorität erklärt hatte, hat nur ansatzweise stattgefunden. Er hoffte, daß gerade die linke Studentenschaft sein Buch *Jenseits von Schuld und Sühne* rezipieren würde. Es hat ihn verunsichert, daß der Beifall eigentlich immer von der falschen Seite kam. Er wurde vereinnahmt von Menschen, die den Nationalsozialismus noch erlebt hatten und die jetzt, natürlich vergeblich, die Absolution von ihm erwarteten. Aber das war nicht *sein* Publikum. Sein Wunschpublikum war die Jugend der sechziger Jahre. An die hat er sich gewandt, und die hat ihn mehrheitlich ignoriert.

Daß man die Erfahrung des Individuums ausklammert und ausweicht in Kapitalismuskritik, in Systemkritik, das war für Améry natürlich eine wirkliche Kränkung, nicht nur eine narzißtische, sondern das war für ihn der Beweis: Er hatte keinen Ansprechpartner. Diese Heimatlosigkeit hat sich dann vervielfacht. Der Erfolg, der ihm zuteil geworden ist, war im Grunde ein falscher Erfolg. Er ist eher als brillanter Stilist rezipiert worden, denn als jemand, der Grundgültiges über die Erfahrung des Opfers zu sagen hat. Man blieb meist an der Oberfläche, wenn man ihn zitierte, weil er sich als Stilist dazu gewissermaßen anbot: »Wer gefoltert wurde, bleibt gefoltert.« Solche Sätze sind zur geläufigen Münze geworden. Aber was wirklich dahintersteht ist nie so recht wahrgenommen worden.

Was hätte ein Publikum zu erwarten, das sich heute – fast vierzig Jahre nach der Erstveröffentlichung von Jenseits von Schuld und Sühne *– dem Werk Jean Amérys stellt?*

Es wird eine Schockwirkung ausgehen von Amérys Texten. Obwohl, vielleicht auch: weil das Publikum im Ambiente der Shoah-Literatur groß geworden ist, wird es erschrecken. Denn Améry fordert die Leser/innen, spricht sie direkt an und gibt ihnen, konsequent und unnachgiebig, doch gleichzeitig zu verstehen, daß sie das, was er ihnen zu sagen hat, nicht werden nachempfinden können. Ich habe Texte von Améry mit Studenten besprochen. Und ihre erste Reaktion war überwiegend eine der Abwehr. Das ist eine Folge seines Tons und seiner Unerbittlichkeit, durch die das Publikum sich zunächst durchaus ausgeschlossen fühlen muß. Um hinter diesem nicht nur vermeintlichen Ausschluß den Appell zum Zuhören wahrzunehmen, muß man ein sehr feines Gehör haben. Wahrscheinlich geht das nicht bei der ersten Lektüre.

Die Wahrnehmung also des Améryschen Werks als Unruhe, die einen befallen könnte, als Schock?

Unruhe ist sehr milde ausgedrückt. Es ist eher die Notwendigkeit eines Versuchs, mit aller Emotion und allem Intellekt zu verstehen, was ein Mensch einem anderen Menschen antun kann, was einem Menschen widerfahren kann und wie er mit seinem Körper und seinem Geist darauf reagiert. Was man bei Améry lernen kann, ist nicht »nur« das, was einem Juden zwischen 1933 bis 1945 und nach 1945 in Deutschland widerfahren ist. Wichtiger noch ist die Denkbewegung; daß man immer wieder nachfragt, nie bei einer Position stehenbleibt, die Ergebnisse immer wieder neu befragt. Der Mut zur ständigen Mutation, die aber nichts Willkürliches hat. Améry inszeniert in seinen Texten diese Bewegung, er fragt sich: Stimmt das, was ich jetzt gesagt habe, ist es nicht vielleicht doch ganz anders? Er teilt seine Gedanken auf in geistige Protagonisten, die gegeneinander und miteinander streiten auf der Suche nach einer Form von Wahrheit, die aber natürlich nie »die Wahrheit« sein kann. Ein stetes Mißtrauen sich selbst gegenüber. Aber das ist ein vergiftetes Geschenk, nicht?

Sind die Erfahrungen von Konzentrationslager und Folter – ohne sie irgend banalisieren zu wollen – damit zu Erfahrungen geworden, die Améry in der Condition Humaine aufhebt?

Nur bedingt, denn die Trennung zwischen Opfern und Tätern ist absolut; sie läßt sich nicht aufheben. Améry beschreibt Grenzsituationen, in denen die Normalität, auf die Spitze getrieben, kenntlich wird. Im Grunde sagt er anhand dieser Grenzsituation etwas über die Barbarei unseres Alltags, die wir in unserer Stumpfheit als normal empfinden. Améry sagt es so, wie es andere weder vor noch nach ihm zu sagen wußten. Er sagt es präziser und gnadenloser, und er sagt es, methodisch, auch immer gegen sich. *Diese* Suche nach einer Wahrheit reibt einen auf. Améry hat uns damit eine Form des Denkens und des Gegen-sich-Denkens vorgelebt, die weit über das Thema Auschwitz hinausgeht.

Das Gespräch führten Ralf Piorr und Jens Hoffmann in Brüssel.

Konkret 12/02, S. 44

Jens Friebe

Buch & Deckel

Feridun Zaimoglu: German Amok. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2002, 256 Seiten, 18,90 Euro

Bücher aus der Sicht menschenfeindlicher Ich-Erzähler müssen bei Gott nicht unbedingt schlecht sein. Trotzdem sollte man europäischen Verlagen folgende Selbstbindung abtrotzen: In den nächsten, sagen wir: fünf Jahren werden nur noch Romane mit sympathischen, politisch korrekten Protagonisten veröffentlicht. Das mag sich furchtbar anhören, wäre aber ein gutes Mittel, die abgeschlafften Prominenzen der Popliteratur zu ungeahnten Leistungen anzustacheln. Es würde namentlich den bislang interessanten Autor Feridun Zaimoglu davor bewahren, noch so ein Buch zu schreiben wie *German Amok.*

In ihm kommuniziert die lieblos aus dem Ärmel geschüttelte Figur eines erfolglosen Malers billigen Weltekel. Verspottet wird eine Berliner Kunstszene, die so aussieht, wie sich eine an deutschen Fernsehkrimis und amerikanischen Komödien geschulte Phantasie die Metropolenboheme ausmalt. Die unvermeidlichen Prädikate dekadent, oberflächlich und bisexuell finden eine holzschnittartige Verkörperung nach der anderen; zum Beispiel in der Asiatin Opp Tikk, die auch noch ungeheuer intrigant ist. Nicht etwa, daß sie im ganzen Roman auch nur eine Intrige spinnt, aber der Erzähler behauptet, sie sei intrigant, also wird’s wohl stimmen. Die apodiktische Behauptung ist Zaimoglus wichtigstes Mittel der Darstellung. Seine eigene Rolle im Kulturbetrieb verortet er allerdings en passant recht treffsicher, indem er seinen Helden – im Rahmen einer Vernissage – sich selbst beschreiben läßt: »Ich bin ein demaskierter Misanthrop. Man kennt mich, und es gibt einfach zu viele Idioten, die aus purer Gleichgültigkeit auf Mätzchen verzichten. Sie sagen, was sie denken. Heimtücke als Ausgleichssport hat ausgedient. Ich könnte in die Pfütze springen, auf den Teddykopf urinieren, und ich könnte dabei Fratzen schneiden. Na und? Wieder so ein Knallkopf, der in eine laufende Show reinplatzt und um Aufmerksamkeit bettelt.« Mit diesem Wissen bleibt natürlich auch der Haß seelenlos, und Entertainment läßt auf sich warten.

Konkret 12/02, S. 44

Jürgen Roth

Buch & Deckel

Harry Rowohlt: In Schlucken-zwei-Spechte. Edition Tiamat, Berlin 2002, 224 Seiten, 17 Euro

Überall ist man voll des Lobes für ein Buch, das aus nichts anderem als aus sieben behaglich mäandernden Interviews besteht, die der Großsympath Ralf Sotscheck mit dem nicht minder zu preisenden Übersetzer, Kolumnisten und »Lindenstraßen«-Lumpenproletarier Harry Rowohlt geführt hat – über dessen Leben und Trinken, Lesen und Arbeiten, Reisen und Rauchen.

In Schlucken-zwei-Spechte, lobenswert gewitzt betitelt in Anspielung auf das von Rowohlt grandios übersetzte Großœuvre des großen Iren Flann O'Brien, *In Schwimmen-zwei-Vögel*, ist zu loben für seine weise Leichtigkeit, für seine Detailfreude, für den dezenten Gestus, mit dem sich Rowohlt in Szene zu setzen versteht.

Obwohl ich das »Schausaufen« Rowohlts, mit dem er seine an sich schon sehr lobenswerten Lesungen stets aufzupeppen gedenkt, nicht besonders einleuchtend noch geistreich finden kann, bin ich für das Buch, obschon es ein wenig sorglos Korrektur gelesen wurde, voll des Lobes. Auch für seinen Titel. Ich erwähnte es.

Wenn man Rowohlt mal nicht aus vollem Schluckspechthals lobt, kann er, so ist zu hören, recht unwirsch werden, doch dazu gibt es gar keinen Anlaß. Denn Rowohlt berichtet, von Sotscheck sanft gelenkt und mit teilweise ausgesprochen schöne Wendungen auslösenden Fragen konfrontiert, aus dem Inneren des Kulturbetriebs, wie es sonst nur Barbara Kalender und Jörg Schröder tun, und Gott sei Dank hat er obendrein ein paar Geschichten zu erzählen, die jenseits dieses Deppenmilieus spielen.

Zu zitieren verbietet sich eigentlich, weil die Wahl so lobenswert schwerfällt. Eine Episode sei dennoch abgetippt, aus der Zeit, als Harry Rowohlt Kulturredakteur bei KONKRET war: »Neuhauser und Gremliza putschten gerade gegen Röhl, und als Kulturredakteur gehörte man zur Röhl-Truppe, was man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann – heute, da Röhl mindestens Halbnazi geworden ist. – *War er das damals nicht auch schon?* – Im Gegenteil, Röhl war sehr charmant, wenn er besoffen war. Dann saß er nachts in seinem Büro und versuchte seine Redakteure anzurufen, die aber alle entweder schon weg waren oder gegen ihn konspirierten ... Überhaupt hat Röhl KONKRET sehr schön geleitet. Er kam morgens rein, na ja, morgens ist ein bißchen viel gesagt, eher so kurz vor Mittag, ging in alle Büros und fragte, ob er irgendwie behilflich sein könnte. Sein Bruder Wolfgang Röhl sagte: ›Ich finde keinen Einstieg zu meinem Thailand-Artikel.‹ Und Röhl sagte: ›Das kann doch so schwer nicht sein. Warte mal, äh ... ›Immer mehr Menschen fahren nach Thailand.‹ So, Harry, und was kann ich für dich tun?‹«

Das ist doch schon recht anrührend, ja leseanregend – Chefredakteure, die verständnisinnig einen Einstieg fanden; wohl auch für den, der ein weites Whiskyherz sogar für Röhl besaß, wenn der besoffen war.

Konkret 12/02, S. 44

Jan S□ selbeck

Buch & Deckel

Hans-Gerd Winter (Hg.): □ Uns selbst mu□ ten wir mi□ trauen.□ Die □ junge Generation□ in der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur. D□ lling und Galit□ , Hamburg 2002, 352 Seiten, 24,20 Euro

1947 kehrte der kommunistische Schriftsteller Stephan Hermlin aus dem Schweizer Exil nach Deutschland zurück. Die dortige zeitgenössische Literatur nannte er eine »auf Demokratie umfrisierte Innerlichkeit«. Nicht jeder hatte damals einen so unbestechlichen Blick.

Die vielbeschworene »schweigende junge Generation« der Nachkriegsliteraten war zwar beredter, als es die Legende will. Doch kaum einer von ihnen wurde zu dem »Klassiker der Weltliteratur«, für den Alexandre Marius Dées de Sterio den früh verstorbenen Wolfgang Borchert in seinem Beitrag hält.

Wie soll man schreiben, wenn man nur Blut-und-Boden-Literatur kennengelernt hat? Damit nicht genug: Zwischen dem Kriegserlebnis und dem anmaßenden Anspruch eines »positiven Neubeginns« eingeklemmt, den Adorno im Rückblick auf Auschwitz später nur barbarisch nennen konnte, wurde diese Altersgruppe von selbsternannten »inneren Emigranten« wie dem Nazi-Opportunisten Frank Thiess auch weiterhin bevormundet.

Thiess hielt sich für berufen, mit markigen Werten wie »Tapferkeit« und »Treue« als geistiger und moralischer Führer der »Jungen« aufzutreten. Diese restaurative Atmosphäre konnte den »Nachwuchs« nach dem Krieg wohl kaum dazu veranlassen, sich von den sprachlichen und ideologischen Fixierungen zu lösen, mit denen er aufgewachsen war. Angeklagt wurde in den Texten meist nur die nationalsozialistische »Verführung« durch die Vaterfiguren, die auch nach der »Niederlage« weiter an den Schalthebeln der Macht saßen. Man beweinte die gestohlene Jugend und stilisierte sich zur »Generation ohne Abschied« (Borchert). Doch von einer eigenen »Schuld« jener »Jungen«, zu denen sich damals auch 40jährige noch zählen durften, war fast nirgendwo die Rede.

Bei der Lektüre der vorliegenden Studien muß man den Kopf über die taktische Verschwiegenheit mancher Mitglieder der Gruppe 47 schütteln, die Platzhirsche wie Thiess aus Karrieregründen und wohl auch wegen eigener Leichen im Keller deckten (so etwa Alfred Andersch). Auch mag man sich noch einmal ungläubig die Augen reiben angesichts der völkisch grundierten Angriffe Thiess□ auf Thomas Mann, der tapfer zurückschlug, alle von 1933 bis 1945 in Deutschland entstandene Literatur gehöre »eingestampft«. Aber auch Außenseiter und Ausnahmen werden ausführlich in Erinnerung gerufen.

Dem Überblick über die damalige Literatur-, Theater- und Rundfunkszene fehlt leider das erschließende Register: Es adelte ihn zum Handbuch, in dem störende germanistische Kollateralschäden nicht mehr so ins Gewicht fielen.

Konkret 12/02, S. 45

Fritz Tietz

Buch des Monats

Guillaume Paoli (Hg.): Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche. Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere der Glücklichen Arbeitslosen. Edition Tiamat, Berlin 2002, 160 Seiten, 14 Euro

Und was machen Sie so beruflich? Roman Retzbach zum Beispiel: Er ist Leiter des Stuttgarter Future-Institutes – was es nicht alles gibt. Was aber tut ein Future-Institutler? Er denkt sich u. a. Jobs mit Zukunft aus, Berufe, »die noch niemand auf der Liste hat«, wie Retzbach neulich in der Zeitschrift »Max« unkte: einer zugezogenen Managerfamilie eine Wohnung suchen zum Beispiel. Oder der Managergattin die fälligen Behördengänge erledigen. Dem Managerkind einen Kita-Platz besorgen. »Life-Coaching« nennt Retzbach solche zu Dienstleistungen umfunktionierten Freundschaftsdienste, die seiner Ansicht nach künftig von immer mehr Besserverdienenden nachgefragt werden: »Rent a Friend.«

»Call jemand, der dir die Schuhe zubindet und über deinen Lieblingswitz lacht«, lautet noch so ein abstruser Zukunftsjob-Vorschlag, der allerdings nicht in Roman Retzbachs Think-tank ersonnen wurde. Die Forderung nach sofortiger Privatisierung der Atemluft stammt ebenfalls nicht vom Stuttgarter Think-Tankwart: »Die sofortige Privatisierung der Luft. Warum? Erstens, weil es kontraproduktiv ist, daß irgend etwas auf dieser Welt kostenlos bleibt. Zweitens, weil es unmoralisch ist, daß Faulenzer und Penner sich das gleiche Recht zu atmen nehmen wie tüchtige Arbeiter. Vor allem aber, weil diese Maßnahme die Endlösung der Arbeitslosenfrage mit sich bringen wird: Sie wird neue Jobs schaffen, wie: Lungenkapazitätsvermesser, Luftgeldkassierer, Atemaufseher usw.«

Diese die Retzbachs dieser Welt parodierenden Vorschläge stammen von den Glücklichen Arbeitslosen, einer Gruppierung einiger subversiv talentierter Langzeitarbeitsloser, die sich seit 1996 auf erfrischend unkonventionelle Weise in den offiziellen Diskurs über die Arbeitsmarktpolitik einmischen. Jetzt wurden ihre Schriften erstmals zu einem Buch zusammengefaßt. *Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche* lautet der programmatische Titel, unter dem einer der Hauptprotagonisten der Glücklichen Arbeitslosen, der Franzose Guillaume Paoli, zahlreiche ihrer »Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere« herausgegeben hat.

Anders als die offiziellen Arbeitsmarktpropheten und Hutzauberer aus Wirtschaft, Politik und Hartz-Kommission bezweifeln die Glücklichen Arbeitslosen, daß sich eine Vollbeschäftigung jemals wieder herstellen läßt. Nicht mal mehr nennenswert reduzieren werde man die Arbeitslosigkeit können. Maschinen arbeiten eben profitabler als Menschen, die Automatisierung greift immer weiter um sich – und das finden die Glücklichen Arbeitslosen eigentlich ganz gut so. Schließlich erfülle sich doch mit der zunehmenden Maschinisierung der Produktion der alte Menschheitstraum von einem Leben ohne Arbeit. Aristoteles träumte ihn bereits vor 2.300 Jahren: »Wenn jedes Werkzeug seine eigene Funktion selbst erfüllen könnte, wenn zum Beispiel das Weberschiffchen allein wirken könnte, dann würde der Werkmeister keine Gehilfen brauchen, und der Herr keine Sklaven.«

Jetzt, da dieser Traum sich zu verwirklichen beginne, würde er allerdings vorrangig als Alptraum wahrgenommen: Immer mehr Arbeitskräfte kabbeln sich um immer weniger Arbeitsplätze. Wer keinen abbekommt, müsse sich auf den Arbeits- und Sozialämtern schikanieren lassen oder werde in unnützen Pseudojobs geparkt. Andernfalls wird ihm die Stütze gestrichen. Für die Glücklichen Arbeitslosen liegt denn auch das eigentliche Problem nicht in der eh unüberwindbaren Arbeitslosigkeit, sondern in der damit einhergehenden Geldlosigkeit: »Ein Arbeitsloser ist nicht unglücklich, weil er keine Arbeit hat, sondern weil er kein Geld hat«, bringen sie das Dilemma auf einen bestechend einfachen Nenner. »Nicht mehr von ›arbeitslos‹, sondern von ›geldlos‹, nicht mehr von ›Arbeitssuchenden‹, sondern von ›Geldsuchenden‹ sollten wir reden, um die Dinge klarer zu stellen.«

Entsprechend konsequent ist ihre Forderung nach einer angemessenen und bedingungslosen Entlohnung aller, die freiwillig auf die Mangelware Arbeit verzichten. Denn: »Was passiert, wenn ein Konzern ankündigt, daß er soundso viele Arbeitsplätze vernichtet? Alle Börsenspekulanten loben seine Sanierungsstrategie, die Aktien steigen, und bald darauf wird die Bilanz die entsprechenden Gewinne aufweisen. Auf diese Weise schaffen die Arbeitslosen mehr Profit als ihre Exkollegen. Logischerweise müßte man dem Arbeitslosen dafür danken, daß er wie kein anderer das Wachstum fördert. Der Glückliche Arbeitslose ist der Ansicht, daß er für seine Nicht-Arbeit entlohnt werden muß.«

Zur Finanzierung dieser Maßnahme, deren Umsetzung die Glücklichen Arbeitslosen als eine »historische Chance« ansehen, sollten sämtliche Arbeitsämter sofort und ersatzlos geschlossen werden. Die 70 Milliarden Euro, die derzeit jährlich für ineffiziente Schulungs-, ABM- oder sonstwie die Arbeitslosigkeit bloß verwaltende Maßnahmen verpulvert werden, könnten ebensogut direkt an die Arbeitslosen ausgezahlt werden. Weitere Finanzierungsmöglichkeiten sehen die Glücklichen Arbeitslosen in der Kapitalertragsbesteuerung oder, sie sind da nach eigenen Angaben »nicht wählerisch«, in der Erpressung von Unternehmen, die mit ihren den Menschen ersetzenden Maschinen, Robotern und Automaten schließlich die wahren Schwarzarbeiter beschäftigten, ohne daß da die Polizei einschritte.

Bei allem vordergründigen Irrwitz, der in solchen Forderungen aufblitzt, steckt doch eine inspirierte und faszinierende Vision hinter den Ideen dieser Gruppe. Die Vision nämlich von einer entspannten Gesellschaft, die sich freilich zunächst vom Diktat einer alles bestimmenden Arbeitsmoral befreien müsse, damit der Arbeitsbesitz nicht länger als der alleinseligmachende Faktor und Arbeitslosigkeit nicht mehr als Schande, Schmarotzertum und somit als Übel wahrgenommen werde. Voraussetzung dafür sei ein grundlegender Wertewandel, den unsere stark workaholisierte Gesellschaft zugunsten einer »sozialen Relevanz der Muße« vollziehen müsse. Nicht zu verwechseln mit der Faulheit: »Wir fordern nicht ein Recht auf Faulheit«, betonen die Glücklichen Arbeitslosen, weil: »Faulheit ist nur die Kehrseite von Fleiß. Wo Arbeit nicht anerkannt wird, verliert auch Faulheit ihren Sinn. Kein Laster ohne Tugend.«

Es gelte, die glückliche Arbeitslosigkeit als eine wertvolle und sinnschaffende Existenzform anzuerkennen, in der sich Werte wie soziale Praxis oder innergesellschaftliche Kommunikation neu ausbilden lassen könnten. Denn immerhin verfügten die von Lohnmangel und behördlichen Zwangsmaßnahmen befreiten Arbeitslosenmillionen über eins der heute knappsten Produktionsmittel: sehr viel Zeit. Damit ausgestattet eröffnet sich für die Glücklichen Arbeitslosen »ein weites experimentelles Feld«, welches sie in ihren Schriften noch etwas unbestimmt als »eine Suche nach unklaren Ressourcen« beschreiben.

So undenkbar einiges klingt, was sie anzubieten haben, die lässige Beharrlichkeit, mit der die Glücklichen Arbeitslosen ihre Analysen, Überlegungen und Forderungen präsentieren, vermag immerhin die vage Ahnung zu erzeugen, daß das Arbeitslosendilemma möglicherweise erheblich sozialer zu bewältigen ist als auf dem derzeit beschrittenen, mit Ich-AGs, Lohndumping und Zumutbarkeitsregelungen gepflasterten Weg in eine vollständig durchökonomisierte Dienstleistungsgesellschaft, der neoliberalen Variante der Sklaverei.

Konkret 12/02, S. 46

Magnus Klaue

Volkstreues Lesefutter

Der Bericht der Bertelsmann-Historikerkommission zeichnet das Erfolgsrezept des Verlags im »Dritten Reich« nach: Schützenhilfe für die Front, Herzenswärme für die Heimat

1998 dichtete Thomas Middelhoff, Vorstandsvorsitzender der Bertelsmann AG, in einer Rede anläßlich der Übernahme des US-amerikanischen Verlags Random House seinem Unternehmen eine antifaschistische Tradition an. Während des »Dritten Reichs« seien Bertelsmann-Publikationen wiederholt als »subversiv« zensiert und beschlagnahmt worden. Auch die zwangsweise Schließung des Hauses ein Jahr vor Kriegsende deutete Middelhoff als Reaktion auf das »systemkritische« Verlagsprogramm. Die durch diese apologetischen Äußerungen ausgelöste Kritik veranlaßte Bertelsmann noch im selben Jahr, eine unabhängige Kommission mit der »Aufarbeitung« der NS-Geschichte des eigenen Hauses zu beauftragen. Der Historiker Saul Friedländer, Leiter der Kommission, wollte sich allerdings nicht mit einer positivistischen Faktensammlung zufriedengeben. So dokumentiert die von ihm gemeinsam mit Norbert Frei, Trutz Rendtorff und Reinhard Wittmann herausgegebene Studie exemplarisch ein Stück deutscher Verlagsgeschichte vom Gründungsjahr 1835 bis zur Gegenwart. Die Kollaboration mit dem NS-Regime kommt dabei nicht nur als wirtschaftshistorisches Faktum in den Blick, sondern erscheint als Konsequenz jener Mischung aus Nationalismus, evangelischer »Volksmissions«-Ideologie, Antiintellektualismus und Judenfeindlichkeit, die sowohl das Programm als auch die Betriebsführung des Unternehmens von Beginn an prägte.

Zur »religiösen und nationalen Erweckung« fühlte sich schon Verlagsgründer Carl Bertelsmann berufen. Er verstand sein Haus als Sprachrohr der protestantischen »Erweckungsbewegung«, die »die Frömmigkeit des Herzens« vor religionsgeschichtlicher Relativierung und Zersetzung durch »großstädtische Geistigkeit« schützen wollte. Das zunächst fast ausschließlich theologische Programm beschränkte sich nicht auf religiöse Belehrung des »einfachen Volkes«, sondern verknüpfte den Missionsgedanken mit dem Aufruf zur nationalen Selbstfindung im Widerstand gegen »Fremdherrschaft«. Der aufklärerische »Ruf nach Emanzipation« wurde als »Abfall von Gott« und Beförderung von »Genußsucht« verfemt. Nach 1848 machte sich das Verlagshaus zum Forum der Gegenrevolution, das seiner Missionsaufgabe auch durch Förderung konfessioneller Gymnasien und »gesinnungsgleicher Freunde« nachkam. Schon früh mischte sich ein antisemitischer Ton in die religionspädagogische Rhetorik. In Rudolf Friedrich Graus Schrift *Das Geheimnis der Judenfrage* von 1881 wurde zur Aufgabe der »Judenmission« erklärt, das »deutsche Volk« vor der »Beimischung von Juden« zu schützen. Adolf Stoecker, ein Propagandist der protestantischen »Volkskirche«, bezeichnete den Antisemitismus als »ein Stück deutscher Erweckung«.

Dem durch das »Judentum« repräsentierten »sozialistischen Geist« begegnete Bertelsmann betriebsintern mit einer paternalistischen Unternehmensführung, die von Carls Sohn Heinrich eingeführt und von dessen Nachfolgern Johannes und Heinrich Mohn perfektioniert wurde. Die Erwartung von »Fleiß, Pünktlichkeit und Pflichterfüllung« paarte sich mit Wohltätigkeiten, die gemäß der Bismarckschen Sozialreformen »Disziplinierung im Dienst sozialer Harmonie« zum Ziel hatten. Ein Bewußtsein von Klassengegensätzen sollte dank Beschwörung der völkisch und konfessionell homogenen »Betriebsgemeinschaft« gar nicht erst aufkommen. Willfährige Mitarbeiter erhielten »Treueprämien«, Kranke wurden vom Chef an ihrem Bett besucht, zugleich umsorgt und kontrolliert. So nahm Bertelsmanns Betriebspolitik Züge vorweg, die Siegfried Kracauer 1929 in seiner Studie *Die Angestellten* anhand von Firmenstrukturen in der Weimarer Republik analysiert hat: Die den Arbeitsablauf bestimmenden Hierarchien wurden nicht nur institutionell, sondern auch emotional abgesichert. Man verstand sich als »Familie«.

Entsprechend reibungslos konnte die »nationale Betriebsgemeinschaft« nach 1933 zur »nationalsozialistischen Betriebsgemeinschaft« umgeformt werden. Heinrich Mohn bewarb sich 1937 bei einem von der Deutschen Arbeiterfront (DAF) ausgeschriebenen Wettbewerb um den Preis für die »beste Gestaltung der Arbeitsbedingungen«. Organisierte Freizeitaktivitäten bestimmten das Leben der »Gefolgschaft« auch über die Arbeitszeit hinaus. 1939 kamen aus Anlaß der Einweihung des neuen Druckereigebäudes Unternehmer, Angestellte und NS-Prominenz zu einer gemeinsamen Feier zusammen.

Auch in Bertelsmanns publizistischem Programm markiert das Jahr 1933 keine Zäsur; lediglich die Schwerpunktsetzung verlagerte sich. Theologische Veröffentlichungen traten zurück, ab 1935 dominierten triviale Belletristik und »Frontliteratur«. Nach 1945 hat Heinrich Mohn diese Tatsache gegenüber den Alliierten heruntergespielt und sein Haus zum Hort des »protestantischen Widerstands« umfrisiert. Tatsächlich hat sich Mohn noch in den dreißiger Jahren gegen »neuheidnische« Strömungen und gegen die nationalistischen »Deutschen Christen« mit der Bekennenden Kirche solidarisiert. Die daraus resultierenden Konflikte mit dem NS-Regime lassen sich jedoch kaum als »politischer Widerstand« werten. Weder der eliminatorische Antisemitismus der Nazis noch das »Führerprinzip« wurden von Mohn und seinen Mitstreitern in Frage gestellt. Lediglich dessen Übertragbarkeit auf die kirchliche Sphäre wurde bezweifelt. Man

wollte sich Volkstümelei und Antisemitismus nicht von den Nazis streitig machen lassen und reklamierte deren Ziele als genuin christliche.

Die »Einheit von Volk und Kirche« wurde als Voraussetzung zur Bekämpfung von »jüdischem Liberalismus« und »Bolschewismus« angesehen. Luther sei es gewesen, schrieb Hermann Werdermann 1933, der sich die »Ausscheidung alles Artfremden« lange vor den Nazis zur Aufgabe gemacht habe. Gegen solche »Vereinnahmungen« der völkischen Ideologie gingen die Nazis hart vor. 1939 wurde ein Gesetz erlassen, das Verlage mit theologischem Schwerpunkt zwang, ihre konfessionelle Bindung im Verlagsnamen »für jeden klar erkennbar« zum Ausdruck zu bringen. Daraufhin verlagerte Bertelsmann sein theologisches Programm in den aufgekauften Rufer-Verlag, der bedeutungslos blieb und 1943 aufgegeben wurde. Das Verlagssegment, das Heinrich Mohn nach Kriegsende als »subversiv« ausgab, war somit irrelevant geworden. Wirtschaftlichen Erfolg und ideologische Durchschlagskraft garantierten dagegen die Trivial- und Kriegsromane, auf deren massenhafte Produktion Bertelsmann seit Mitte der dreißiger Jahre setzte.

Besonders beliebt war die an ein jugendliches Publikum gerichtete Reihe »Spannende Geschichten«, in der exotische Abenteuergeschichten veröffentlicht wurden, die die Reichsschrifttumskammer aber nicht als »volkspädagogisch wertvoll« beurteilte. Das NS-Regime stand sogar rassistisch gefärbten Kolportageromanen skeptisch gegenüber, sofern sie statt »deutscher Zucht« ausschweifendes Phantasieren zu befördern drohten. Deshalb reorganisierte der Verlag diese Sparte, um sich stärker der »Aufrüstung« der Jugend durch »sauberes, volkstreues Lesefutter« zu widmen. Diese Abwendung von Abenteuergeschichten hin zu militaristischen und antisemitischen Hetzschriften suchte Heinrich Mohn den Alliierten später als »Kampf gegen Schund- und Schmutzliteratur« zu verkaufen.

In Wahrheit brachte Bertelsmann die Umfunktionierung der »Spannenden Geschichten« zum Forum für Frontliteratur große Gewinne. Hefte mit Titeln wie *Deutsche Helden zur See* oder *Unter Bolschewiken und Kamtschadalen* sollten den »gesunden Drang der Jugend zum Heroischen« fördern und sie gegen schöngeistige Verzärtelung immunisieren, zogen jedoch zugleich Profit aus der realen militärischen »Mobilmachung«. »Blutige Tatsachen« statt »schöner Worte« – die Ideale der Neuen Sachlichkeit wurden unter völkischen Vorzeichen wiederbelebt, »unverfälschtes Fronterleben« den Lesern versprochen. Besonders lukrativ wurden nach 1939 die »Feldpostreihen«, mit denen der Verlag an eine Tradition aus dem Ersten Weltkrieg anknüpfte. Soldaten- und Landserromane, aber auch »Klassiker« von Goethe, Eichendorff oder Conrad Ferdinand Meyer wurden »für den Frontbedarf« gedruckt und über Frontbuchhandlungen und Bücherwagen an den Einsatzorten verteilt. Angesichts verstärkter Papierrationierung erwiesen sich die billigen, oft auf »Zweitverwertung« früherer Titel beruhenden Reihen als Kassenschlager. Die »Spannenden Geschichten«, in deren Rahmen einige der perfidesten antisemitischen Schriften des Verlags erschienen waren, wurden 1948 mit durch Kürzungen entschärften Neuauflagen wiederbelebt.

Das Pendant zur Frontliteratur bildeten die »Volksbücher für die Heimat«. In ihnen dominierte das bäuerliche Milieu, der Grundton war heiter und frohgemut. Neben »repräsentativen« NS-Schriftstellern wie Will Vesper und Hans Grimm gehörten Gustav Schröer und Fritz Müller-Partenkirchen zu den auflagenstärksten Autoren dieser Sparte. Schröer hatte 1933 mit *Sturm im Sichdichfür* einen aggressiv rassistischen »Unterhaltungsroman« vorgelegt, worin Behinderte als »Hunde« und »Tiermenschen« verhöhnt, von der »Dorfgemeinschaft« am Ende aber gönnerhaft integriert werden. Müller-Partenkirchen verknüpfte in seiner »humoristischen« Version des »Angestelltenromans« die Darstellung der modernen Handelswelt mit antisemitischen Karikaturen.

Auch in Sachen Frauenförderung machte Bertelsmann sich verdient. Seit den zwanziger Jahren waren Autorinnen ungewöhnlich stark im Programm repräsentiert, ihr wichtigstes Terrain war die »christlich-erbauliche« Belletristik. Friede H. Kraze, die sich 1933 unter dem Pseudonym Heinz Gumprecht mit *Die magischen Wälder* auch auf das »männliche« Gebiet des Soldatenromans begab, war in der Weimarer Republik Akteurin der bürgerlichen Frauenbewegung im Umkreis von Helene Lange gewesen und erhoffte sich vom NS-Regime eine »nationale Wiedergeburt«. An rassistischer, antisemitischer und nationalistischer Agitation standen die Romane für die »Daheimgebliebenen« der Frontliteratur nicht nach; nur waren die Auswürfe hier meist hinter einer Fassade von spießbürgerlicher Normalität und »naturgemäßem Leben« verborgen.

Nach 1945 war es die Rückbesinnung auf die »protestantische«, »volksmissionarische« Tradition des Hauses, die Bertelsmann die Fortführung des Verlagsgeschäfts ermöglichte. Heinrich Mohn gab sich zunächst als Gegner der Nationalsozialisten aus und deutete die Schließung seines Verlags 1944 als Akt politischer Repression, obwohl der wahre Grund Betrügereien der Geschäftsführung bei der Papierrationierung gewesen waren. Als aber Mohns Mitgliedschaft in SS-Fördervereinen aufflog und bekannt wurde, daß in Druckereibetrieben, die der Verlag in Wilna und Riga unterhielt, jüdische Zwangsarbeiter beschäftigt worden waren, zog Mohn sich zurück. Dennoch bedeutete das Kriegsende keine »Stunde Null« für Bertelsmann. Vielmehr setzte Heinrichs Sohn Reinhard, der die Geschäfte übernahm und 1947/48 die Lizenz für die Fortführung des Unternehmens erwerben konnte, die ideologische Linie fort, die den Verlag seit seiner Gründung bestimmt hatte. Erbauungsliteratur wurde den erneut »fremdbeherrschten« Deutschen als »Seelentrost in schweren Zeiten« verkauft, die Kooperation mit Will Vesper und Hans Grimm wurde fortgesetzt, und das

Belletristikprogramm bestand großteils aus »Lagerverwertung«. Das »Vertrauen auf die Beharrlichkeit des Publikumsgeschmacks über die politischen Umbrüche hinweg« sowie die Zusammenarbeit mit dem aus Nazi-Zeiten vertrauten, lukrativen Reise- und Versandbuchhandel ermöglichte 1950 die Gründung des noch heute bestehenden Bertelsmann-Leserings, dessen »Buchgemeinschafts«-Idee im nationalsozialistischen Konzept der »Volksbücher« ihre Wurzeln hat. Publiziert wurde dort bis in die fünfziger Jahre hinein fast ausschließlich »epigonaler Klassizismus« und »nationalkonservative« Propaganda.

1951 endet der Kommissionsbericht. Über den Befund der »ideologischen Kontinuität« hinaus hätte sich wohl nicht mehr allzuviel über die weitere Verlagsgeschichte sagen lassen. Bedenkenswert ist die Diagnose der Verfasser, wonach die Kooperation mit dem NS-Regime sich nicht nur politischem Opportunismus, ökonomischem Kalkül und »lutherischer« Ideologie verdankt, sondern vor allem auch dem »Fehlen jeder literarisch-ästhetischen Urteilskraft«. Daß kein Nationalsozialist je ein ästhetisch überzeugendes Werk zustande brachte, hat schon Thomas Mann gewußt.

Saul Friedländer/Norbert Frei/Trutz Rendtorff/

Reinhard Wittmann (Hg.): *Bertelsmann im Dritten Reich.* 2 Bände. C. Bertelsmann Verlag, München 2002, 1.434 Seiten, 50 Euro

---

Magnus Klaue schrieb in KONKRET 11/02 über das deutsche Familiengedächtnis

Konkret 12/02, S. 48

Jürgen Roth

Schnappende Busen

Michael Jürgs hat Günter Grass eine Biographie hinten reingeschrieben

»Sprachbildhauer. Dichter. Liebling der Frauen. Freund von Willy Brandt. Feind von Marcel Reich-Ranicki«: So steht es auf der U 4 der tiefgründigen Lebensdarstellung *Bürger Grass – Biographie eines deutschen Dichters,* die der gelernte Journalist Michael Jürgs (ehedem »Stern«, »Tempo«, Romy Schneider usw.) auf uns geworfen hat. Hinter dem Doppelpunkt steht, das bisherige Walten des Porträtierten in dieser aufsteigenden Linie (bis hin zur Feindschaft gegen den Allerlautesten) resümierend und auf den Punkt bringend: »Das aufregende öffentliche und private Leben des Günter Grass.« Punkt.

Das Motto heutiger Journalistik und zumal Biographistik (von deren steilem Niveau uns schon die diesjährig-sommerliche, achtzigteilige Hermann-Hesse-Serie des »Stern« ein glänzend' Zeugnis gab): Mal 'nen Punkt machen. Und zwischen die Punkte, die sich so ergeben, ein paar – wenngleich Katja-Kessler-gleiche – Sätze packen.

»Daß seine Gelegenheitsgedichte, die auf konkreten Erlebnissen beruhten und sich Luft verschafften, die aufflogen wie ›Windhühner, die ich nähre, weil sie die Tür offenlassen‹, mehr waren als eine weitere Form, Gefühle zu verewigen.« Das steht z. B. auf Seite 89. Das ist zwar kein Satz. Aber wenigstens stimmen weder die Bildbezüge, noch hält sich die Grammatik einigermaßen gerade.

Unterhaltsam ist dieses Buch, das der Jubilar, der im Oktober seinen Fünfundsiebzigsten beging, autorisiert hat. Es berichtet von allerhand, etwa vom legendären 1967er Treffen der Gruppe 47 in Waischenfeld im Wiesenttal in der Fränkischen Schweiz (hervorragendes Bier gibt es da, das kann ich empfehlen). »Kaffeepause, sagt Hans Werner Richter«, und danach wird weitergelesen: »Einer liest, was wie abgesprochen wirkt, doch blanker Zufall ist, über zuschnappende Busen. Reich-Ranicki bezweifelt, daß Busen als solche zuschnappen können, andere weibliche Körperteile an sich sehr wohl. Was wiederum mit dem Zuruf beantwortet wird, daß er keine Ahnung habe. Auch Grass widerspricht ihm, schon aus Prinzip, aber auch aus Erfahrung, er glaube sehr wohl an schnappende Busen, wolle aber jetzt nicht näher darauf eingehen. / Nur nach der Lesung von Jürgen Becker sind sich alle einig. Der war am besten. Die sechstausend Mark, die er bekommen soll, spenden auf Vorschlag des abwesenden Heinrich Böll ehemalige Preisträger der Gruppe, außer ihm selbst Grass, Walser, Bichsel, Eich. Die beiden Erfolgreichsten geben je zweitausendfünfhundert Mark. Erst abends beim traditionellen Abschlußfest wird das Thema Zuschnappen vertieft in Einzelgesprächen. Wagenbach tanzt und Augstein tanzt und Grass tanzt mit seiner Anna und andere Damen mit Busen tanzen und vom Plattenteller singen die Beatles ›All You Need Is Love‹.«

Zwei Anmerkungen: Ich habe die Orthographie etwas verbessert, die Interpunktion nicht. Und wie es wirklich bei der Gruppe 47 zuging, erfahren wir demnächst in der Ror-Wolf-Biographie von Kay Sokolowsky. (Ob die Beatles vom Plattenteller zu singen vermochten, das möge der Leser selbst beurteilen. Auch, ob außer Anna Grass damals tatsächlich noch andere Damen einen Busen zu besitzen vermochten.)

Kommen wir nach dem Dichter und dem Gruppenliteraten zum »Bürger Grass«. Über den schreibt Jürgs folgendes: »Das unorthodoxe Verhalten eines politisch engagierten Bürgers ohne Funktion, das Pfund, mit dem er bei ebenso unabhängigen Wählern wucherte und Stimmen holte, störte orthodoxe Politiker. Unberechenbares war ihnen suspekt. Damit ließ sich nicht planen. Zudem nervte sie seine Neigung, ihnen wie Erstkläßlern die Welt zu erklären. Nicht nur die dritte, auch ihre. Sind wir denn blöde, verdammt noch mal? Selbst der tolerante Brandt befahl kurz vor seinem Rücktritt, man möge ihm jetzt endlich diesen Klugscheißer vom Leib halten.«

Brandt war ein kluger, in gewissen Fragen orthodoxer Mann, er glaubte nicht an windiges Gerede, und seine kunstsinnigen »Enkel« lernten nicht viel von ihm. Schon drei Sätze später liefert Michael Jürgs den Beweis: »Brandt-Enkel Schröder, auch ein Aufsteiger, hört ihm zu. Das mag Grass. Der Mächtige sucht später selbst dann seinen Rat, wenn er eigentlich schon genau weiß, was er will. Nach dem Tod von Stefan Heym im Dezember 2001 hatte sich der Kanzler entschlossen, dem anderen schwierigen deutschen Dichter die letzte Ehre zu erweisen. Eine Idee, auf die sein Vorgänger nie gekommen wäre. Er will wissen, was Grass davon hält, daß er gleich auf den Friedhof fährt. Schröders Sekretärin Marianne Duden erreicht ihn auf dem Handy, das natürlich Ute Grass (die zweite Ehefrau; J. R.) bedient, im Intercity auf dem Weg nach Berlin und stellt durch. Gute Idee, Gerd, sagt Günter, sehr gute Idee. Stefan Heym war ›größer als es die SED je war und die PDS je sein wird‹.«

Was diese Episode über den Dichterbürger Grass sagt, liegt auf der Hand. Z. B. daß er Jürgs das alles stolz erzählt haben muß. Das ist eine Erkenntnis für den Leser. Und meinen Diesjahreslieblingssatz wirft das auch noch ab: »Gute Idee, Gerd, sagt Günter.« (Nach Heinz Erhardt und dessen wunderbarer Idee, ein Theaterstück nur mit Wörtern zu bestreiten, deren

Anfangsbuchstabe das »G« ist, wäre er noch ein wenig schöner geworden: »Guter Gedanke, Gerd, grummelt Günter.« Ergänze: Wäre ich selber auch gern draufgekommen. Sitze aber im Intercity. Verdammt noch mal.)

Ein andermal bedient die Ute mit (vermute ich mal) Busen zwar nicht das Handy, aber das Haustelephon: »Am Morgen des dreißigsten September 1999, einem Donnerstag, sitzen Ute und Günter Grass, wie üblich um diese Zeit, in Behlendorf beim Frühstück. Danach wird der Hausherr allerdings nicht wie üblich in seinem Atelier ans Handwerk gehen können. Ein Termin beim Zahnarzt steht an und der wohnt in Hamburg, eine Stunde Autofahrt entfernt. Das Telefon klingelt. Ist es schon dieser ganz bestimmte Anruf, der ihm für heute als wahrscheinlich avisiert worden ist? Grass bittet seine Frau, ans Telefon zu gehen, und trinkt seinen Tee, aber natürlich lauscht er. Und als sie sagt, o Gott, da weiß er Bescheid.«

Es ist nicht der Termin beim Zahnarzt verschoben worden. Das wäre, bei Gott, schlimm gewesen. Aber Grass darf trotzdem nicht ins Atelier und schreiben und zeichnen. So ein Nobelpreis hat sein Gutes. »Das ist es. Der Anruf. Die Nachricht. Der Nobelpreis.« (Das ist meine Diesjahreslieblingssatzreihe. »Der Anruf. Die Nachricht. Der Nobelpreis.« Ja, das ist es.)

Wie üblich ordert Grass-Verleger Steidl »dreihundert Tonnen Papier« (die braucht er, obwohl Grass jetzt erst mal nicht richtig zum Schreiben oder Zeichnen kommt), und Grass absolviert die folgenden Verpflichtungen federleicht (d. h. leichter Hand, die die fließende Feder hält, und auch federnden Schrittes usf.): »Seine Danksagung nach der Verleihung, die Ansprache ›Fortsetzung folgt ... von der Literatur unter besonderer Berücksichtigung der Biographie Grass‹, hat er an der Algarve geschrieben. Sie kommt trotz des schweren Themas leichtfüßig daher. In seiner Tischrede beim festlichen Diner vergißt er nicht seinen Mentor und Vater Hans Werner Richter, der ihm auf den Weg geholfen habe. Mehr noch loben alle einen anderen Auftritt, der sich am durchgeschwitzten Frack zeigt und den sie einem würdigen Dichter nicht zugetraut hätten. So wie er beherrscht keiner den Tango und keiner den Walzer.«

Nach vielen sich schwungvoll dahinwälzenden Seiten zieht Jürgs ein Resümee, das gehört sich so. Er resümiert an Hand der Novelle *Im Krebsgang*: Grass »krabbelte seitwärts und rückwärts und vorwärts und bewegte sich im Krebsgang gegen den Zeitgeist, ging im ›vorgetäuschten Rückwärtsgang, seitlich ausscherend‹ zurück in die Vergegenkunft, in deutsche Geschichte, die man ›nie den Rechtsgewirkten‹ hätte überlassen dürfen«.

Das klingt nobel. Deshalb möchte ich vorschlagen, jetzt, nachdem die Feiern zum Fünfundsiebzigsten abgeklungen sind, das ganze Lebensprogramm im Krebsgang noch mal von vorne rückwärts zu vergegenkünftigen: Versöhnung mit Feind MRR, Willy Brandt posthum zum orthodoxen Liebling der Frauen erklären, den Frauen das schnippige Zuschnappen des Busens verbieten, das Dichten sein lassen und die verhauenen Sprachbilder zerhauen.

Trotz der beachtlichen Darstellung des Michael Jürgs, die sich rechtschaffen auf der Schleimkriechspur und also auf Augen- und Niveauhöhe (mit) einer Schnecke bewegt, glaube ich, daß die Dieter-Bohlen-(Auto-)Biographie der wackeren Societyschnecke Dr. Kati Kessler noch ein bißchen besser ist. Das mag an Bohlen, den Busen und den Busenbesitzerinnen liegen: »Verona lag total verschwitzt in meinen Armen. Ich war einfach nur überwältigt, einfach nur glücklich. Wir redeten so dies und das, und ich meinte so in einem Nebensatz: ›... du hast da doch diese erstaunlichen Brüste ...‹« (Das war jetzt Bohlen, damit hier kein falscher Neid auf Günter aufkommt.)

Michael Jürgs: *Bürger Grass. Biographie eines deutschen Dichters.* C. Bertelsmann Verlag, München 2002, 448 Seiten, 24,90 Euro

---

Jürgen Roth hat zuletzt u. a. »Kotzbrocken. Machthaber und Maulhelden des Fußballs« (Europa) veröffentlicht

Konkret 12/02, S. 50

Ulrich Holbein

Die modrigen Pilze des Lord Chandos

Des jungen Hofmannsthal spirituelle Contemplatio, inclusive süperbe Skrupel – hundert Jahre danach

So um 1900 protzten drei relativ begüterte, jedenfalls nicht entfremdet werktätige, von Lebensnotdurft befreite, existentiell unausgelastete, dichtende Treibhauspflanzen mit ihrer erhöhten Impressionabilität beliebigen Sinneseindrücken gegenüber, ein Trio aus Prinzen auf der Erbse ... der Erbse seidenzarter Gesundheit: R. M. Rilke überzärtelt hypersensitiv mit seinem *Stundenbuch* 1899 und 1903, also frömmeligem, von Th. W. Adorno sogenanntem »religiösem Kunstgewerbe«, das P. Rühmkorf als verschwiemelte Onaniemetaphern entlarvte; M. Proust 1913 als Pionier seines hochsüperben Madeleine-Erlebnisses, obwohl doch bereits 1900 H. v. Hofmannsthal in seinem »Märchen von der verschleierten Frau« unverkennbar die hochtrabende Proustsche *Memoire involontaire* »luftige Vorausspiegelungen der Isis« nannte. Und H. v. Hofmannsthal 1902 – gratuliere zum Jubiläum! – mit seinem »Ein Brief«.

Dort projizierte sich der von F. Zaimoglu aufmüpfig sogenannte »Souvenierjäger« und »Billigmelancholiker« und von M. Lentz sogenannte »Herr Klugscheißer« zurück nach 1603, aus der dekadenten Französelung ins latinisierte Rokoko, und aktualisierte das philosophiegeschichtlich uralte, bereits in Platons *Kratylos* angeschnittene Nominalismusproblem: Decken sich Worte mit ihren Dingen? Der junge Lord erlebte rauschhafte Affiziertheit beim Anblick eines Schwimmkäfers in einer Gießkanne seines Haus- und Gartenpersonals. Er sehnte sich, mit dem Herzen zu denken, ohne zu ahnen, daß sein exklusives Überfließungspotential unvermeidlich auf Naturfreunde wie Heinrich Waggerl und tautropfenbehangene Farbfoto-Erbauungskalender von Margot Bickel hinauslaufen würde, von »Auch kleine Dinge können uns entzücken« bis »Geh, wohin dein Herz dich trägt«. Buddhas Erleuchtungsbaum (*Ficus religiosa*) sank herab zum profanen Nußbaum. Die Worte zerfielen dem Lord im Munde wie modrige Pilze.

Er nannte diesen Normalzustand fast jeden Durchschnitts-Schöngeistes eine »Krankheit seines Geistes«. An unzureichender Sprache leidend, wie vor 500 Jahren Heinrich Seuse, der gleichfalls an damals noch christlich grundierter »über alles hinwegschwingender Verzückung« sich erlabte, beteuerte eine überzüchtete Zierpflanze per eloquenter Flaschenpost, Intimbeichte, Kapitulationsurkunde den üblichen Dumpfis, Normalverbrauchern und Asphaltpflanzen, daß das Unbeschreibliche überaus unbeschreiblich sei, innerhalb der letzten Grünanlage der Überindustrialisierung. Und wie er von Glücksüberströmtheit anläßlich unscheinbarer Beobachtungsobjekte unter freiem Himmel befallen ward. Dem angeblich ahnungslosen Poeten kam ein plötzlicher Naturmystiker hinterrücks in die Quere, alles unter einer Hirnschale. Totale Unterinformiertheit in puncto Relation zwischen Mystizismus und Ästhetizismus. 1902 wußte man halt kaum was vom affizierten Gottesmodul im Neocortex.

So sehr jedoch Werther und Lord Chandos verstummten, Goethe und v. Hofmannsthal dichteten problemlos weiter. Und die Germanistik feierte so ungeküßt wie möglich die Pleinair-Epiphanie des Chandos-Statements als epochemachend. »Die Gegenwart des Unendlichen« – na, dann prost! Ausgerechnet die humpelndste Metapher schlug am zitabelsten ein, obwohl beim Aufschneiden von Speisepilzen auch der weltfremdeste Pilzfreund merken würde, ob sie modrig sind – wer würde sie trotzdem in den Mund stecken wollen?! Selbst wenn alles nur Symbol gewesen wäre.

Nachgeborene Poeten pochten nicht mehr so sehr auf ihrem Status als Übersensibelchen, von E. Hemingway bis W. Hilbig. An deren Stelle flossen Endorphinjunkies im Zigfachpack, zentnerweise, rauschsubstanzgeschubst, also zehnmal sympathetischer und x-mal unberedter als Lord Chandos, in ihren jeweiligen göttlich aufrauschenden Nußbaum und Kosmos hinein, Schädellappenpatienten und Neurotheologen allesamt. Selbst P. Handkes dick aufgetragener Hochsensibilität fuhr ständig wieder die eigene Ungehobeltheit und Pathetik in die geläuterte Parade.

Pünktlich zum Chandos-Jubiläum 2002, also ungefähr zum WM-Halbfinale, forderte nun ein kompetentes Herausgebertrio 35 Gegenwartsautoren auf, den Chandos-Brief zu beantworten, sei's auch mit hundertjähriger Verspätung, von I. Aichinger bis F. Zaimoglu. Auch auf die Gefahr hin, daß 35 renommierte Geistesgrößen sich auf den Schultern eines goetheförmigen, entlarvbaren Klassikers wider Willen als 35 ZwergInnen outen. Haben wenigstens drei dieser 35köpfigen Schwarzfahrermeute kongeniale Echos verzapft? Oder tun bloß Kraftbuben wie P. Monioudis und Th. Hettche dar, daß ihnen ein Fußball oder eine Pizza con funghi wichtiger mundet als modrige Preziositäten? Und dies, obwohl 30 Prozent der BRDler Erweckungserlebnisse hinter sich haben, laut »Spiegel«-Leitartikel »Hirnforschung. Der gedachte Gott. Wie Glaube entsteht«. Statt dessen klopften angejahrte Semester wie L. Begley einem Landjunker, der »Wert darauf legt, sich unverstanden zu fühlen«, und dessen »Eselsohren der Altklugheit durch die Lorbeerkränze« (B. Richard) gucken auf die Schulter der Talentprobe. M. Maron bescheinigt sowohl Chandos wie Hofmannstahl »geringe Lebenserfahrung«. N. Einzmann hingegen naht Chandos' zerfallenden Pilzen in der Scherbenwüste mit Sekundenkleber. M. Streeruwitz wirft Chandos »patriarchalischen Ich-Kannibalismus« vor. D. Forte teilt F. Bacon mit, daß v. Hofmannsthal sich mit keinem Autor so eingehend beschäftigt habe wie mit Balzac. Mehrere formulieren die Erkenntnis um, daß der »werte Lord« für

einen, der die Fähigkeit, zusammenhängend zu schreiben, verloren zu haben behauptet, arg zusammenhängend schreibt. G. Klein befindet, daß sich »die Literatur« die Pirouetten des Sprachzweifels nicht mehr leisten könne.

Ohne selbst ein Geschwister vom Nußbaum sein zu müssen, ist man stets einen Schritt voraus. Einzig T. Hürliman fügt der von L. Chandos gefeierten rotäugigen Muräne des Crassus ein persönliches Pendant an, aber ausgerechnet eine Hauskatze, die sowieso jeder mag; das war doch just der Clou bei Crassus, daß da einer ein Viech vergötzt, das keiner liebt; dieser dumpfe Fisch hätte sich nur via Regenwurm toppen lassen, oder via Holzlöffel. Mehrere Dichter ergehen sich lyrisch-metrisch, ohne Sprachskepsis und sonstige Zweifel. In summa: Des Lords Probleme möcht' ich haben. Kleine Dinge können uns kaum noch entzücken. Rilkes Sägliches gewann Oberhand über Chandos' Unsagbares. Manche Anliegen erledigen sich (laut Z. Bánk) im Lauf von hundert Jahren von selbst. »Das alles ist längst differenzierter zu betrachten« (N. Einzmann). Heut sind Rhizome akuter als Champignons, und nach dem Dreißigjährigen Krieg darf man eigentlich keine Gedichte mehr über Nußbäume und Gießkannen schreiben – ab in den Anmerkungsteil!

Roland Spahr/Hubert Spiegel/Oliver Vogel: *»Lieber Lord Chandos«. Antworten auf einen Brief.* S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2002, 256 Seiten, 20 Euro

---

Ulrich Holbein veröffentlichte zuletzt u. a. gesammelte Grotesken unter dem Titel »Drehwurm« (Jedermann)

Konkret 12/02, S. 51

Peter Köhler

Der Liebling des Volkes

In Dieter Bohlens Bestseller feiert sich der deutsche Spießer

Jeder Topf findet seinen Deckel, jedes Buch seine Leser. Mehr als 400.000 haben *Nichts als die Wahrheit* gleich in den ersten Wochen gekauft, und was sie für ihr Geld kriegen, ist ein Produkt, das zu ihnen paßt wie Dieter Bohlen zu seinen beiden bekanntesten Frauen: Denn »Verona ist eine Meisterin im Sabbeln von oberflächlichem und konfusem Krams«, und »Naddel war, was Tiefgang und innere Reflexion anbelangt, platt wie eine Flunder«.

Wollte man, was Tiefgang und Reflexion anbelangt, es sich so einfach machen wie Bohlen, könnte die Rezension hier schließen. Aber weil diese Autobiographie nicht nur das Niveau ihres Autors und der »Bild«-Hilfskraft Katja Kessler, die ihm die Schreibhand führte, sondern das von zig hunderttausend Leuten repräsentiert, sei immerhin noch gesagt: Dieter Bohlen ist der deutsche Jonathan Franzen. Der US-Amerikaner schildert in seinen *Korrekturen* den gebildeten Mittelstand seines Landes von heute, in Bohlens Buch aber spiegelt sich der deutsche Prolo und moderne Spießer: Der will poppen und groß rumpupen wie sein taffes Modern-Talking-Fuck-die-Fotzen-jetzt-rede-ich-und-leckt-mich-alle-Vorbild und ist statt poppig doch nur popelig wie der kleine Dieter, den seine Eltern zu Weihnachten besuchen und dem »Naddel« Pullover strickt.

Die Frage »Wie mach ich Karriere?« ist zwar nur eine Kapitelüberschrift, prägt aber dieses Leben. Bohlens Antwort lautet erwartungsgemäß: »Talent + arbeiten + arbeiten + arbeiten«, denn »auf Dauer hat nur der Tüchtige Erfolg«. Über so einen Gedanken erhebt selbst eine Flunder sich turmhoch. Neben den vielen »Ich mein« und »ich sag mal so« findet sich an einer Stelle des Buchs sogar ein »ich denke mal«, aber das ist natürlich ein Scherz. Genau wie die »Message«, die Bohlen gleich auf der ersten Seite verkündet: »Think different. Be different.« Richtig ist daran nur, daß sich wohl einbilden soll, anders zu denken und zu sein als alle, wer verkraften muß, daß er genauso denkt und ist wie alle.

Nichts als die Wahrheit ist womöglich der Rest: dieses pausenlos sich drehende Karussell von Hits und Kollegen und Frauen, dieses unaufhörliche Trommelfeuer von Episoden und Zoten, dieser endlose Oberflächenbrand von »wenn es eine supertolle Frau gibt, dann« und »Thomas sagte ja, und ich sagte ja« und »dann war wieder Party auf Ibiza«. Man mag fragen, warum jemand »voll« den Proll gibt und auch »megakorrekt« so spricht, wie dem Volk der Schnabel »total« gewachsen ist, obwohl er Unternehmersohn ist und sogar »einfach« studiert und Examen gemacht hat. (Allerdings nichts Geistiges, sondern BWL.) Die Antwort lautet: Weil der Markt es so will. »Nie wieder ein Song für die Kritikerloge. Ab jetzt nur noch für die Ränge und das Parkett« – diese Popversion der Betriebswirtschaftslehre bekommt man zwar erst auf Seite 191 zu lesen, aber ihre Praxis hat man da schon ebenso viele Seiten lang verfolgen können.

Früher verkaufte ein Proletarier nur seine Arbeitskraft, der Prolet neuen Typs aber stellt sich voll und ganz in den Dienst des Betriebs und trägt seine Person als Ware namens »Personality« (so nennt es Bohlen gleich zu Anfang) zu Markte. Der Personality-Proll führt seine Existenz nach der Maxime ihrer Verwertbarkeit und richtet auch sein Innenleben entsprechend zu: Bohlens beispielhaftes Leben zeigt, wie der moderne Mensch im Kapitalismus funktioniert, wie der Mechanismus der Anpassung, der »Korrekturen« abläuft, wie man sich als Herr seines Lebens fühlen darf, wenn man sich bereitwillig zum Knecht der Verhältnisse gemacht hat, und wie man damit populär und ein echter Sohn des Volkes wird, ein Liebling der Massen und Medien.

Über Nadja Ab del Farrag heißt es einmal: »Sie war keine Frau, die viel grübelte und gründelte, und von diesem Talent wollte ich etwas abhaben.« Das ist Bohlen, falls er es wirklich noch lernen und also eine Korrektur vornehmen mußte, gelungen: Statt sich einen Kopf zu machen, was beim Dabeisein und Mitmachen »total« hinderlich wäre, quatscht er nach Kumpelmanier »einfach« einen besinnungslosen 1:1-Realismus zusammen und produziert Fließbandhumor vom Format »Mein Cocker-Spanier« (denn ein Produzentenkollege ist Spanier) und »We are the Champignons«. Das ist schon supi.

Wie heißt es voll konkret auf Seite 231 dieses Prachtstücks der Pop-, Popp- und Pupliteratur, das auch »ein Stück Sittengeschichte, ein Stück deutsche Gesellschaft« zeigt (so Katja Kessler in einem »SZ«-Interview)? Es heißt: »Mir war alles zuviel. Ich kriegte überall Pickel, ich hatte das Gefühl, ich sterbe.« Ich mein, das ging mir beim Lesen total genauso.

Dieter Bohlen mit Katja Kessler: *Nichts als die Wahrheit.* Heyne, München 2002, 335 Seiten, 20 Euro (als Hörbuch bei Random House)

Peter Köhler schrieb in KONKRET 9/02 über die Kanzlerkandidaten im Internet

Konkret 12/02, S. 52

Marit Hofmann

FilmTheater

19, Dämonisch

19

Regie: Kazushi Watanabe; mit Kazushi Watanabe, Daijiro Kawaoka; Japan 2001 (Piffl Medien); 82 Minuten; ab 5. Dezember im Kino

19 war Kazushi Watanabe, als ihm ein Freund von einem schaurigen Erlebnis erzählte: Drei Männer fragten ihn nach dem Weg, zerrten ihn plötzlich in ihr Auto und fuhren einen halben Tag lang mit ihm herum, bis sie ihn schließlich genauso überraschend wieder freiließen. Zum Abschied drückten sie ihrem Opfer eine Ein-Dollar-Note in die Hand.

Watanabe, der nach seinem abgebrochenen Studium schon länger so vor sich hin lebte, war von der rätselhaften Geschichte so fasziniert, daß er beschloß, einen Film daraus zu machen. Er schrieb ein wortkarges Drehbuch, das er mit einem Manga illustrierte, und suchte in seiner Videothek nach Adressen von Produktionsfirmen. Die zweite oder dritte biß an und verdonnerte den Regisseur, auch gleich eine der Hauptrollen zu übernehmen, weil Watanabe behauptet hatte, er selbst könne den coolen Gangleader am besten spielen. War aber angeblich ironisch gemeint.

Den Rest besetzte er mit Freunden und einigen professionellen Schauspielern, wobei letztere nach jedem Komma eine Sekunde und nach jedem Punkt zwei Sekunden Pause machen mußten, damit sie nicht zu gestelzt klingen. Nach drei Wochen war der Film abgedreht, die digitale Nachbearbeitung dauerte um so länger. »19« hat ein eigentümlich verwaschenes Outfit, das zu dem Schwebezustand paßt, in dem sich die Figuren befinden. Die einzelnen Szenen sind durch schwarze Löcher zerschnitten, die den Zuschauer zunächst an einen Filmriß glauben lassen.

Von der Wirklichkeit weicht Watanabes Skript entscheidend ab: Nach und nach fühlt sich der entführte 19jährige (!) Student zu seinen Peinigern immer mehr hingezogen. Sie unternehmen Ausflüge in den Zoo und ans Meer, knipsen – Japaner! – Erinnerungsfotos, philosophieren über (keinen) Gott und die Welt und necken sich mit mal sadistischen, mal kindischen Spielchen, wie man sie aus den Filmen des japanischen Superstars Takeshi Kitano kennt. »Früher war es im Zoo lustiger«, mault einer der Entführer und wirft die Tasche des entsetzten Studenten in den Raubtierkäfig, um ihn gleich wieder aufzumuntern: »Nun sei doch nicht gleich eingeschnappt.«

Nachvollziehbare Gründe für die Entführung gibt es nicht. Dennoch ertappt man sich bei dem Gedanken, daß dieser scheinbar sinnlose Trip den Entführten weiter gebracht hat als Vorlesungen an der Uni.

Als »›Dead Man‹ auf japanisch« hatte der festivalerprobte Film schnell seinen Ruf weg, und tatsächlich verweisen nicht nur die melancholische Stimmung, sondern auch der Soundtrack und ein Neil-Young-Zitat auf dem T-Shirt eines Gangmitglieds auf Jim Jarmuschs Werk – obwohl Watanabe bei »Dead Man« nach der Hälfte eingeschlafen sein will.

Dämonisch

Regie: Bill Paxton; mit Matthew McConaughey, Bill Paxton; USA 2001 (Solo); 96 Minuten; ab 12. Dezember im Kino

»Ich bin Gott«, verkündete der Sniper von Washington nach einer seiner Mordtaten. Der Serienkiller aus Bill Paxtons Regiedebüt ist da bescheidener: Er nennt sich »Hand Gottes«, und statt mit der Schußwaffe arbeitet er ganz altmodisch mit der Axt. Weil Paxtons Drehbuchautor Brent Harley schon immer von den blutrünstigen Stellen im Alten Testament fasziniert war, ist auch dies eine durch und durch religiöse Geschichte:

Es begab sich eines Nachts, daß dem Witwer Meiks aus Texas (Paxton himself) ein Engel erschien. Seine Familie sei auserkoren, die Welt von Dämonen zu befreien, die als normale Menschen auf der Erde lebten. Während die Aussicht, ein »Superhero« zu werden, Meiks neunjährigem Sohn große Freude bereitet, erweist sich der ältere Sohn als Apostat. Er hält seinen Vater für irre geworden und versucht die Morde zu verhindern. Sieht der Ungläubige denn nicht, daß die von Gottes Hand erledigten »Dämonen« Schuld auf sich geladen haben? Der Tag wird kommen, an dem auch er erkennt, wie gut sich die mörderische Mission mit einem Job als Sheriff in der scheinheiligen Gemeinde vereinbaren läßt.

Paxton konstruiert eine gewitzte Rahmenhandlung, die entfernt an »Die üblichen Verdächtigen« erinnert, und bedient sich des feinen Hitchcock-Tricks, das Schreckliche nur anzudeuten: Niemals sieht man die Bluttaten explizit, sondern immer nur das verzerrte Gesicht des Mörders beim Niedersausen der Axt. Wenn der Regisseur Sam Raimi, der mit Paxton als Schauspieler zusammenarbeitete, allerdings behauptet, dies sei »der verstörendste Horrorfilm seit ›Shining‹«, muß es sich um einen Freundschaftsdienst handeln. Kubricks Thriller konnte ich das erste Mal nicht zu Ende angucken, und das zweite Mal kam ich nur mit Augen- und Ohrenzuhalten durch. Paxtons Film dagegen, eher ein spannendes psychologisches

Verwirrspiel, rangiert auf meiner persönlichen Gruselskala im unteren Drittel.

Konkret 12/02, S. 52

Michael Klarmann

FilmTheater

Ignacio Ramonet: Liebesgr□ □ e aus Holl□ wood. Rotpunkt, Z□ rich 2002, 242 Seiten, 19 Euro

Zu Risiken und Nebenwirkungen von Kinofilmen und TV-Serien fragen Sie Professor Ramonet. Der Direktor von »Le Monde diplomatique« zeigt in seinem Buch, daß gute Unterhaltung auch gute Propaganda ist. Ramonets Kritik der »versteckten Botschaften der bewegten Bilder« richtet sich insbesondere gegen die USA. Sie seien »die erste □freiheitlich-demokratische Gesellschaft□, in der das Zusammenspiel aller modernen mentalen Beeinflussungstechniken« mittels der Medien in den fünfziger und sechziger Jahren entwickelt wurde. Nachdem die Manipulation im Inneren funktionierte, lernten sie, so Ramonet, sich »auf friedliche Weise in den Köpfen aller Nichtamerikaner festzusetzen und ihre Seelen zu verführen«.

Selbst in als Antikriegsfilme geltenden Werken wie »Apokalypse Now« oder »Coming Home« sieht der um unser Seelenheil besorgte Autor einen anderen Subtext: So kritisiere »Coming Home« und dessen Bild vom beinamputierten, nie aufgebenden Helden weniger den Vietnamkrieg. Vielmehr stelle der Film »einmal mehr die amerikanische Haupttugend heraus, die da heißt □Wille zum Sieg□«. Somit sei der Streifen für die seit Vietnam traumatisierte US-Gesellschaft immens wichtig gewesen als »symbolische Kompensation«.

Seit Ende des Kalten Krieges diagnostiziert Ramonet die globale Expansion der Gehirnwäsche. Indes analysiert er auch jene »Gegenpropaganda« europäischer Linker und Antifaschisten, die sich im Zuge der 68er-Proteste am Prinzip der Werbung orientierten und als »Loudspeaker« versuchten, ihre Botschaften zu transportieren. Zum ernüchternden Ende dieser Vorgehensweise zitiert er Frédéric Beigbeder: »Das System hat sein Ziel erreicht. Auch der Ungehorsam ist eine Form des Gehorsams geworden.« So war denn auch das Anliegen der Filmemacher und Kollektive (»Cinéma direct«), mittels ihrer Dokumentationen, Italowestern und Politfilme in den siebziger Jahren antifaschistische und kommunistische Botschaften zu verkünden, zum Scheitern verurteilt. Entweder verflachte alles und vermittelte die Inhalte mehr schlecht als links, oder man setzte zu sehr auf den »erhobenen Zeigefinger« und erreichte dann schlimmstenfalls das Falsche.

Eines der interessantesten Kapitel des Buches beschäftigt sich mit Krieg und Komödien. Hier arbeitet Ramonet heraus, welche sublimen Botschaften französische Komödien Ende der fünfziger bis Mitte der siebziger Jahre propagierten, die die Nazis als Witzfiguren darstellten. Ramonet nennt die Darstellung des pfiffigen Franzosen, der die Nazitölpel an der Nase herumführt, eine »ideologische Geschichtsklitterung« und »methodische Arbeit der Erinnerungszerstörung« im Sinne einer falschverstandenen Völkerverständigung. An deren Ende stand bekanntlich die Gründung der von den Deutschen dominierten Wirtschaftsmacht EU. Die Propaganda war also erfolgreich.

Konkret 12/02, S. 53

Jan Pehrke

Film des Monats

11’09”01 – September 11

Regie: Samira Makhmalbaf, Claude Lelouch, Youssef Chahine, Danis Tanovic, Idrissa Ouedraogo, Ken Loach, Alejandro Gonzaléz Inarritu, Amos Gitai, Mira Nair, Sean Penn, Shohei Imamura; Frankreich 2002 (Movienet); 130 Minuten; ab 28 November im Kino

11 Regisseure aus 11 Ländern drehen 11 Kurzfilme zum 11. September – das Weltkino hat kontinentübergreifend seine Generalstände einberufen, um seiner politischen Verantwortung gerecht zu werden. Das ist erst einmal nichts als eine pathetische Geste. Bezeichnenderweise kam der Anstoß zu dem Gemeinschaftsfilm auch nicht aus Filmemacherkreisen, sondern vom französischen Produzenten Alain Brigand. Und der steigerte das Prätentiöse der Idee dann noch dadurch, daß er das Datum des Ereignisses zum Längenmaß der Beiträge bestimmte.

Dem ebenfalls etwas kitschigen Anspruch an das Kino, im schnellebigen Medienzeitalter die Langsamkeit und Bedächtigkeit wiederzuentdecken, werden die Elfminüter jedoch gerecht, wenn sie nicht gerade, wie der Film von Amos Gitai, die Arbeit einer TV-Journalistin in einer hektischen Farce überzeichnen. Ihnen gelingt es allen, die »erstarrte Ikonographie« (Christina Nord) der einstürzenden Zwillingstürme vergessen zu machen, die unmittelbar überwältigende Wirkung der Katastrophenbilder abzudämpfen und sich über andere visuelle Kanäle wieder Zugang zu den Geschehnissen zu verschaffen.

Wenn die bekannten Fernsehbilder in den Kurzfilmen überhaupt auftauchen, wie bei Sean Penn und Claude Lelouch, dann sind sie nur für die Zuschauer sichtbar, nicht aber für die Protagonisten. Lelouch baut einen Sicherheitsabstand auf, indem er aus der Perspektive einer in der Nähe des World Trade Centers lebenden Taubstummen erzählt. Sie nimmt an dem besagten Tag nur die auf der Tischplatte erzitternden Gläser und ihren plötzlich aufgescheuchten Hund wahr, ohne zu verstehen, was geschehen ist. Am weitesten geht der Mexikaner Alejandro Gonzaléz Inarritu. Er erlegt sich selbst ein Bilderverbot auf und zeigt elf Minuten lang eine dunkle Leinwand. Unterlegt von einer Soundcollage aus hektischen Stimmen, Funksprüchen und Anrufen von Insassen der entführten Flugzeuge, gibt der Schwarzfilm nur für Sekunden den Blick auf hinabstürzende Menschen frei. Er hätte jede Form der Fiktionalisierung als oberflächlich erachtet, erläuterte der Regisseur.

Diese Vorbehalte hatte die Iranerin Samira Makhmalbaf nicht. Sie unterläuft allerdings ebenso wie Idrissa Ouedraogo aus Burkina Faso die Anforderung, sich selbst mit den Vorkommnissen auseinanderzusetzen, und nimmt Zuflucht zur Sichtweise von Kindern, von denen niemand den Versuch einer intellektuellen Verarbeitung erwartet. Den afghanischen Flüchtlingskindern aus einem iranischen Lager das Ereignis begreifbar zu machen bereitet ihrer Lehrerin arge Schwierigkeiten. Deshalb folgen sie der Aufforderung, den Opfern in einer Schweigeminute zu gedenken, auch nicht mit der nötigen Pietät. Erst als die Pädagogin die Kinder nach draußen zu einem hoch aufragenden Turm führt, bekommen sie eine Ahnung von der Dimension des Ereignisses und können das Ritual vollziehen.

Die Kinder in Ouedraogos Beitrag haben dagegen schnell begriffen und denken schon weiter. Sie meinen, Osama Bin Laden in der Stadt gesehen zu haben, und wollen die auf ihn ausgesetzte Belohnung ergattern, um dringend benötigte Medikamente für ihre Angehörigen kaufen zu können. Nicht nur ihr Alter verhindert ein angemessenes Gewahrwerden der Geschehnisse, sondern auch die drängende Not in Afrika, die neben den eigenen Überlebensanstrengungen keinen Platz für anderes läßt.

Ähnlich befangen reagieren die Personen in den Arbeiten aus Israel und Bosnien-Herzegowina. Tanovic’ Frauen, die an jedem 11. eines Monats auf dem Marktplatz von Srebrenica der Opfer des Massakers gedenken, zeigen sich nur einen Moment lang von der Nachricht aus den USA irritiert. Amos Gitai begleitet mit seiner Handkamera eine TV-Reporterin, die am Schauplatz eines Bombenattentats in einer israelischen Stadt versucht, Interviewpartner abzugreifen und dann nicht fassen kann, daß sie wegen irgend etwas in New York nicht auf Sendung kommt. Mira Nair inszeniert den authentischen Fall eines »zur Tatzeit« in New York verschwundenen Pakistani, der als Mittäter verdächtigt wird, was seine Familie mit einer Welle von Islamophobie konfrontiert, bis sich alles aufklärt: Der Mann ist bei dem Versuch, Menschen aus den Twin Towers zu retten, gestorben.

Diese Stoffe haben Tanovic, Gitai und Nair jedoch nicht ganz freiwillig gewählt. Der Produzent hat den Beteiligten nämlich nahegelegt darzustellen, was die Anschläge für die Menschen in der jeweiligen Weltregion bedeuten. Das hat die Filmer oftmals zu einer Art von Klassensprechern herabgewürdigt und ihren Produkten etwas Provinzielles gegeben. Von Youssef Chahine hat sich Alain Brigand im Nachhinein distanziert. Der ägyptische Cineast macht in seiner Arbeit einen Regisseur zu seinem Alter ego, dem die Geister eines im Libanonkrieg getöteten GIs und eines palästinensischen

Selbstmordattentäters sowie die Eltern der Verstorbenen begegnen. Der Stellvertreter Chahines hält sich selbst mit Kommentaren weitgehend zurück, er dürfte allerdings Sympathien für Einlassungen wie die von einem Araber präsentierte Suada US-amerikanischer Verbrechen empfunden haben. Es sind gerade solche kontroversen filmischen Statements, die »11'09''01« seine Legitimation verleihen; ohne sie wäre das Gemeinschaftsprojekt nur eine kulturelle Repräsentation der New World Order. Eine Äußerung bei Chahine verstört besonders. Da rechtfertigt jemand den Tod der Menschen am 11.9. damit, daß die westlichen Länder Demokratien sind und die Bevölkerung daher für die Regierungen und ihre Verbrechen mitverantwortlich ist.

Lelouch und Penn setzen die unter Kollektivschuld-Verdacht geratenen westlichen Individuen dagegen als Personen in Szene, die keinerlei Zusammenhang zwischen ihrem privaten und dem öffentlichen Leben sehen können. Die Monaden schaffen es noch nicht einmal, das Ereignis wahrzunehmen. Sean Penns alter Mann glaubt an ein Wunder, als seine sonst vom WTC verschattete Wohnung plötzlich in gleißendes Licht getaucht ist und die Pflanzen auf dem Fensterbrett farbenprächtig erblühen.

Ken Loach überwindet diesen Egozentrismus, allerdings nur, um am Beispiel Chile die rhetorische Figur »Schlimm, was passiert ist, aber hat Amerika nicht auch Schlimmes ...« durchzuexerzieren. Was den Film wohl in Gemeinschaftsarbeit mit den antiamerikanischen Umtrieben Chahines um einen Verleih in den USA gebracht hat.

Am weitesten entfernt sich der japanische Beitrag vom politischen Tagesgeschehen um den 11.9. Shohei Imamura zeigt einen ehemaligen Soldaten, den die schrecklichen Ereignisse des Zweiten Weltkrieges dazu gebracht haben, aus der Menschheit zu desertieren und eine Schlange zu werden. Schwärzer geht es nicht.

So besteht das Kollektivwerk aus einer dunklen, menschenfeindlichen Allegorie (Imamura), zwei Gegenrechnungen (Chahine, Loach), zwei pseudonaiven Arbeitsverweigerungen (Makhmalbaf, Ouedraogo), Beiträgen, die den engen Horizont eines Landes, einer ethnischen Gruppe, eines Kontinents nicht überwinden (Tanovic, Gitai, Ouedraogo, Nair) oder im Horizont des westlichen Individuums verharren (Lelouch, Penn), und einem Kunstfilm, der lediglich den Schock der Anschläge ästhetisch verlängert (Inarritu). Gerecht wird dem 11. September keiner dieser Filme, aber das hatte wohl auch niemand erwartet.

Konkret 12/02, S. 54

Martin Büsser

Blast to Freeze

Eine Ausstellung im Kunstmuseum Wolfsburg gibt einen Überblick über die britische Kunst des 20. Jahrhunderts

Künstlerische Strömungen einer Epoche in einer nationalen Klammer zu präsentieren, ist problematisch. Nicht selten steckt dahinter politisches Kalkül, etwa wenn Ausstellungen zur deutschen Kunst im 20. Jahrhundert wie selbstverständlich im Exil entstandene Arbeiten eingemeinden. In solchen Fällen wäre angebracht, es mit dem Hinweis Arno Schmidts zu halten, daß nicht der Geburtsort, sondern die Grabstätte entscheidend dafür sein sollte, als wessen Landes Kind ein großer Geist zu gelten hat.

Auch hinter »Blast to Freeze«, der in Wolfsburg gezeigten umfangreichen Ausstellung zur britischen Kunst im 20. Jahrhundert, ist ein solches politisches Kalkül zu erkennen. Die Ausstellung unter der Schirmherrschaft von Tony Blair und Gerhard Schröder möchte Beispiel sein für die »ausgezeichneten Kulturbeziehungen zwischen Deutschland und dem Vereinigten Königreich« (Grußwort Schröder) und damit natürlich in erster Linie das politische Bündnis untermauern. Es wäre demnach nicht verwunderlich, wenn für jeden in Wolfsburg gezeigten Bacon oder Hamilton demnächst ein Richter oder Baselitz auf die Insel transportiert wird. Dient »Cultural exchange« hier letztlich also nur der gegenseitigen Vergewisserung, mit dem sprichwörtlich »dritten« auf dem besten aller Wege zu sein?

Doch abgesehen von derlei kritischen Erwägungen: Die Wolfsburger Ausstellung lädt dazu ein, einen kunsthistorischen Blick neu zu justieren, der im 20. Jahrhundert nur selten auf Großbritannien gerichtet war. Mit Ausnahme des kurzen, aber wirkungsvollen Schlenkers nach Zürich (Dada) gelten Paris in der ersten und New York in der zweiten Jahrhunderthälfte als Zentren der Avantgarde. Künstler wie Picasso und Warhol sind auch durch die den Städten jeweils zugeschriebene Aura zum Mythos geworden, der eine untrennbar mit Bistros und Absinth, der andere mit Sonnenbrillen, Beatschuppen und der Skyline Manhattans verbunden. Mythisierungen dieser Art dienen dazu, die Avantgarde an ein ganz bestimmtes Lebensumfeld rückzubinden, sie zu lokalisieren und damit greifbar zu machen. Gestützt durch klare politische Interessen, künstlerische Zentren zu etablieren – »Westkunst«, so der Titel einer Kölner Ausstellung zu Beginn der achtziger Jahre, wollte zur Zeit des Kalten Kriegs demonstrieren, wie frei und unbändig sich die Kunst vor allem in den USA hatte entwickeln können – , entwickeln sich solche Zentren nicht zuletzt durch eine gewisse, dem Ort ihrer Entstehung innewohnende Eigendynamik. Ist eine Stadt dem Image nach, das heißt flankiert von zahlreichen verklärenden Künstlerbiographien, erst einmal in den Mittelpunkt künstlerischer Avantgarde gerückt, folgen weitere Künstlergenerationen von selbst. New York wirkt diesbezüglich, so der in Los Angeles lebende Künstler Mike Kelley, wie ein Magnet: Bis heute glauben junge Künstler, daß sie sich dort niederlassen müssen, um vom Kunstmarkt überhaupt wahrgenommen zu werden.

Wie aber steht es um London? Mit Avantgardebewegungen wird die britische Kunst selten in Verbindung gebracht, höchstens mit einer Handvoll prominenter Namen – etwa Henry Moore, Francis Bacon, Lucian Freud und David Hockney, wobei letzterer seit 1979 in Kalifornien lebt und von vielen bereits als amerikanischer Künstler wahrgenommen wird. Es gibt tatsächlich einige künstlerische Strömungen, vor allem Dada und Surrealismus, die von britischen Künstlern keineswegs entscheidend mitgeprägt wurden. »Blast to Freeze« zeigt aber auch, daß der britische Weg in die Moderne kein isolierter gewesen ist, keiner, der nur ein paar bedeutende Einzelgänger hervorgebracht hat, sondern daß so manch entscheidender Impuls von jenem Königreich ausging, dem in Sachen Moderne noch immer gerne viktorianische Behäbigkeit zugeschrieben wird.

Zwischen Furor und Verstummen

Die Ausstellung eröffnet mit einer starken, bis heute befremdlich wirkenden Plastik aus dem Jahr 1913, »Rock Drill« von Jacob Epstein. Eine totemhafte, afrikanischer Kunst nachempfundene Männerfigur steht breitbeinig auf einem meterhohen Steinbohrer, einem der – nach den Objekten Duchamps – ersten Ready-mades, das heißt gebrauchsfertigen Industrieprodukten der Kunstgeschichte. Die stilisierte Gipsfigur erscheint unwirklich heroisch, ihre makellose weiße Oberfläche widerspricht so ganz dem tatsächlichen Erscheinungsbild eines Arbeiters. Mit »Rock Drill« präsentiert »Blast to Freeze« ein Schlüsselwerk der Vortizisten, einer Künstlergruppe, die dem italienischen Futurismus ihre eigene Vision vom neuen Maschinenzeitalter entgegenhielt. Die Gruppe um Jacob Epstein, Wyndham Lewis und William Roberts suchte nach einer künstlerischen Synthese aus konstruktivistischen, kubistischen und futuristischen Strömungen. Die Titel ihrer Bewegung, einer Zeile von Ezra Pound entnommen – »great English Vortex«, der große englische Wirbel – , und der 1914 gegründeten Zeitschrift »Blast« (Knall, Explosion) verdeutlichen bereits die Parallelen zum Futurismus: vor allem den Furor, sich mit vitalistischer Begeisterung zum Lärm der Städte und Maschinen zu bekennen (ursprünglich hatte Epstein beabsichtigt, das »Rock Drill«-Monument mit Luftdruck in Bewegung zu setzen, also Lärm und Dynamik ins Museum zu bringen).

Wenn man den Beginn der Moderne nicht in der eher zufälligen, nachträglich begründeten Vorreiterrolle von Blake und Turner ansetzen möchte, dann begann die Avantgarde in Großbritannien mit diesem kurzen Aufbruch einer Gruppe junger Künstler, die sich offensiv gegen die vorherrschenden Stile ihrer Zeit, klassizistische Naturnachahmung und Neoromantik, gewandt hatte, deren Weg jedoch durch den Ersten Weltkrieg ein jähes Ende fand. Spätestens mit Kriegsbeginn begann sich die Gruppe von der futuristischen Kriegsbegeisterung zu distanzieren. Um 1916 entstand eine zweite, in Wolfsburg nicht gezeigte Fassung von »Rock Drill«: Die Menschmaschine ist einem verkrüppelten, in sich zusammengesunkenen Torso gewichen.

Es ist durchaus legitim, die Vortizisten als politisches Gegenbeispiel zu den italienischen Futuristen anzuführen, was die in der Ausstellung angebrachte Texttafel jedoch nur verkürzt tut. Denn einige ihrer Protagonisten haben mit dem Faschismus kokettiert, wie man in der englischen Werkausgabe von Wyndham Lewis nachlesen kann. Das Kapitel »Fascism as an alternative« in seinem ursprünglich 1926 erschienenen Essay »The Art of Being Ruled« unterscheidet sich sprachlich und inhaltlich kaum von Marinettis Mussolini-Begeisterung.

An großen, in ihren besten Momenten mit Arbeiten von Otto Dix vergleichbaren Schlachtengemälden vorbei führt die Ausstellung in Räume, die eine ganz andere, keineswegs explosive Stimmung verbreiten. Die um 1936 entstandenen Skulpturen von Henry Moore und Barbara Hepworth sind von größtmöglicher Schlichtheit. Das »Direct Carving«, eine Form der Plastik, die sich ganz nach den vorgefundenen Naturgegenständen richtete, also die Rundungen der Steine nur minimal bearbeitete, zeugt von einem fast schon esoterischen Vertrauen in die Schönheit und damit assoziierte Unschuld der Natur. In diesem Teil der Ausstellung franst ihr roter Faden notgedrungen etwas aus, denn zwischen den Weltkriegen bot die britische Kunst alles andere als ein homogenes Bild. Surrealistische Strömungen finden sich neben reiner, geometrischer Abstraktion, eine kindliche, an Dubuffet erinnernde »Art Brut« bei Alfred Wallis neben realistischen Arbeiten von Stanley Spencer, die zu einer Richtung gerechnet werden können, die in Deutschland »Neue Sachlichkeit« genannt wurde.

Aus dieser Zeit der Suche stechen die klaren Arbeiten von Hepworth und Moore nicht nur als genuin neuartig hervor, sondern sie lassen einen Subtext der Angst erahnen, der wenige Jahre später mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs deutlich hervortritt. Moore beginnt, die amorphen Formen seiner Plastiken in Zeichnungen auf menschliche Körper zu übertragen. Ängstlich zusammengekauert sind hier Familien zu sehen, die sich vorm »Blitzkrieg« in die U-Bahn-Schächte geflüchtet haben. Ab 1940 hat Moore diese unterirdische Szenerie in flüchtigen Skizzen festgehalten. Diese oft nur winzigen Blätter sind in Wolfsburg als Serie an einer langen Wand präsentiert und zwingen den Betrachter, ganz nahe an die Glasscheibe heranzutreten. Gerade das Skizzenhafte verleiht diesen Arbeiten ihre bedrückende Intensität. Hier mußte es schnell gehen, wollte die Hand noch festhalten, was zu verschwinden drohte. Im flüchtigen Stil, der die Menschen nur noch als aus wenigen geschwungenen Linien zusammengesetzte Knäuel darstellt, ist der drohende Tod den nicht mehr identifizierbaren Gestalten bereits inkorporiert. Im Unterschied zur Photographie gehen diese Bilder weit über das Dokumentarische hinaus, erschöpfen sich auch nicht in ihrer pazifistischen Aussage, sondern geben ein existentielles Abbild von »Angst und Unbehaustheit«, wie David Allan Mellor im Ausstellungskatalog schreibt. »Angst und Unbehaustheit« prägen auch den Werdegang einer weiteren Künstlerpersönlichkeit – Francis Bacon.

Die Erfindung von Pop als Kunst

Francis Bacons verwischende Art, Menschenleiber abzubilden, ist mit dem Schlagwort »The Geometry of Fear« versehen und dem Existentialismus der fünfziger Jahre zugeordnet worden, doch Bacons Arbeiten lassen sich sowenig wie die Dramen des vermeintlichen »Existentialisten« Beckett auf eine geistige Strömung eines Jahrzehnts reduzieren. Es ist nur folgerichtig, daß Bacons Arbeiten in der »Blast to Freeze«-Ausstellung gleich mehrfach präsent sind, in direkter Nachfolge Henry Moores und noch einmal an der Schwelle zu den achtziger Jahren, jener kurzen Phase, die auch in Großbritannien die Rückkehr zu einer »heftigen« Malerei markierte. Gleichzeitig ist es möglich, in Bacon einen Vorläufer der Pop-art zu sehen. Es genügt nicht, die Aussage seiner Gemälde auf Grausamkeit und den existentiell verstörten Körper zu reduzieren, denn zum einen ist da Bacons durchaus lustvoller, homosexueller Blick auf den männlichen Körper, zum anderen hat Bacon für seine Arbeiten schon früh massenkulturelle Vorlagen aus Filmen und Zeitschriften mit sehr viel Ironie benutzt. Ein im Katalog zur Ausstellung abgebildetes Porträt, »Man in Blue« von 1954, macht deutlich, wie eindringlich er sich mit der Oberflächlichkeit massenmedial verbreiteter Bilder auseinandergesetzt hat. Das Gemälde ist dem Porträt eines Politikers oder Managers aus einem Hochglanzmagazin nachempfunden, doch Bacons eigentümliches Verfahren des Verwischens sorgt für einen Verfremdungseffekt, der genau das hervortreten läßt, was das Original zu verbergen versuchte: daß es sich bei ihm nicht um eine Persönlichkeit, sondern um einen gesichtslosen Typus handelt. Dieser kritische Umgang mit dem Bildervorrat der neuentstandenen Massenkultur, der auch für Richard Hamiltons Arbeiten prägend werden sollte, erlaubt es, Bacon einen wichtigen Einfluß auf die britische Pop-art zuzuschreiben.

Die Entstehung der Pop-art findet sich in Wolfsburg gleich mit zwei außerordentlichen Rekonstruktionen dokumentiert – »Parallel of Life and Art« von 1953 und Richard Hamiltons »Fun House« von 1956. Während die Pop-art in den USA auf

einzelne Künstlerpersönlichkeiten zurückging und erst in den sechziger Jahren als eigenständige Bewegung wahrgenommen wurde, entstand sie in England bereits Anfang der Fünfziger im Kollektiv. In London wurde 1952 die »Independent Group« gegründet, der neben Künstlern wie Richard Hamilton und Eduardo Paolozzi auch Architekten, Werbedesigner und Historiker angehörten. Die Gruppe traf sich regelmäßig, um sich in Vorträgen und Diskussionen mit dem gesellschaftlichen Einfluß der vor allem aus den USA importierten Massenkultur auseinanderzusetzen. Die Ergebnisse zahlreicher Diskussionen flossen in die Ausstellung »Parallel of Life and Art« ein, die ausschließlich aus »Ready-mades« bestand, einer Collage aus vorgefundenen Abbildungen – Graffitis neben Höhlenzeichnungen, Hollywood-Stars neben antiken Plastiken. In der Ausstellung wurde die Durchdringung von Hoch- und Massenkultur ikonographisch sichtbar gemacht – womöglich ein Grundstein für die akademische Disziplin der »Cultural Studies«.

Der britische Umgang mit dem Phänomen »Pop« war aufgrund der von den USA übernommenen Bildersprache von Anfang an reflektiert, von theoretischen Auseinandersetzungen begleitet und voll entlarvender Ironie. »Pop-art ist populär, flüchtig, schnell vergessen, billig, massenproduziert, jung, geistreich, sexy, trickig, glamourös und großes Geschäft«, heißt es in einem Manifest von Richard Hamilton. Spätestens zu diesem Zeitpunkt läßt sich der britische Beitrag zur internationalen Kunstentwicklung nicht mehr ignorieren, ist jedoch abermals nachträglich von den leichter konsumierbaren Bildern Warhols und Lichtensteins in den Hintergrund gedrängt worden.

It’s getting cold

Parallel zur internationalen Entwicklung verzweigt sich auch die britische Kunst ab den sechziger Jahren in Strömungen wie Konzeptkunst, Happening, Performance und Minimal Art. Spätestens ab diesem Zeitpunkt fällt es schwer, die nationale Klammer zu erhalten. Am Festival für »Auto Destructive Art«, von Gustav Metzger, einem 1939 nach England emigrierten Deutschen initiiert, nahmen Künstler aus aller Welt teil, darunter auch Wolf Vostell und Hermann Nitsch. Daß das Festival 1966 eher zufällig in London stattfand, unterstreicht seinen internationalen Charakter, der im Zuge der gerade aufkeimenden sozialen Bewegungen auch dezidiert als weltweiter Protest verstanden werden sollte. Diese Kunst, die ihre Selbstauslöschung zelebrierte, um politischem Handeln Platz zu machen, setzte eine Zäsur, die fast alle Bewegungen jener Zeit prägen sollte: Die Avantgarde hatte ihre Unschuld verloren. »Möchtegern-Avantgarde-Objekte«, so die Künstlergruppe Art & Language, sollten durch eine »konzeptuelle und kritische Form diskursiven Kunstschaffens« ersetzt werden, das die Bedingungen des eigenen Betriebssystems kenntlich macht. Was das in der Praxis bedeuten konnte, zeigt eine in Wolfsburg ausgestellte Arbeit von Art & Language: ein Lenin-Portrait im Jackson-Pollock-Stil. Bei genauem Hinsehen läßt sich in den geschwungenen Pollock-Drippings das Portrait Lenins in der Machart des sozialistischen Realismus erkennen. Zwei einander radikal entgegengesetzte Kunstauffassungen geben hier ihre soziopolitische Bedingtheit, wenn nicht propagandistische Funktion preis.

Erst am Ende der großen, mehr als 300 Exponate zählenden Ausstellung, kommt wieder der Eindruck einer genuin britischen Bewegung auf: »Freeze«, so der Titel einer legendär gewordenen Ausstellung von 1988, die vorwiegend Arbeiten von Absolventen der Londoner Kunsthochschule zeigte, holte noch einmal eine alte Figur aus dem Fundus: den Künstler als Bürgerschreck. Sarah Lucas, Rachel Whiterhead und Damien Hirst verwendeten für »Freeze« fast ausschließlich Materialien aus dem Alltag, wobei der Kontrast zwischen cleanen, steril wirkenden Gegenständen und verwesendem Material, Lebensmitteln und Tierkadavern, für den willkommenen Schock und den Vorwurf sorgten, daß hier eine Generation am Werk sei, die an keiner sozialen Frage mehr interessiert sei, sondern nur noch mit »Effekten« arbeite. Diese Kritik wird im Katalogbeitrag von Richard Shone zurechtgerückt, der hinter der »Lust an Konfrontation« auch »Melancholie« ausmacht, ein Gefühl der Entfremdung nach mehr als zehn Jahren konservativer Regierung, welche für jene Yuppifizierung gesorgt hat, die sich einerseits in den kalten Installationen widerspiegelt, zugleich aber von den Elementen der Verwesung durchbrochen wird.

Das letzte Exponat der Ausstellung beeindruckt so wie »Rock Drill« an ihrem Beginn und liest sich zugleich wie ein Abgesang auf dessen emphatische Aufbruchsstimmung. Damien Hirsts berüchtigte Installation »A Hundred Years« von 1990 besteht aus einem in zwei Hälften geteilten Glaskasten. In einer Hälfte entwickeln sich Fliegenlarven, in der anderen, durch ein schmales Loch mit der ersten verbundenen Hälfte befindet sich eine elektronische Fliegenfalle. Wuselndes Leben auf der einen, schwarze Kadaverhaufen auf der anderen Seite. Der Betrachter wird zum Voyeur, zum Zeugen tatsächlichen, unentwegten Sterbens, auch wenn es sich nur um gemeine Stubenfliegen handelt. Der Eindruck einer wissenschaftlichen Versuchsanordnung verstärkt die skandalöse Wirkung dieser offenkundig auf die hundertjährige Geschichte der Konzentrationslager gemünzten Arbeit.

Die zu den verschiedensten Anlässen immer wieder gestellte Frage, ob Kunst »das darf«, muß in diesem Fall eindeutig mit Ja beantwortet werden. Besser hätte der Schluß der Ausstellung nicht gewählt werden können, dem »Freeze«-Motto gemäß nicht kälter. Es bleibt jedem selbst überlassen, Hirsts Arbeit als Symptom oder Ausdruck einer Krise zu deuten. Wie auch immer – »A Hundred Years« ist mit Bedacht als eine in verhalten bläulichem Licht schimmernde Todesmaschine ans Ende gesetzt worden, verdeutlicht die Installation doch mit einem Schlag, daß die Hoffnungen der Avantgarde, die der Besucher

gerade passiert hat, und das mit ihnen verbundene Bild vom neuen Menschen der Vergangenheit angehören. Der Jubel am Anfang des Jahrhunderts ist durch dessen mörderischen Verlauf zum Verstummen gebracht worden. Ein Schlußbild, das sich in besonderer Weise an die Deutschen richtet und deshalb in Wolfsburg, der ehemaligen »Stadt des Kraft-durch-Freude-Wagens«, eine ganz eigene Note erhält.

Die Ausstellung läuft bis zum 19. Januar 2003. Der 368 Seiten umfassende, reich bebilderte Katalog (Verlag Hatje Cantz) ist in einer deutsch- und einer englischsprachigen Fassung erschienen. Er kostet 49,80 Euro.

Martin Büsser schrieb in KONKRET 11/02 unter anderem über die Düsseldorfer Surrealismus-Schau

Konkret 12/02, S. 57

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Nachruf 7249

Rudolf Augstein ist tot. Wie war ich zu Rudolf Augstein? Ende der Fünfziger führte ich, von möbliertem Zimmer zu möbliertem Zimmer, von Stadt zu Stadt ziehend, ganze Jahrgänge des mir vom Munde abgekargten »Spiegel« mit mir. Als ich Ende ’61 als Schlafbursche beim späteren »Extradienst«-Drucker Rainer L. weilte, dienten mir die geliebten Aufklärungs- und Enthüllungshefte als Matratze. Als Rudolf Augstein 1962 von F. J. Strauß ins Gefängnis geworfen wurde, ging ich für Rudolf Augstein, seine Freilassung laut fordernd, auf die Straße. Soo war ich zu Rudolf Augstein. Wie war Rudolf Augstein zu mir? In den Siebzigern, in einer Wein- und Speisegaststätte Nähe Hamburg-Dammtor, schob er mir (Gisela Stelly, Stefan Aust und Peter Homann waren Zeugen) seinen halbleergestocherten Teller zu, mit den zynischen Worten »Da, für dich wird’s noch reichen«. 1986, bei »Spiegels« Vierzigstem in der Fischauktionshalle, wies er einen Saalschutzmann brutal an, mich, den freitrunkbeseligten »Spiegel«-Gratulanten, als »Störer« zu entfernen. Soo war Rudolf Augstein zu mir.

Dito Multimedia Produktions-GmbH

Frau Ragnhild Heckscher,

Fax 07841/260 30

Ach ja, verehrte Ragnhild – ich, ganz in schweinchenschlaurosa, soll mir gesagt haben: Vor ich den No-name-donkey Hansy Vogt züchtige, schlage ich lieber auf den wie der bunte Hund bekannten Sack Dieter Thomas Heck ein (s. S. 7)? O nein, gnädige Frau, da irren Sie zentral. Hier war nicht ein kleiner »Trau dich zueinanderzustehn« singender Radebrech fertigzumachen, hier war der für diesen folkloren Unfug Verantwortliche aufzurufen, nämlich Ihr Gatte. Und, last not least, Sie, seine rechte Hand. Sie beide stehn auf der Kommandobrücke des SWR-Volksmusikdampfers, und Sie tragen die Verantwortung dafür, was die Bordkapelle spielt. Aber Verantwortung scheint ja immer mehr ein Fremdwort zu sein in Deutschland. Ich bin erschüttert, Frau Heckscher, wie Sie einerseits die Schuld auf eine Jury schieben, andrerseits auf Überarbeitung rekurrieren, als ob es eines Herakles bedürfte, die jährlich anfallenden 90 Seiten Schlagertext, die Seite zu schlanken 25 Zeilen, von den ärgsten Klöpsen auszumisten. Ich frage mich, ob Sie, liebe Ragnhild, vermeinen befürchten zu müssen, von einem tapfer ausgeseufzten Mea culpa ein uneheliches Kind zu kriegen, so ganz und gar frei vom Eingeständnis der Schuld oder wenigstens der Schlamperei sind Ihre Ausführungen, geschweige daß Sie mit dem Bruchteil einer Silbe Bezug nähmen auf den Casus Kaktus. Ich mache Sie auf ein Sprachverbrechen aufmerksam und Sie? Sie revanchieren sich mit dem Sledgehammerkompliment, daß ich ein bewundernswerter, weil ganze Texte mitverfolgender Zuschauer von Andy Borgs Sendung sei. Ich bitte Sie, liebe Ragnhild, verhöhnen Sie mich nicht. Sondern beantworten Sie zwei Fragen: 1. Wird der Sprachfehler behoben, und wie? 2. Können Sie sich mich als Schlagertextlektor im Hause Dito vorstellen? Gern höre ich von Ihnen in Bälde.

Liebe Liebenswerte!

Sie bedienen sich bei Ihrem libidinösen SOS einer Zeile aus Herbert Grönemeyers asozialer, weil die konkrete gesellschaftliche Determiniertheit des Gattungs-Einzelnen (der Friedefürst sein kann oder Kriegstreiber, mitmenschlicher oder maßloser Kapitalist, berühmte Showfickerin oder namenlose an Dekubitus verendende Greisin, Kleckerer oder Klotzer, Schweiger oder Motzer etc.) ausblendenden Ohrnematode »Mensch«. Schlimm, liebe Liebenswerte, wie Sie sich da beim Brückenschlag über den River of desire mit Fremdmaterial behelfen, wie Sie Ihre heilige Balzhoheit dem Zitat aus einem, gesellschaftswissenschaftlich gesehen, zutiefst dubiosen Popsong subsumieren. Grotesk indes, wie Sie sich hier heillos vergreifen, wie Sie überhaupt nicht raffen, daß Grönemeyers sowohl nach innen ausgedrücktes, wie, im Zeitalter allgemeinster Reproduzierbarkeit, einskommazwomiomal übern Ladentisch gegangenes »Du fehlst« sich auf seine verstorbene Frau bezieht. Dennoch: Möge / Ein Bursche sich finden / Zum Zweck sich mit Ihnen / Und zwar zu verbinden, yeah.

Herrn Dokumentarfilmer und Bürgerrechtler a. D. Konrad Weiss (über: »Fluter«, Magazin der »Bundeszentrale für politische Bildung«, Bergisch-Gladbach,

Fax 02204/84 32 45)

Sehr geehrter Herr Weiss! Im »Fluter« lese ich, was Sie in Ihrer Jugend, 1965, in der DDR, als Mitglied der »Aktion Sühnezeichen« umgetrieben hat:

Die Pilgerfahrt führte in zehn Tagesfahrten durch Schlesien und Oberschlesien nach Auschwitz. Damit die Fahrt nicht zum gewöhnlichen Fahrradausflug wurde, hatten wir uns strenge Regeln gesetzt: Unterwegs wurde jeden Tag drei Stunden geschwiegen – zum Sühnezeichen dafür, daß Deutsche Millionen Menschen aus anderen Völkern mit brutaler Gewalt zum Schweigen gebracht haben. An den Rastorten wurde um Wasser und Brot gebeten – zum Zeichen dafür, daß Deutsche den Polen jahrelang das tägliche Brot verweigert haben. Regelmäßig meditierten wir und gedachten im Gebet der von den Deutschen getöteten Menschen, der Juden und Polen ... Was passiert ist, ist passiert. Sie waren 23, also fast noch ein Kind, und was macht man da? Man hält, von Schnaps und Weibern und Walter Ulbricht nichts haltend, dafür aber von Sühneeifer wie besessen, bei der Radwanderung nach Auschwitz drei Stunden täglich das Maul, und zwar nicht bloß so, sondern zum Zeichen. Zum Zeichen auch geht man die Polen in den Verschnaufpausen an um Wasser und Brot, denn das erheischt die Sühnezeichenlogik: Daß die Polen, denen die Wehrmachtsgeneration auf der Tasche lag, nun auch die zwecks Sorry einfallenden jungschen Deutschen zu laben haben. Sie waren 23, also fast noch ein Kind, und wußten es nicht besser. Friede Ihrer Jugendsünde. Aaber, daß Sie heute, mit sechzig!, in einer Zeitschrift, die die politische Bildung der deutschen Jugend im Auge haben sollte, unterm Rubrum »Ältestenrat« diesen obskurantistischen Trip von damals, dieses Sühnewichsen im Sattel, diese mistige Meditiererei, diese schäbige Schweigerei, diese edle Zeichenscheiße, diese ganze ekelhafte Auschwitzeinverleiberei (wennse wissen was ich meine) distanz- und selbstkritiklos dacapo flott abfeiern, das gehört Ihnen hiemit mitten ins Angesicht gesagt.

Konkret 12/02, S. 58

Ludwig Seyfarth

Sphären der Gewalt

Manchmal sieht man nur noch Gespenster. Über den Maler Daniel Richter

Man kann schließlich nicht alles ernst nehmen. »Ein Szenestar flir- tet mit dem Historienbild« und zeigt außerdem nur Arbeiten, die zwischen 2000 und 2002 entstanden sind. Da kommt ein deutsches Museum seinem Kulturauf-trag wohl nur unzureichend nach. Im Feuilleton der »FAZ« (30.10.02) sieht Georg Imdahl einen »rastlosen Dauerfuror« walten, in dem Daniel Richter »Stile und Etappen« vermenge.

26 großformatige Gemälde sind im Düsseldorfer K 21 zu sehen, nahezu die Gesamtproduktion der »figurativen« Periode des Künstlers. Zuvor hatte der 1962 in Eutin geborene, in Hamburg künstlerisch ausgebildete Daniel Richter ungegenständlich gemalt. Auf diesen früheren Bildern laufen schmalere und breitere farbige Linien wie Schnüre ineinander, bis sie fast die gesamte Bildfläche ausfüllen. Darin vergleichbar Albert Oehlen, der in den neunziger Jahren zum ungegenständlichen Maler wurde und dessen Assistent er längere Zeit war, klopft Richter das vermeintlich längst ausgelutschte Standardrepertoire der modernen Malerei am Ende des 20. Jahrhunderts noch einmal ab, läßt die Varianten der Abstraktion in bewußtem Stileklektizismus Revue passieren.

Zufällig oder absichtlich passend zum Millenniumswechsel schien Richter dieses Repertoire ausgeschöpft. Nun laufen nicht mehr Farben und Formen, sondern merkwürdig gesichtslose Gruppen oder Horden von Menschen durch seine Bilder. Stets herrscht eine Atmosphäre latenter oder akuter Gewalt. Die Szenerie spielt meist auf der Straße, vor einer Kaufhausfassade oder irgendwo im Wald. Wurden schon die abstrakten Bilder mit dem musikalischen Sampling in Verbindung gebracht, bedient sich Richter auch bei den Figurenbildern unterschiedlichster Quellen. Das kann das Pressefoto eines Bombenkraters in Kabul oder eines Überfalls auf die US-Botschaft in Tansania 1998 sein. Und Richter kennt sich, anders als andere heutige Künstler, auch gut in der Kunstgeschichte aus. Man findet deutliche oder vage Reminiszenzen an Delacroix, Géricault, Manet, Bonnard oder George Grosz. Ganz dezidiert zitiert ist der im Westen wenig bekannte russische Realist Wassili Surikow, der in seinen Historienbildern Ende des 19. Jahrhunderts die Partei des Volkes ergriff. Ein Mädchen mit Puppe und ein Soldat Surikows tauchen in Richters Gemälde »Gedion« auf.

Politisch sieht sich Richter als Linksradikaler. Das wird auch in den literarischen Referenzen deutlich, die er in der Ausstellung und im Katalog herstellt. Hier sind Buchcover von Max Hoelz und Georg K. Glaser abgebildet, Autoren, die für Richter »gescheiterte Kommunisten« sind. Eine weitere, weniger dezidiert politisch motivierte Vorliebe Richters gilt dem Hamburger Schriftsteller Hubert Fichte, auf dessen poetisch-ethnologischen Roman *Detlevs Imitationen »Grünspan«* (1971) der Ausstellungstitel zurückgeht (daß der Zentralbankchef der USA Greenspan heißt, würde ins politisch-kritische Assoziationsfeld passen). Auch für Richters erste große Museumsausstellung 1991 in der Kieler Kunsthalle stand ein deutscher Romantitel Pate: Heinrich Bölls *Billard um halbzehn*.

Aber alle Bücher, Plattencover und anderen Accessoires, die Richter mit ausstellt (in Kiel extensiver als jetzt in Düsseldorf), sind letztlich nicht mehr als Beigaben und Assoziationshilfen, auf die man sich einlassen kann, aber nicht muß. So wichtig Richter die Bildinhalte sind, denkt er doch in erster Linie als Maler und nimmt eine fast klassische Position ein, die im heutigen, von nie gekannter Medienvielfalt geprägten Kunstgeschehen auf den ersten Blick ziemlich konservativ wirkt. Richter geht nämlich auch mit den Bildwelten anderer Medien anders um als die Maler, die sich dem fotografischen, dem Film- und Videobild oder der digitalen Simulation nähern und diese Bilderfahrungen gleichsam in die Malerei »rückübersetzen«, wie es unterschiedlichste Künstlerpersönlichkeiten von Gerhard Richter bis David Reed taten oder tun.

Daniel Richter versucht nicht, die Effekte anderer Bildmedien zu »imitieren«. Er hat sich an der Kunstgeschichte geschult und an den Möglichkeiten der Abstraktion, ohne deren Erfahrung er, wie er betont, kaum in der Lage gewesen wäre, seine großformatigen Figurenbilder überzeugend zu komponieren und aufzubauen. Dennoch ist Richters Blick nicht auf Malereiprobleme an sich gerichtet, sondern auf die Probleme der Welt, die ihm, wie uns allen, zum großen Teil über Medienbilder vermittelt werden. Wenn sich Richter auf Foto- oder andere Vorlagen bezieht, zieht er allerdings vor allem das Motiv heraus und nicht die medialen Eigenschaften des Bildes.

Richters Bildtitel »Warum ich kein Konservativer bin« ist vielleicht weniger politisch-ideologisch gemeint als eine Selbstbehauptung des Malers, der stur auf seiner klassischen Position verharrt. Mit Videokunst etwa kann er, wie er sagt, wenig anfangen. Gerade weil Richter sich anderen Medien nicht vermittelnd »annähert«, kehrt in seinen Bildern etwas von dem naiven Erstaunen und Erschrecken zurück, das beispielsweise die ersten fotografischen Bilder erzeugten. Ein Foto als eine »Abbildung« der Welt zu akzeptieren, bedeutet einen kulturellen Lernprozeß, der die archaische Angst vor dem Fotografiertwerden überwindet, die glaubt, mit dem Bild würde einem alles Mögliche weggenommen, wenn nicht gar die Seele. Die Immaterialität des Fotos, aber auch des Films und der anderen neuen Bildmedien zeigt eine Geister-, eine Gespensterwelt, die in eine chemische Schicht eingesperrt und gebannt worden ist, damit sie langsam als gewohnte Realität

akzeptiert werden kann. Richters Figuren wirken oft unkörperlich flach, wie in die Fläche gequetscht, manchmal wie von flüssiger, auslaufender Konsistenz. Und sie haben ihre Ahnen, etwa im 19. Jahrhundert, als die Maler auf die Herausforderung der Fotografie zu reagieren begannen.

Manets wie starr eingefrorene oder Degas' in merkwürdig verrenkten Posen innehaltende Figuren waren die ersten Zombies, welche die Maler dem Automatismus des fotografischen Bildes entgegenstellten. Näher als es auf den ersten Blick scheint, stehen sie den Geistern und spirituellen Erscheinungen, die man fotografisch endlich sichtbar machen zu können glaubte und oft auch wissentlich betrügerisch dem gierigen Publikum vorführte.

Chimären und Gespenster sind, neben den Spielarten der Abstraktion, eine andere Tradition, welche die Moderne – unter Rückgriff auf Bosch, Brueghel und mittelalterliche Geisterwelten – durchzieht: in den Arbeiten von Malern, die bei einzelnen Motiven auf Richters Bildern dem Betrachter in den Sinn kommen: Goya, Edvard Munch, James Ensor, Otto Dix, Max Ernst. »Die schemenhaften Figuren mit den tumben Augenhöhlen in den Grimassen«, die der »FAZ«-Rezensent in ihrer »stereotypen Wiederholung« als Schwäche des Malers Richter wahrnimmt, lassen sich auch als legitime Erben der Geister und Untoten sehen, die in der gegenständlichen modernen Kunst nicht nur im surrealistischen Umfeld ihr Unwesen treiben.

Überall dort, wo Geister oder Märchenfiguren auftauchen, gleich einen mythisierenden Irrationalismus zu wittern, geht nicht erst bei Richter am Wesentlichen vorbei. Die Frage ist schließlich, wo die Gespenster herkommen und ob nicht das Politische der Bilder, das bei einem so dezidiert politisch denkenden Menschen wie Richter, der einst in der Hamburger Hausbesetzerszene aktiv war, von manchen Leuten vermißt wird, gerade hier zu suchen wäre. Das Politische, das Richter malt, ist nicht das ideologische Bekenntnis oder Statement, sondern das diffus sich in den Köpfen Festsetzende und Angstbesetzte, das die vermeintlich rationalen Auseinandersetzungen um rechte oder linke Gewalt oder um islamischen, israelischen oder russischen »Terrorismus« bestimmt. Schon Goyas Gespenster waren politische, und gleichzeitig der Versuch eines Malers, der Drohung des atavistischen Rückschlags seine bildnerische Bannung entgegenzuhalten, wie es im 20. Jahrhundert die Bilder Francis Bacons tun, deren Gestalten die Haut abgezogen scheint, um die dahinterliegende kreatürliche Fratze zu offenbaren. Hier geht es nicht um »Darstellung« von Realität, sondern die Malerei bietet Vorstellungsbilder an, die eher Kommentare oder Gleichnisse über den Zustand der Welt sind, als daß sie diese abbilden.

Wo Malerei explizit politisch sein will, überzeugt sie heute am ehesten, wenn sie nicht Ereignisse »darstellt«, sondern sich ihrer Präsenz oder Verdrängung im individuellen oder kollektiven Gedächtnis zuwendet. Im Belgischen Pavillon auf der Biennale in Venedig 2001 (siehe KONKRET 11/01) war eine Reihe von Gemälden Luc Tuymans' zu sehen, die um einen dunklen Fleck in der Geschichte seines Landes kreiste. Patrice Lumumba, erster Präsident des 1960 von Belgien unabhängig gewordenen Kongo, war am 17. August 1961 umgebracht worden. Die genauen Umstände wurden nie aufgeklärt, die Verwicklung der ehemaligen Kolonialmacht in die Tat vertuscht. Tuymans' Bilder sind ein Versuch, Umgang mit Geschichte präzise zu kommentieren. Historische Fotos reduziert er auf Andeutungen und Valeurs, zu einem ästhetischen Kommentar über verblassende Erinnerung und bewußte Vertuschung. Umstritten blieb sein Versuch politischer Malerei allemal. In der »FAZ« rühmte Thomas Wagner, »wie subtil Tuymans die Malerei als Mittel der Evokation« einsetze, für Silke Müller wurde Tuymans in »Art« zum »raunenden Illustrator«. Was aber illustriert werden sollte, gäbe es die Einstimmung der Betrachter durch thematische Rahmen nicht, ist fraglich. Das gilt auch für Tuymans' Auseinandersetzung mit der Erinnerung an die Nazizeit, die er unter anderem 2001 im Hamburger Bahnhof in Berlin vorführte. Darauf, daß die schattenhaft verdunkelte Gestalt auf einem Bild von 1998 »Himmler« sein soll, würde man ohne den Bildtitel kaum kommen.

Ähnliches gilt für die Bilder des Hamburger Malers Christoph Krämer, die 1998 im Hamburger Kunsthaus und im Oldenburger Stadtmuseum unter dem Titel »Standort Auschwitz« ausgestellt waren. Nur umrißhaft erkennbar sind Menschen, die sich an irgendwelchen Maschinen und Apparaten zu schaffen machen, ein andermal richten zwei Personen eine Art Zange nach unten. Liegt dort ein menschlicher Körper? Auf einem anderen Gemälde scheint eine medizinische Untersuchung stattzufinden. Die naheliegende Frage, ob sich das Grauen im KZ überhaupt malen läßt, muß unumwunden verneint werden. Aber das spricht nicht gegen die Bilder, die gerade dadurch, daß sie mit nüchterner Distanz die psychische Beteiligung nicht thematisieren, die von Hannah Arendt konstatierte »Banalität des Bösen« noch stärker hervortreten lassen als ein Foto, das bei aller emotionalen Distanz stets die Unmittelbarkeit der Zeugenschaft impliziert.

Das Psychische, das Krämer ausspart, tritt bei Daniel Richter deutlich hervor, dessen Bilder auch mit Tuymans' andeutenden Gesten wenig gemein haben. Krämer und Tuymans stellen mit ihrer Malerei auf unterschiedliche Weise ihr Medium auch grundsätzlich in Frage. Sie loten aus, darin gleichsam »noch« modern, ob und was man überhaupt noch malen kann. Ein derart gebrochenes Selbstbewußtsein als Maler ist bei Richter nicht erkennbar. Sein Terrain sind nicht das Kleinformat und das Fragmentarische, das Tuymans mit seinem auf der diesjährigen Documenta gezeigten Bildensemble wenig erfolgreich verließ, sondern er sucht die Herausforderung der großen Leinwand, die auch formal bewältigt werden muß. Ob ihm das in den letzten zwei Jahren 26mal gelungen ist, mag dahingestellt sein. Allein in ihrer koloristischen Leuchtkraft sind die Bilder fast durchgehend beeindruckend.

Mögen muß man sie trotzdem nicht, aber wer wie Georg Imdahl nur den »rastlosen Furor« eines »Szenestars« walten sieht, der wahllos zusammensampelt, erkennt vor lauter geisterhaften Gestalten das Gespenst nicht, das den eigenen Blick trübt. Es ist das Gespenst der Mode, welches das bürgerliche Feuilleton überall dort ausmacht, wo Kritiker, Kunstmarkt und Kuratoren auf etwas einsteigen, das sich noch nicht im Museumskontext bewährt hat. Warum aber soll ein Museum nicht zeigen, was gerade in der Diskussion ist? Man könnte dem K 21 umgekehrt vorwerfen, aus einer aktuellen, im Prozeß befindlichen malerischen Produktion zumindest im Katalog schon ein akzeptiertes Œuvre machen zu wollen. Die Textbeiträge bombardieren die Leser mit nahezu allem kunsthistorischen Wissen, das sich noch in die Nischen der Bilder stopfen läßt. Aber wer ist die merkwürdige Phalanx von Gestalten mit Hunden, der Richter den Titel »Dog Planet« gegeben hat? Es ist vielleicht das simpelste der 26 Bilder, aber dennoch läßt es konsequent in der Schwebe, ob es sich um Polizisten, Hooligans oder eine Filmszene aus »Planet der Affen« handelt. Gerade die gezielte Offenheit einer ansonsten ziemlich eindeutig wirkenden Szenerie macht das Bild, und eben nicht nur das Motiv, beunruhigend.

Die Ausstellung läuft noch bis zum 19. Januar 2003. Der Katalog (Kerber Verlag, Bielefeld) kostet 23 Euro.

Ludwig Seyfarth schrieb in KONKRET 9/02 über die Documenta 11

Konkret 12/02, S. 60

Thomas Behlert

Melodie & Rh□ thmus

Div.: In meinem wilden Her□ en. BMG Classics

Hin und wieder gönne ich meinen, nun doch schon zur Brille neigenden, Augen eine Pause. Ich schließe sie, lege alle Bücher beiseite und greife zu musikalisch-literarischen Alben, die angeblich das Druckerzeugnis voll und ganz ersetzen sollen. Die CD »Never Sell Your Soul« aus dem Hause Zomba, die HipHop-Vertonungen von Hermann-Hesse-Texten versammelt, verfehlt diesen Anspruch nur knapp. Da der Schriftsteller in diesem Jahr angeblich von der Jugend wiederentdeckt wurde, war es nur eine Frage der Zeit, bis sich der unsägliche Thomas D., Glashaus und Xavier Naidoo, die selbst einen Autor wie Hesse vorher bestimmt nie gelesen haben, an seinen Ergüssen versuchen.

Aber hier möchte ich über eine schlimmere Schandtat singender Menschen berichten: den Sampler mit Rilke-Vertonungen »In meinem wilden Herzen«. Der kommerzielle Erfolg vom Rilke-Projekt »Bis an alle Sterne« aus dem vergangenen Jahr ließ schon lange vermuten, daß Teil 2 bald folgen würde. Im ersten Teil hießen die »großen Künstler unserer Zeit« unter anderem Moshammer, Maffay und Naidoo. Schlimmer kann es nicht kommen, dachte ich bis zu der Sekunde, an dem ich das neue Album ins Abspielgerät legte. Es kam schlimmer: Der Schmachtsänger Laith Al-Deen beschäftigt sich mit Dingen, die ihm nie widerfahren werden. Udo Lindenberg benuschelt die »Einsamkeit«. An Rilke mag er besonders »den Sound der Sprache«. Ihm zur Seite haben Richard Schönherz und Angelica Fleer, die für das Projekt verantwortlich zeichnen, den jugendlichen Jazztrompeter Till Brönner gestellt. Brönner scheint der Retter für alternde Musiker zu sein. Vor einiger Zeit verpaßte er Manfred Krug etwas Frische, nun bläst er Udo Lindenbergs Gehirn wieder frei.

Schon wollte ich das glänzende Teil aus dem Apparat holen, denn die beteiligten Schauspieler Karlheinz Böhm, Veronica Ferres und Hanna Schygulla kamen mir vor, als ob sie ihren Text für die nächste Vorabendserie vor sich hin murmeln, da traf mich ein Name genau zwischen die Ohren: Klaus Meine. Der Vorarbeiter der Altrockcombo Scorpions sollte diesmal wohl den Moshammer abgeben. Zusammen mit der bayrischen HipHop-Trine Zabine zitiert er »Bis wohin reicht mein Leben«.

Ich streifte mir die Kopfhörer vom Kopf und griff voller Vorfreude zu einem bereitgelegten Band Rilke: »Was sind denn das für Wesen, die man zuletzt wegschrecken muß mit Gift?«

Konkret 12/02, S. 60

Martin B□ sser

Melodie & Rh□ thmus

Heiner Goebbels / Ensemble Modern / Josef Bierbichler: Eislermaterial. ECM

Der Komponist Heiner Goebbels kann auf eine musikalisch bewegte Vergangenheit zurückblicken, die von Improvisation über Straßenmusik (Sogenanntes Linksradikales Blasorchester) bis zu No-Wave-Rock (Cassiber) reicht und die doch Kontinuität aufweist. Bei all diesen Ansätzen ging es ihm um eine vorwiegend ästhetische Umsetzung politischer Ideen, also darum, die Notwendigkeit, bestehende Verhältnisse zu verändern, nicht primär didaktisch, sondern sinnlich zu vermitteln. »Wir waren«, schreibt Goebbels im Beiheft über die »71er«, »vielleicht als erste Generation in der Lage, uns wieder zu öffnen und Musik nicht nur als bürgerlich abzutun.«

Hanns Eisler spielt in diesem Zusammenhang eine große Rolle: Bereits 1976 veröffentlichte Goebbels mit »Hommage/Vier Fäuste für Hanns Eisler« eine stark vom Freejazz beeinflußte Platte, die sich gegen die einseitige Lesart wandte, die Eisler nur als strengen Lehrmeister der Revolution interpretierte. Gegen eine allzu orthodoxe Umsetzung richtet sich auch »Eislermaterial«, mit dem Ensemble Modern und einem gerade in seiner gesanglich konzentrierten Zurückhaltung intensiven Josef Bierbichler eingespielt. Ein bißchen Sampling und Freejazz-Einlagen können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß »Eislermaterial« eine vergleichsweise werkgetreue Interpretation bietet, die mit dem wilden Goebbels der Siebziger nur noch wenig zu tun hat. Goebbels hat im Gegenteil nicht die kämpferischen, sondern vorwiegend die melancholischen Stücke Eislers ausgewählt, darunter »Und ich werde nicht mehr sehen / das Land aus dem ich gekommen bin« (nach Brecht).

Die Bandbreite von »Eislermaterial«, die von Liedern über Orchesterstücke bis zu aus Eislers Werdegang erzählenden Textcollagen reicht, wirkt am Ende allerdings ihrerseits so didaktisch wie für den Schulunterricht zusammengestellt. Alle, die mit Freejazz, Industrial, Hardcore und ähnlichen Extremspielarten sozialisiert worden sind, werden die kurzen Brötz- und Fiep-Ausbrüche, die klingen, als hätte sich John Zorn ins falsche Studio verirrt, eher als bemüht empfinden. Soll das nun ein konservatives Abonnentenpublikum aufschrecken oder gar eine bereits falsch imaginierte Jugend zu Eisler führen? Gerade an jenen Stellen, an denen Goebbels mit Eisler unkonventionell umgehen möchte, verkehrt sich die Wildheit ins Blasierte.

Um so schöner sind die dezent instrumentierten, fast schon minimalistischen Nummern, darunter das letzte Stück nach einem Text von Peter Altenberg: »Und endlich stirbt die Sehnsucht doch / wie Blüten sterben im Kellerloch, / die täglich auf ein bißchen Sonne warten.« Diese knappen zwei Minuten zeigen, daß eine zeitgemäße Interpretation ohne krampfhaften Crossover durchaus materialgerecht möglich ist.

Konkret 12/02, S. 60

Michael Sailer

Melodie & Rh□ thmus

Einst□ r□ ende Neubauten: Zeichnungen des Patienten O. T.; □ Mensch; F□ nf auf der nach oben offenen Richterskala; Haus d L□ ge; 9-15-2000, Brussels. Potomak/Indigo

Anfangs war das faszinierend und spannend – Dekonstruktion, Zerstörung der gängigen, öden, faden Popmusik, Herstellung eines minimalistisch schimmernden Neubeginns. Ich habe mich damals lange geweigert, Neubauten-Platten anzuhören; vielleicht ahnte ich die Enttäuschung über die Konventionalität und Banalität dessen, was da wirklich geschah; auch über das deutsche Feuilleton, das sich den Humbug aufbinden ließ.

Die Zeit hat das Urteil gemildert. Daß sie aus Blixa Bargelds Ergüssen keine Poesie schmieden würde, war aber klar. Man schwankt zwischen Belustigung über die tösende Pseudowichtigkeit der Posen, die Selbstverliebtheit und Autoidolatrie, in der Bargeld seine »Säääähnsacht!□bekräht, über ein Pathos, das auf Stelzen daherkommt, die nicht hoch genug sind, um dem Blick zu entziehen, daß da oben gar keiner steht – und dem Gedanken: irgendwie schade, es wäre soviel zu erzählen gewesen.

Musikalisch sind die Neubauten besser gealtert. »Zeichnungen des Patienten O. T.« (1983) sind Beginn und Höhepunkt einer Reise ins entfesselte Experiment, das am hörenswertesten ist, wenn sich das Bolzen und Wüten momentweise von seinen Verursachern löst. Danach war die giftige Luft weitgehend raus. Die Rhythmen folgen nun überwiegend simplen Rockstandards; Versuche in Richtung körperlicher Umsetzung von Technovorgaben und Discoanleihen fallen hinter die Marken zurück, die die Krautrockgeneration gesetzt hatte. Ähnliches gilt für den Einsatz außermusikalischer Geräusche. Es ist ja auch das Effektehaschen eine undankbare Tätigkeit: Nichts ist älter als die Sound-Sensation von gestern.

Es lohnt sich, hindurchzuhören durch die lärmende Oberfläche und die Feinheiten der Arrangements, die schwere Süße mancher Melodiebögen zu genießen. Da lauert Erstaunliches, etwa die Erkenntnis, wie gut diese Musik als Soundtrack funktioniert.

Das gleichzeitig veröffentlichte Livealbum zeigt, wohin man so kommt, wenn man nicht aufhört: Zwar treibt das rudimentäre Songwriting, das in der vom Leerlauf des Lärms hinterlassenen Wüste keimt, manch hübsche Blüte, die aber unter der aufgezwungenen Wichtigkeit schwer zu tragen hat. Und Bargeld klingt heute wie eine schlecht beratene, den Feinheiten der deutschen Sprache gänzlich abholde Schwester von Hildegard Knef, die sich für Herbert Grönemeyer hält.

Konkret 12/02, S. 61

Klaus Smit

Platte des Monats

Godspeed You! Black Emperor: Yanqui U.X.O. Constellation/Efa

Richtige Kollektive, die als solche arbeiten und funktionieren, gibt es in der populären Musik eher selten. Auch wenn die meisten nicht müde werden zu behaupten, daß bei ihnen in der Band alle das gleiche Mitspracherecht haben, so gibt es doch meist einen Leithammel, der den Zusammenhang stiftet. Eigentlich immer sind diese Anführer auch die kreativen Köpfe der Band, was wiederum erklärt, weshalb man nach Auflösung einer solchen fast nur vom »Leader« wieder was hört.

So richtig wenig zu zählen gibt es aber erst, wenn man danach fragt, bei welchen Bands man ein kollektives Arbeitsprinzip nicht nur unterstellen, sondern auch in ihrer Musik wahrnehmen kann. Neben der Menschenansammlung, um die es hier gehen soll, sind die holländischen Anarchos The Ex vielleicht diejenigen, die dieses Prinzip am deutlichsten für sich in Anspruch nehmen. Die New Yorker Band Sonic Youth, mit denen The Ex gerade zusammen Aufnahmen gemacht haben, soll in diesem Zusammenhang auch nicht unerwähnt bleiben.

Godspeed You! Black Emperor, ein Kollektiv aus der Hausbesetzerszene im kanadischen Montreal, veröffentlicht seit 1994 Platten und Kassetten und unterscheidet sich von den beiden genannten Gruppen zum einen durch die Anzahl der Leute, aus denen es sich zusammensetzt. Offiziell zählten zum Line-up mal 15 Personen, an Konzerten waren aber auch schon Musiker beteiligt, die nirgends namentlich genannt wurden, so daß einige bereits von zirka 20 Bandmitgliedern sprechen. Zur Zeit besteht GYBE aus neun Menschen plus einem, der bei Auftritten die Filme beisteuert: Roger Tellier-Craig, Efrim Menuck und David Bryant (Gitarre), Norsola Johnson (Cello), Mauro Pezzente und Thierry Amar (Baß), Sophie Trudeau (Violine), Aidan Girt und Bruce Cawdron (Percussion). Dabei sind viele der Musiker quasi nebenbei noch an unzähligen anderen Projekten beteiligt, als da wären: A Silver Mount Zion, Bakunin’s Bum, Fly Pan Am, Set Fire To Flames, Molasses und Shalabi Effect, um nur die bekanntesten zu nennen.

Mit dieser Instrumentierung ist die Musik selbstredend das andere Unterscheidungsmerkmal. GYBE-Musik ist ausufernd, orchestral und verzichtet gänzlich auf den Einsatz von Gesang. Selten sind die Stücke kürzer als zehn Minuten, immer bestehen sie aus vielerlei Repetitionen. Und sie sind dunkel. Es gibt nicht viel Hoffnung in dieser Welt aus Wut, Melancholie und Schmerz, die wie ein Spiegel der politischen Auffassung funktioniert, auf die sich dieses durch und durch demokratische Kollektiv hat einigen können. Dominant sind die Gitarren, deren Akkorde über lange Strecken hinweg ein Thema bearbeiten, bevor sie irgendwo auf der langen Strecke nach fulminanten Überlappungen kollabieren, und akzentuiert sind die Streicher, die wie in der Minimal Music immer wiederkehren, bevor sie mal einen anderen Weg einschlagen. Selten endet ein Stück so, wie es begonnen hat, immer fragt man sich am Schluß, wie man denn jetzt wieder hier gelandet ist.

Dabei gibt es durchaus eine Dramaturgie in den Stücken, sie verzichtet aber gänzlich auf Dramatik. Vielmehr geht es darum, wie Kleinigkeiten etwas verändern können, wenn sie nur eindringlich genug sind. Oder mit den Worten der Band: »We hope still, a little resistance always may be. Stubborn tiny lights vs. clustering darkness forever OK?« So beginnt der großartige erste Teil von »Motherfucker = Redeemer« mit einer sich wunderschön in sich wiederholenden, sehr leisen und feinen Gitarrenpassage, die sich im Laufe des Stücks zum Orkan auswächst, die Streicher zu fulminanten Höhenflügen verleitet, bis auch Baß und Schlagzeug in den Rhythmus einfallen und alles immer lauter wird. Nach einiger Zeit gibt es einen Bruch, aus dem nur die Gitarrenmelodie wieder auftaucht, bevor es wesentlich langsamer, gedehnter und vollkommen anders weitergeht.

Es geht niemals um die große Geste, es geht um Kleinigkeiten, um das winzige Licht im Dunkeln. Diese Herangehensweise findet man laufend in der Musik von GYBE, beim Label Constellation wie bei der Band und ihren Aussagen, die in Interviews immer durch mehrere Reflexionsebenen gehen müssen, damit sie auch allen aus der Gruppe gerecht werden. Dabei wird auch in Kauf genommen, daß manchmal nicht so richtig deutlich wird, worum es eigentlich geht. Das beginnt beim kryptischen Plattentitel »Yanqui U.X.O.«, zu dem es gerade noch die Erläuterung »U.X.O. is unexploded ordnance is landmines is cluster bombs« gibt (Yanqui ist wohl eine kanadische Schreibweise für Yankee und u. a. in einem Song von Bruce Cockburn zu finden), und führt bis zum Cover-Artwork.

So ist auf der Rückseite von »Yanqui U.X.O.« eine Zeichnung zu finden, die von der Plattenfirma als »map of evil« bezeichnet wird und in der die Verflechtungen der vier großen Plattenfirmen mit der Rüstungsindustrie detailliert aufgezeigt werden (Emi gehört allerdings nicht, wie hier ausgewiesen, zum AOL-Time-Warner-Konzern). So erfährt auch der blödeste Plattenkonsument, wer wo dahintersteckt und was man so mitfinanziert. Dabei weist die Band ausdrücklich darauf hin, daß es eigentlich gar keine Chance gibt, diesen Global Players zu entgehen und sie auch selbst immer wieder damit in Verbindung stehen, ob sie wollen oder nicht: Ihre Platten werden in Superstores halt ebenso verkauft wie beim

kleinen Versender oder Händler um die Ecke. Daher weisen die Pfeile in der Zeichnung alle wie zwangsläufig auf den Plattentitel, gerade so, als wären es diese Umstände, die sie hervorgebracht hätten. (Wem die graphische Umsetzung der Firmenzusammenhänge nicht reicht, der sei auf die Constellation-Homepage unter www.cstrecords.

com verwiesen, dort gibt es einen erläuternden Text.)

GYBE versuchen schon seit Jahren, sich den Logiken des Marktes zu entziehen, die Kontrolle über die Produkte ihrer Arbeit zu behalten und auf eine bescheidene Weise Einfluß zu nehmen. Das ständige Scheitern, das Gegen-die-Wand-Fahren ist vorprogrammiert, es frustriert die Band und treibt sie doch an, immer vehementer aufzuschreien. So ist »Yanqui U.X.O.« zweifelsohne die lauteste Platte, die die Kanadier jemals gemacht haben, woran Produzent Steve Albini einen wesentlichen Anteil haben dürfte. Sämtliche Sound-Schnipseleien und Aufnahmen von der Straße, die noch auf dem Vorgänger »Lift Yr. Skinny Fists Like Antennas To Heaven!« zu hören waren und die Musik inhaltlich konkret machten, fehlen hier. Dennoch ist »Yanqui U.X.O.« nicht nur die musikalisch zielstrebigste Platte der Band – nie zuvor ist es GYBE gelungen, ihr Leiden an der Welt derart nachvollziehbar zu vermitteln.

Konkret 12/02, S. 62

Georg Seeßlen

KEIN SCHÖNER LAND - Das Bild hinter Spax

Auf der Suche nach der Kunst im Baumarkt

Ein Baumarkt ist eine Welt für sich, ein Ort, an dem der Traum von einem »behaglichen« Eigenheim, von einem »üppigen« Garten, von einem »gemütlichen« Zuhause in winzige kleine Häppchen zerlegt ist. Aber geht es wirklich bloß um diesen Eigenheim-Traum, der im Baumarkt so erfüllbar scheint, obwohl doch eine Schraube hier so unverschämt teuer zu sein scheint, weil sie nur in Großpackungen angeboten wird, die das Eigenheim mit industriellem Abfall füllen, bevor es überhaupt errichtet ist? Daß andererseits jedes Einzelteil für sich immerhin erschwinglich ist, macht diesen Traum so schön. Jedes Kaktustöpfchen verspricht eine ganz eigene Welt. Nur für uns zum Bewohnen. Und zum Gucken für den Rest.

Je kleiner die Häppchen, desto unergründlicher ist das Verhältnis von Preis und Leistung. Der Baumarkt ist der Ort, an dem sich alles noch einmal wiederholt: die lebenslange Verschuldung des Häuslebauers, die absurde semiotische Füllung, die der Alltag darin verlangt. Und dann ist der Baumarkt natürlich auch eine Metapher auf die Perversion des »Handwerklichen« in der bunten Welt des Spätkapitalismus. Je leichter der allgemeine Zugriff auf das in seinem Angebot inkorporierte Handwerkliche, desto weniger Chancen hat es in der Praxis. »Selber machen / leicht gemacht« – das geht nur, wenn alle Dinge zueinander passen und füreinander gemacht sind. Die Grenzen zwischen dem Hobby-Heimwerker und dem Profi sollen hier verschwimmen, was sie jedoch nur scheinbar tun: Die Begegnung von Selbermacher und Post-Handwerker in einem modernen Baumarkt ist eine arbeits- und ständegeschichtliche Katastrophe, die aber glücklicherweise niemand bemerkt.

Das Tolle an einem Baumarkt ist seine Ordnung, die schon die Ordnung im eigenen Heim vorwegnimmt. Die Systeme der Problemlösungen scheinen von einem handwerklichen Fach- und Geheimwissen in ein allgemeines Empfinden der Welt umzuschlagen; die freundlichen, uniformierten Menschen, die in dieser Ordnung beratend und beruhigend tätig sind, unterscheiden sich von den Eisenwarenhändlern von einst, die mit traumhafter Sicherheit das Richtige aus ihrem scheinbaren Chaos herausfanden. Die Ordnung in einem Baumarkt funktioniert dagegen wie eine präfabrizierte Ideologie.

Die Geschlechterordnung im Baumarkt

Möglicherweise konstruiert der Baumarkt nicht nur den Traum, sondern auch den Träumer – einen »Bauherren«, oder, seltener, eine »Bauherrin«. Wenn sich bei Ikea die Welt auf eine unergründliche Weise verweiblicht, so wird sie in einem Baumarkt vermännlicht. Bei Ikea bekommt der Mann Migräne und möchte sich am liebsten in Textilien kuscheln, im Bauhaus kann die dazu bereite Frau einen kräftigen Schritt entwickeln, Befehle austauschen, Kumpelhaftigkeit vortäuschen und Worte wie »Dachlatte, gehobelt«, »Holzfaserdämmplatte« oder »Spaxschrauben« aufsagen, als wäre sie dafür und nicht für die Kinder geboren, die ja unterdessen schon mal bei den Postern in den praktischen Drehschränken klackblättern können.

Die Konstruktion der Geschlechterrollen in der Praxis des Baumarktes wird indes gern im angestammten Sinne vorgenommen. Der geübte Baumarkt-Verkäufer verwandelt den Mann stante pede in einen »Fachmann«, die Frau in eine »Hausfrau«. Für Familien, in denen die Rollen noch nicht klar verteilt sind, kann ein Baumarkt zur Hölle und zum Schlachtfeld werden. Für andere soll er das schiere Paradies bedeuten.

Hier also träumt sich das Eigenheim seinen männlichen Teil. Der muß irgendwie eingreifen, aufbauen, hineinbohren. Er muß dämmen, pumpen, Rohre verlegen, bündig machen und flexen, vor allem flexen, mit einer Flex natürlich. So ein Haus ist nicht nur praktisch und finanzierbar, es besteht neben Pfusch und Rechtsstreitereien vor allem aus »Eigenleistungen«. Das Problem ist: Wie schaffe ich es, daß mein Haus meine Eigenleistungen auch ausdrückt, in einer Welt, in der sowieso alles gleich ausschaut? Der Baumarkt gibt eine Antwort darauf. Dort wird jeder Mensch zum Handwerker, der eine scheinbare Lösung für ein scheinbares Problem sucht (in Wirklichkeit funktioniert der Baumarkt ökonomisch nur, weil man meistens die falschen Lösungen wählt: »Ja, haben Sie denn nicht daran gedacht, einen Flansch zwischen die Sprengringe zu ziehen?«). Der Baumarkt bietet aber auch ein System der Ästhetisierung.

Von der Badegarnitur bis zum Gartenmöbel gibt alles zu erkennen, was man eigentlich mit Haus oder Wohnung schaffen will: ein Zeichensystem, in dem ganz klar wird, wer »Er«, »Sie«, »Es« ist, wo das Handtuch für Karl-Heinz, Susi und für »Gäste« hängt, wie man »Sichtblenden« einfügt und wie man sich mit einem »Bewegungsmelder« sichert. Die innere Ordnung braucht auch eine äußere Ordnung. Die Familie als Projekt will nicht nur perfekt be»zeichnet«, sie muß auch geschützt werden. Wenn man schlecht gelaunt ist, kann man einen Baumarkt auch wie einen Alptraum durchwandern: Im Grunde ist fast alles, was hier angeboten wird, ein Fetisch zur Abwehr von Angst. Angst vor der Instabilität, dem

Eindringen, dem Grenzverlust und der Undichte.

Der Wandschmuck

Wenn das Haus eingerichtet ist, kommen die Bilder, die man an die Wand hängt. Die Zigeunerin, den röhrenden Hirsch und das tosende Meer gibt es noch immer. Daneben Clowns, Bergseen, Capri-Grotten. Auch Drucke im Rahmen, die etwas moderner sein sollen. Und als letztes, für Flur, Kinderzimmer und Klo, das Poster.

Ursprünglich war das Poster eine Alternative zum Gemälde im Wohnzimmer der Kleinbürgerwohnung. Massenkultur mit Originalitätsanspruch im Einsatz gegen Handwerkskunst. Mittlerweile ist nicht nur das Poster wohnzimmerfähig geworden. Es sind unendlich viele Mischformen entstanden, und sogar die Übergänge zwischen Kinder-, Wohnzimmer und Altersheim sind fließend geworden. Auch hier beobachten wir eine doppelte Bewegung: die Auflösung und die Ordnung. Das ästhetische System der Kunst im Bauhaus ist primär offen, jedes neuentwickelte Bildsystem, Schumachers Ferrari oder die »Simpsons«, wird so schnell wie möglich integriert.

Was man allerdings nicht mehr erwarten darf, ist eine klare Linie, eine Grenze, eine Generationendifferenz, einen Krieg der Codes. Pokemon, Kätzchen, Picasso, Che Guevera, Playmates und »Lustige Klosprüche«, so blättert es sich im Baumarktständer. Das erscheint so lange chaotisch, bis man das Angebot bei der Konkurrenz durchgeht und bemerkt, daß es da nur minimale Abweichungen gibt.

In der Kunstabteilung

Zur Abteilung von »Wir für die Außenwelt« (Wohnzimmer) kommt etwas, was den Status des Posters überschreitet, ein »Kunstdruck«, etwas, das nach einem Rahmen und nach Dauer verlangt. Da wird die Auswahl schwieriger (zumal die Anschaffung nicht ganz billig ist). So wie wir in den anderen »Straßen« des Baumarkts den Zauber der Häckselung der Welt als Übertragung technischer Kompetenz auf niemand anderen als auf uns selbst erleben, so erleben wir in der, nun ja, Kunstabteilung ein ästhetisches Cracken der komplizierten Bilderwelten und ihre Neusortierung für die Wohnbereiche.

Beinahe unbemerkt hat sich hier ein eigenes Genre etabliert, das es offensichtlich sonst nirgends gibt. Eine Kunst, die sich noch einmal neu für das Publikum von Baumärkten erfunden hat, irgend etwas, das zwischen dem »Klassischen« und dem »Modernen« genauso steckengeblieben ist wie zwischen Handwerk und Kunst, zwischen serieller Produktion und Originalität. Ein ästhetisches Dazwischen für eine Dazwischen-Lebenspraxis.

Anders als beim Poster, bei dem es entweder auf den Autor nicht ankommt oder der Autor längst kanonisiert ist, können wir in den Katalogen zur Baumarktkunst auch etwas über künstlerische Subjekte, Werdegänge etc. erfahren. Man kann behaupten, der Baumarkt imitiere da nicht nur »die Kunst«, er imitiere ein ganzes Kunstsystem.

Das Angebot beginnt mit dem, was man am ehesten Kunst zu nennen bereit wäre, wenn man denn in diesem Zusammenhang überhaupt von Kunst reden möchte. Da gibt es die »Kunst der Gegenwart« – eine Art Entproblematisierung verschiedener Strömungen der modernen Kunst. Sylvia Goebel, »ursprünglich von der abstrakten Kunst kommend«, malt Figuren in einer abstrakten Landschaft – eine Kombination des Unverbindlichsten dieser beiden Welten: Figuration, die nichts abbildet, Abstraktion, die sich von nichts fortentwickelt. Eine ästhetische Moderne fürs Wohnzimmer, die sich selbst nicht verstanden hat, aber sich auch nicht damit zufriedengeben will, bloß Ornament oder leeres Statement zu sein.

Das geht natürlich auch anders. Ramon Lombarte fabriziert eine dekorative Variante von Edward Hopper: Hopperismus trifft auf Kalendernarzißmus. Astrid Heinecke verkindlicht Klee, und Hundertwasser läßt sein Haus ablichten. Die Baumarktkunst ist also nicht nur eine Imitation der mehr oder minder modernen Kunst, sie saugt auch Elemente der bestehenden »echten« Kunst auf. Natürlich trifft das nur selten die Falschen.

Es ist beinahe alles vorhanden, was sich durchgesetzt hat: Roy Lichtenstein, Keith Haring, Andy Warhol, sogar Barnett Newman und Josef Albers. So wie das Abstrakte hier zum Ornament wird, so wird die Figuration zur Episode, zur Genremalerei. Die besten Chancen, zum Kunstdruck zu werden, haben neben den dekorativen, »fröhlichen« Motiven das Erotische oder das »Witzige«. Man spürt förmlich den Vorsatz, »Akzente« setzen zu wollen. Immer kommt es darauf an, daß ein Kunstdruck nicht nur Statement (ich bin modern und habe Humor) und Abbild von irgend etwas ist (da war ich, da will ich mal hin), sondern auch einen gewissen Einfluß auf die Lichtideologie von Räumen hat (und umgekehrt). Das Poster soll bestimmen, wieviel Licht (und damit auch wieviel Außenwelt) man hineinläßt. Paradoxerweise läßt sich dabei die kanonisierte Moderne, einschließlich der Pop-art, in besonderer Weise als Element der Abschließung verwenden.

Pop-Kitsch

Wir verlassen die Abteilung »schlecht, aber harmlos«. Die pseudoantiken Motive von Richard Franklin ließen sich durchaus als neue Versionen des faschistischen Körper- und Architekturkitsches lesen; was man im übrigen auch bei

Michelangelo durch eine entsprechende Detailreproduktion hinbekäme, wenn man nicht zu deutlich ausdrücken wollte, wie gern man etwas von Arno Breker im Schlafzimmer hätte.

Dieses Bild an der Wand sagt etwas über dieses Heim und meinen Status in der Welt, etwas über die hier ummauerte Natur. Und es spricht, nein schwätzt, von meinem Körper. Heroisch von dem, was er sein sollte, komisch von dem, was er wahrscheinlich ist und hier in diesem Eigenheim immer mehr wird. Dann kommen die Edelerotika, die sich zwischen Schwulenkitsch und Leni Riefenstahl so recht nicht entscheiden können. Auch Fantasy ist hier, im besten Fall, ein Vorwand, den früher die Mythologie bot, um einen erotischen Traum zu bannen. Ein Körper, der so in Form gebracht wird, daß er dem Leben im Reihenhaus mit Eigenleistung nicht widerspricht. Dieser Körper darf keine Gegenwart haben. Wie dürfte sonst eine fremde nackte Frau oder ein nackter Mann an die Wohnzimmerwand? Im Nebenzimmer hängt ein »Erotikfoto« von Helmut Newton, und das hat nun in der Tat Ähnlichkeit mit Breker. Der begehrte Körper erstarrt unter dem Blick, er erfüllt die oberste Maxime des Hauses: Kein Schmutz! Klare Konturen.

Kunsthandwerk

Hier ist die Grenze zum »Kitsch« durchaus fließend. Beim Kunsthandwerk geht es darum, daß ein Bild eine möglichst vollständige Geschichte erzählt. Die Episodenmalerei zerlegt auch das Leben ins Episodische. Kitsch kommt nun wieder als »Kitsch« ins Bürgerheim. Die Postmoderne hat offensichtlich auch die Baumarktkunst erreicht. Das heißt nicht, daß der »moderne« Kitsch verschwunden wäre: Flötende Kinderclowns, weiße Häuser am Strand und endlose Mengen von Blumenmalern in verschiedensten Abstufungen von Unerträglichkeit sind immer noch zu haben. Die Verbindung von Orgasmus und Tüddeligkeit, Beschaulichkeit und innerer Explosion bringt eine Art visuellen Kuschelrock hervor. Blumen werden im Bereich der Baumarktkunst hauptsächlich von Frauen oder von schwulen Männern gemalt, und wer das für ein Vorurteil hält, muß sich da nur umsehen. Manchmal versuchen Männer aber auch, Blumen irgendwie »eisig« und »anders« zu malen. Meistens sind sie dann nur besonders obszön und haben nur den röhrenden Hirsch perfekt abgelöst mit ihrer kontrollierten sexuellen Metaphorik. Das alles haben wir im Wohnzimmer. Schweigen wir von den Chinoiserien.

Auch die Landschaftsmalerei, neben den Blumen das beliebteste Genre, hat sich offensichtlich vollständig dem Prinzip der Wunscherfüllung unterworfen. Es sind alles absurde Ferienbilder, Architekturen, »Eindrücke«, aus denen man den Mitreisenden samt der touristischen Zerstörung verbannt hat. In dem überfüllten Eigenheim kann das Bild einer natürlichen Leere (irgendwo da draußen) nur hängen. So ist es weder Fenster noch Spiegel, sondern im Wortsinn Prospekt. Wie wir in den Blumenbildern eine Sehnsucht nach Sexualität erkennen, die hier bestimmt nicht hergehört, so entdecken wir in den Landschaftsbildern auch immer wieder jenes Haus, das auf so ganz andere Weise entstanden ist: Im Bild sind Häuser krumm und »gewachsen«, da paßt kein Normfenster, da ist der Rasen nicht gemäht. Spätestens bei B. Gianola sind wir vollständig beim alten Kitsch angelangt, der indes erträglicher erscheint als der Fake-Modernismus eines Ton Schulten. Endlos, Bild um Bild, sehen wir Segelschiffe im Hafen, Pinienhaine – kein Berg in der Toscana, der ungemalt geblieben wäre. Die Sehnsucht nach dem Süden deckt sich hier mit der Sehnsucht nach einem anderen, verlorenen Sehen. Scheinbar hat der Baumarkt da sein eigenes Gegenbild hervorgebracht, doch in Wahrheit ergibt erst beides die ganze Welt.

Die Küchenmalerei ist ein eigenes Genre, das Poster mit Gewürzen, Obst, Rezepten usw. ist der beste Ausweis: Wir sind sinnlich und genußfähig, wir ästhetisieren auch diesen Teil unseres erfüllten Lebens, wir kennen alle Sorten von Pasta, und auch ein Hummerbild über der Anrichte kann nicht schaden, wenn’s »schön gemalt« oder wenigstens altmodisch beschriftet ist. Auch hier geht das Träumen gern in die Vergangenheit, zurück zur Idylle von Emaille-Milchtöpfen und Mehl- und Zuckerschubladen, in eine Zeit, in der das Wünschen noch »ehrlich« war. Erstaunlich häufig weisen diese Bilder einen enzyklopädischen Touch auf: was man alles essen kann, aus dem Meer oder aus dem Wald, ist hier, anders als in der Natur, ordentlich nebeneinander sortiert. Das Leben soll schön sein, verdammt noch mal, und geordnet.

In den Zwischenräumen

Ein eher spezielles Genre bilden die Fantasy-Illustrationen, die sich ja um das Kitschproblem keinerlei Sorgen mehr machen müssen, die inneren Wasserfälle, Felsendome, Himmelstore. So wie man das Heroische im Sportlichen auflöst, so treibt man dem Romantischen das Subtile aus. Schließlich bildet das Komische eine Art kulturelles Schlußlicht der Baumarktkunst, den Ort, wo sie zwanglos wieder ins Medium der gewöhnlichen Poster übergeht. Die Vorlagen stammen von sehr unterschiedlichen Meistern des Komischen, von Ernst Kahl bis Hurzlmeier, die sich in diesem Zusammenhang aber auch wie ein Bild von Rauschenbach »lesen« lassen, weil es nämlich eigentlich immer nur um komischen Sex einerseits und das Komische am Pinkeln und Scheißen andrerseits geht. Mordillo wählt man, wenn man Angst hat, sich mit seinen Dekorationen zu verraten.

Alle Zweige der Kinderkultur haben ihre Posterableger. Für die kulturell Anspruchsvollen gibt es Janosch. Mit Ute Mertens sind wir wieder im alten Clown- und Kindkitsch, und mit Joelle Wolff bei den Teddybären. Eltern träumen Kinder. Die

mittlere Variante ist der Disney-World vorbehalten, und den Peanuts, generationenübergreifend. Am heftigeren Ende gibt es die Pokemons.

Damit sind wir beim kaum noch »gehobenen« Poster. Außerhalb des Kinderzimmers kommt so was in die architektonischen Zwischenräume, dorthin, wo es zuviel Körper und zuwenig Form gibt. Wer zählt zu Porträts, die wir zur Verschönerung des Hauses brauchen können? Die Komiker, immer noch Chaplin und Laurel & Hardy, Albert Einstein mit herausgestreckter Zunge, Audrey Hepburn, Marilyn Monroe, Humphrey Bogart und James Dean sowieso. Der Körper und die Geste sind geschlossene semiotische Systeme, Ikonen einer bestimmten biographischen Strategie. Unberührbar.

Dann die Tiere! Katzen mit Sonnenbrillen, Schweine mit Hut, Frosch mit Krone. Und die Kinder! Beim Baden, beim Schuheanziehen, auf dem Pott. Eine Serie mit Kleinkindern, die als Blumen oder Igel verkleidet sind, einfach süß, und der Kreis scheint sich nun endgültig zu schließen. Wir, das ist Er und Sie um Es – die Maskerade eines umfänglichen Kinderwunsches: Das mit Eigenleistung strukturierte Heim dient der Rekonstruktion einer Kindheit, die es nie gab. Deshalb sind alle diese Bilder, die ästhetischen Schnittstellen zwischen den kulturellen Codes der Außenwelt und den Wünschen der Innenwelt, auch Teil der alltäglichen Hölle, die man sich da gebaut hat.

Surfbilder sind die neue Variante der Segelschiff-Seestücke. Wale sind auch politisch sehr korrekt. Ewiges Gletschereis dagegen versetzt uns in die kühle Weite und, dochdoch, Erhabenheit der Jenseits-des-Baumarkts-Welt. Dort ist es schön, aber nur, weil wir aus der Sicherheit unseres Eigenheimes darauf schauen können. Der Grand Canyon und die Mondoberfläche zeigen übrigens, daß selbst der erhabensten Naturansicht nicht zu trauen ist. Man kann machen, was man will, irgendwann schaut man immer in einen Abgrund.

Obi und die Rollenmodelle

Wovon wir träumen, zeigt auch das »Obi-Magazin (für kreative Leute)«. Das Eigenheim soll zugleich »geräumig« und »lichtdurchflutet« sein. Wo aber soll das Licht herkommen, wenn die Einfamilienhäuser immer näher aneinanderrücken? Es muß her, koste es, was es wolle, und es muß zugleich verbergen, daß es nichts gibt, was anzusehen sich lohnte.

Allen den Baumarkt-Bildern gemeinsam ist die radikale Wendung gegen den ästhetischen Augenblick. Den Menschen, den Dingen, den Tieren, den Farben – ihnen allen muß das Leben ausgetrieben werden, bevor man sie als schön bezeichnen darf. Es muß tot sein, was da hängt. Es muß sehr tot sein. Mehr tot als wir selbst jedenfalls.

Und es muß um so töter sein, je weiblicher es ist. Im »Obi-Magazin« sehen wir Männer, die Möbel und Keller ausbauen; andererseits sehen wir Frauen, die mit Wandschmuck beschäftigt sind. Wenn es im Haus etwas zu tun gibt – und in einem Haus gibt es immer etwas zu tun – , scheinen sich Männer und Frauen vergleichsweise selten, eigentlich nie zu begegnen. Frauen dürfen malen, Männer müssen schrauben, aber nicht im selben Zimmer. So daß wir in diesem Idealprospekt den systematischen Versuch zu erkennen meinen, Männerräume und Frauenräume zu trennen und zu konturieren. Das geht nicht ohne eine gewisse ästhetische Raffinesse, die den Bildern für das Heim so programmatisch zu fehlen scheint: Die Frau ist beim Heimherstellen des Mannes abwesend, aber dafür ist geradezu penetrant eine Katze in seiner Nähe.

Die Rollenmodelle des Geschlechtertempels Baumarkt werden schon in den Comics für Kinder konstituiert. Der Beitrag des Weiblichen ist der ästhetische Overflow. Erst wenn ein Ensemble fertig ist, trifft man sich wieder in einer gemeinsamen Inszenierung. Die Katze findet übrigens »Rindenmulch als Wegbelag besonders angenehm«, sie scheint das heimliche Zentrum des Hauses zu sein, dem Inneren so zugetan wie der Hund dem Äußeren. Hat man vielleicht das ganze verfluchte Heim mit Eigenleistung für die Katz' errichtet (das Geschlecht der abwesenden Frau)? Entsprechend muß sie auf den Postern wieder auftauchen. Die Katze ist das Totemtier der Baumarkt-Eigenheime.

Während das Kinderzimmer eines ihrer Zentren ist, architektonisch längst nicht mehr so vernachlässigt wie noch eine Baugeneration zuvor. Es ist auch ästhetisch zum Zentrum geworden. Das Kinderzimmer ist ein semiotischer Durchlauferhitzer. Pferdebilder oder Boy Groups für die Mädchen, Lara Croft für die Jungs, Babybilder für die Oma, »100 Gründe, warum Bier besser ist als Frauen« für den Vater, hehehe. Das muß zusammenpassen, da steckt System drin. Das Bild kann seinen Eigen-Sinn hier also unter keinen Umständen bewahren. Es möchte zum Ikon oder zur Serie werden. Aber dann bleibt noch immer die entscheidende Frage nach dem gemeinsamen Bild. Finden wir eines, das wir ins Zentrum des Familienprospekts stellen können?

Lesen Sie in der nächsten Folge Fritz Tietz□ Bericht über Ferien auf dem Bauernhof

---

Georg Seeßlen schrieb in Literatur Konkret 2002 über den 11.9. als Geschäftsidee

Konkret 12/02, S. 65

Hermann L. Gremliza

Und Augstein hatte doch recht

Kein Nachruf, nur ein Blick zurück in Gelassenheit auf eine Affäre des »Spiegel« und seines Herausgebers aus dem Jahr 1971, an deren Ende die Entlassung eines Dutzends Redakteure, unter ihnen der Autor, stand

Herostratos. Berühmt zu werden soll der alte Grieche den Tempel der Artemis in Ephesus in Brand gesteckt haben. Als der deutsche Verleger Rudolf Augstein 2.327 Jahre später einige seiner Redakteure Herostraten nannte, mußten sie erst mal im Brockhaus nachsehen. Kenntnis antiker Geschichte und Mythologie gehört nicht zur Grundausstattung der Spezies, die den Beruf des Journalisten ergreift. Wie ja überhaupt dazu vor allem gehören: ein abgebrochenes Studium und Unverfrorenheit. Es ist dies aber der geringste der Vorwürfe, der dem Berufsstand zu machen ist. Wer wenig weiß, fragt viel, und die dümmsten Fragen sind oft interessanter als die schlauesten Antworten promovierter Experten. Außerdem: eine Sache, von welcher der Autor alles oder auch nur sehr viel weiß, läßt sich auf Journalistisch nicht beschreiben. Aber ich schweife ab.

Nachdem die Redakteure in den Brockhaus geguckt hatten, waren sie empört. Nur das Beste für das »deutsche Nachrichtenmagazin«, den »Spiegel«, hatten sie doch im Sinn gehabt mit ihrem Entwurf eines Redaktionsstatuts, das die Demokratie, das politische Ideal jener Jahre (Willy Brandts »Mehr Demokratie wagen« war ihre Parole), bei der »vierten Gewalt«, wie sie gern genannt wird, einführen wollte. Es ging, kurz gesagt, darum, daß der Verleger keinen Chefredakteur und Ressortleiter sollte ernennen oder entlassen können gegen den Willen eines gewählten Redaktionsrates. Was der »Arbeitskreis Redaktionsstatut« da vorschlug, klang plausibel, schien auf der Höhe der Zeit und der Zeitschrift, deren Verleger stets den zum Geist der Zeit passenden Chefredakteur holt und also damals den Günter Gaus geholt hatte, der das infolgedessen ebenfalls sehr plausibel fand, bis ihm der Verleger sagte, daß er für eine solche Meinung nicht bezahlt werde. Es leuchtete ihm über Nacht eine andere ein, und zwar die entgegengesetzte.

Augstein warf, nun mit Applaus von Gaus, die Rädelsführer Alexander von Hoffmann, Bodo Zeuner und mich raus, zu deren späterem Glück: zwei wurden Professoren, Institutsleiter und Dekan, einer, ich, Herausgeber von KONKRET. Andere durften bleiben, bekamen Geld und die Quittung: Zynismus, Verblödung, Fettleber. Die Redaktion, die aufgemuckt hatte, verkaufte ihren Wunsch nach Mitbestimmung für eine Beteiligung an den Gewinnen, wie ihr Chefredakteur es mit seiner Meinung vorgemacht hatte. Die Gegangenen aber haderten mit ihrer Niederlage und stellten sich manchmal vor, wie es weitergegangen wäre, wenn sie gesiegt hätten. Als sie ihre Vorstellungen noch austauschten, waren die ähnlich schön. Aber man wird älter und bildet sich fort, bis meine Vorstellungen von einem »Spiegel« nach unserem Sieg etwa die folgenden wurden:

Die redaktionelle Demokratie hätte bei nächster Gelegenheit ausgeübt werden müssen. Das wäre, beim Wechsel von Gaus ins Kanzleramt, anläßlich der Besetzung des vakanten Postens der Fall gewesen. An dieser Stelle muß nachgetragen werde, daß die sanfte Linkskurve, in die Gaus mit Hilfe einiger aufmüpfiger Redakteure das Blatt gelenkt hatte, teurer geworden war als erwartet: Die werbende Wirtschaft hatte 1971 die Zahl der Anzeigen für den »Spiegel« um 19,5 Prozent reduziert, was einen Rückgang der Erlöse um 12,3 Prozent bedeutete. Gesucht war ein Name, der bei den Werbenden einen guten Klang hatte. Erich Böhme, ein betulicher Spießer, nett zu jedermann (und je wichtiger desto netter), der jahrelang im Keller des Bonner Redaktionsbüros als Wirtschaftskorrespondent die Welt verniedlicht hatte – an einem Gesetz, und sei es das betreffend den Notstand, wurde in seinen Bonner Berichten immer »gebastelt« – , dieser Böhme war die ideale Wahl. Was hätte, im Fall wir hätten ein Redaktionsstatut gekriegt, der Redaktionsrat getan?

Er hätte, entweder, gegen Böhme sein Veto eingelegt und damit der werbenden Wirtschaft das Signal gegeben, daß die Abstrafung des Jahres 1971 die erhoffte erzieherische Wirkung nicht getan habe, weshalb die Strafe nun einen Grad härter ausfallen müsse. Und hätte sich die Redaktion auch davon nicht beeindrucken lassen, wäre die baldige Pleite des »Spiegel« leicht möglich gewesen. Wie sehr der Verleger das fürchten mußte, hat er mir einige Wochen nach meinem Ausscheiden gestanden: Hätten wir im Frühjahr 1971, anstatt einen Kompromiß zu suchen, für unsere Forderungen gestreikt, wäre der Verlag Gruner und Jahr von seiner Bereitschaft, sich am »Spiegel« zu beteiligen (und Augstein dabei vom reichen zum steinreichen Mann zu machen), sofort zurückgetreten. Der Marktwert eines »Spiegel«, in dem wir das Sagen gehabt hätten, wäre über Nacht ins Bodenlose gefallen.

Oder der Redaktionsrat hätte ein Einsehen gehabt, der Beförderung von Böhme zugestimmt und sich damit auf den Weg begeben, den die gewerkschaftlichen Arbeitsdirektoren in der Industrie seit Jahrzehnten platt treten. Der schrecklichste der Schrecken, den solche Mitbestimmung bedeutet, ist es, daß die Lohnarbeiter anfangen, sich die Sorgen des Unternehmers zu machen, plötzlich »wir« sagen und von »unserem« Betrieb reden. Da Angestellte im Regelfall sowohl ängstlicher, was ihre Arbeitsstelle, als auch rigider, was die Abwehr von Störern angeht, zu sein pflegen als der Kapitalist selbst, wäre in der Folge unter einer mitbestimmenden Redaktion beim »Spiegel« noch weniger möglich gewesen als unter Augstein, der ab und zu auch mal ein Widerwort riskierte bzw. riskieren ließ. Eher über kurz als lang hätte der Redaktionsrat einen genauso

jämmerlichen Popanz abgegeben wie jene Vertreter, die im »Spiegel« für die fünfzig Prozent der (Gewinn-) Anteile sprechen, mit denen Augstein, um uns zu isolieren, den Angestellten ihre Stimmen abgekauft hatte.

Die Wahrscheinlichkeit spricht für die zweite Variante, die keiner von den drei Rädelsführern hätte mitmachen wollen. Schöner wäre die erste gewesen. Damals hat keiner von uns auch nur im Traum daran gedacht, den Tempel des deutschen Journalismus an Hamburgs Dovenfleet in Brand zu setzen. Augstein hatte recht: Wir waren Herostraten. Aber wir wußten es nicht. Und wir wollten es nicht sein. Bei gerechter Würdigung all dessen, was im »Spiegel« der Jahre seitdem zu lesen und nicht zu lesen war, kann ich sagen, daß wenigstens einer von uns dreien das bedauert: ich. Bei aller Wertschätzung dessen, was jeder von uns von 1971 bis heute zustande gebracht hat – nichts davon reicht an das Verdienst, das wir uns mit der Versenkung von Augsteins Scheißblatt erworben hätten.

Konkret 12/02, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Gott schütze mich vor Sturm und Wind / Und Deutschen, die im Ausland sind. Das Gebet eines Seefahrers kam mir in den Sinn, als ich im Cyklos-Reiseführer Mallorca per Rad aus dem Verlag Wolfgang Kettler, Neuenhagen bei Berlin, aktualisierte Ausgabe vom September 2000, unter der Rubrik »Kulinarisches« den Satz las:

Die Hauptmahlzeit nehmen die Eingeborenen mittags zu sich

Als wenige Stunden später Anna mich von jener kulinarischen Spezialität der Aborigines kosten ließ, die jedem guten Deutschen (»Kein Urlaubsort wo Vogelmord!«) im Halse stecken bliebe: Tords amb kol, Drosseln im Kohlmantel, frisch im Morgengrauen geschossen von Javier, ihrem Mann, habe ich mich einen glücklichen Augenblick lang sehr eingeboren gefühlt.

Am Sonntag läßt die »Frankfurter Allgemeine« sich ganz gern mal ein bißchen gehen:

Ebenfalls kein Nutzen ließ sich am Wahlsieg der harten albanischen Hütchenspielerfraktion in Mazedonien erkennen, da deren Miteinander doch noch stark geprägt ist von vorkommunikativen Umgangsformen wie Blutrache und Gebrauchtwagenhandel.

Und katert am Montag kräftig nach:

Kommunistische Methoden, beduinische Tücke

Folgt Fortsetzung? Am Dienstag welsche Falschheit, am Donnerstag britische Perfidie, am Sabbat jüdische – halt, das ist vorbehalten dem Cyklos-Reiseführer Israel aus Neuenhagen bei B.

Die Wissenschaft von der Politik, auch politische Wissenschaft oder Politologie, ist schon an sich eine heitere. Und erst ihre Unterabteilung Parteienforschung! Das »Hamburger Abendblatt« hat sich das Verdienst erworben, die ganze Wahrheit darüber ans Licht zu bringen, mittels einer Umfrage über die wissenschaftlichen Erkenntnisse, die Deutschlands führende Parteienforscher aus der Analyse der Bundestagswahl gewonnen haben:

Nach Ansicht des Hamburger Parteienforschers Joachim Raschke zeigt das Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen Rot-Grün und Schwarz-Gelb eine eigentümliche Unentschiedenheit der Wähler: Die Menschen könnten »sich Stoiber nicht als Kanzler vorstellen und Schröder seine schlechte Leistungsbilanz bei der Arbeitslosigkeit nicht verzeihen«. Raschke bezeichnete das Resultat als »ein Wahlergebnis der Ratlosigkeit«. Nach der »Ausnahmewahl« 1998 mit einem deutlichen Vorsprung für Rot-Grün gelte jetzt wieder das Gleichgewicht der beiden politischen Lager, so Raschke.

Während Professor Raschke mehr der Relativitätstheorie anhängt, wonach die beiden Lager relativ gleich stark sind, arbeitet sein Kollege Oberreuter eher nach dem Gesetz von den zureichenden Gründen:

Der Passauer Politikwissenschaftler Heinrich Oberreuter spricht von »täglichen Stimmungsumschwüngen bei den Wählern«, die vor allem der SPD geschadet haben. Gründe seien die schlechten Wirtschaftsdaten sowie die Affäre um Justizministerin Herta Däubler-Gmelin. »Die Union dagegen konnte mit ihren Themen punkten, muß aber damit rechnen, daß sie doch geringe Chancen auf die Regierungsbildung hat«, so der Politologe.

Tiefer noch, in Schichten des kollektiven Unbewußten, dringt der Forschungsansatz des Kollegen Jesse vor:

Eckhard Jesse, Politikwissenschaftler an der TU Chemnitz, schreibt den Einbruch der FDP der innerparteilichen Uneinigkeit zu. »Die Wähler mögen keine zerstrittenen Parteien«, sagte der Professor. Hinzu käme, daß die FDP keine

klare Koalitionsaussage gemacht habe.

Ein analytischer Befund, den ein Hamburger Kollege mit seinem nicht unerheblichen Forschungsergebnis stützt:

Der Politikwissenschaftler Hans J. Kleinsteuber glaubt, daß das Attribut »Spaßpartei« nicht gezogen hat. »Die Leute wollen Sachaussagen und keine Showelemente.«

Wie sehr ein hörsaalübergreifender Forschungsbetrieb wissenschaftliche Arbeit zu befruchten vermag, beweisen die Erkenntnisse von Raschkes und Kleinsteubers Hamburger Kollegin Christine Landfried:

Sie bezeichnete die Politik der FDP als »ständiges Happening ohne jede Ernsthaftigheit«. Die Liberalen seien auf Grund dieses Konzepts »zu Recht gescheitert«.

Es wird aber im weiteren Verlauf der Forschungsarbeiten auch der psychoanalytische Befund Oberreuters zu berücksichtigen sein,

daß der »pathologische Egomane Jürgen Möllemann« der Partei erheblich geschadet habe.

Ein Forschungsergebnis stellt das andere in den Schatten:

Das gute Abschneiden der Grünen basiert für Eckhard Jesse auf dem »Fischer-Faktor«,

der in der Politikwissenschaft etwa die Bedeutung hat, die in der Physik dem Newton-Meter zukommt,

weil »viele Joschka Fischer als seriösen Politiker schätzen«. Außerdem habe die Öko-Partei zum ersten Mal einen Spitzenkandidaten präsentiert. Hans J. Kleinsteuber hält den Grünen ihre Geschlossenheit

in der Physik: das Drehmoment

zugute. »Zudem hat die Flut das Thema Ökologie wieder in den Vordergrund gerückt. Laut Heinrich Oberreuter hat die Partei »verlorene Wähler durch die Pazifismus-Diskussion zurückgewonnen«. Laut Landfried hat der Rücktritt von Gregor Gysi in Berlin der PDS geschadet.

Das sollten die Haushaltspolitiker sich vor Augen führen, wenn sie demnächst die Wissenschaftsetats zusammenstreichen. Keine dieser Erkenntnisse wäre möglich gewesen ohne Bau, Unterhaltung, Pflege, Schutz, Reinigung, Heizung und Beleuchtung einiger Dutzend Universitätsbauten mit ihren Hörsälen, Seminarräumen, Bibliotheken, Toiletten, Mensen, Büros, Aufzügen, Wandelhallen, Garderoben, ohne die Löhne, Gehälter, Honorare und Pensionen ungezählter Professoren, Dozenten, Assistenten, wissenschaftlicher Mitarbeiter, Sekretärinnen, Hausmeister, ohne Dienstreisen, Forschungssemester, Konferenzen, Symposien. Gewiß, es war nicht billig – aber wie glänzend stehen wir jetzt da.

In »Bild« gesteht der beliebte Franz Josef Wagner:

In etwa kann ich mir vorstellen, wie es wäre, wenn mir morgen mein Arzt sagt: Krebs. Es ist ein auf sich selbst beziehender Reflex.

Wie die ganze Tätigkeit Wagners auf sich selbst bezieht. Denn obwohl er nicht schreiben kann, kann er doch von sich sagen:

Ich habe mein ganzes Leben lang Glück gehabt. Ich habe Bücher geschrieben. War Chefredakteur von »Bunte« und »BZ« und bin nun Kolumnist bei »Bild«.

Wo er einen ganzen Haufen Kohle auf sich selbst bezieht. Damit die reinkommt, veranstaltet die Zeitung einen »Internet-Chat« mit dem »Erotik-Star« Gina Wild:

Aufgepaßt, Männer. Heute dürft ihr Gina mal so richtig löchern – wer könnte da widerstehen.

Franz Josef Wagner etwa? Oder wartet der, bis er Friede Springer mal so richtig löchern darf?

Die Bestsellerlisten führen in diesem deutschen Herbst die Gedanken und Erinnerungen des Schlagersängers Dieter Bohlen auf Platz eins, weshalb der Autor frech fordert:

Dieser Reich-Ranicki oder wie der heißt muß sich einen neuen Namen merken.

Aber warum schließlich nicht? Den Namen Biermann hat er sich doch auch gemerkt.

Eine Zuschrift an die Redaktion:

Nun hat unser oberster Grammatiksheriff doch mal gepatzt: Der Ausdruck »Deutschland trauert«, schreibt er, stünde in der »ersten Person« (KONKRET 9/02, Seite 9). Ich wette um einen Sixpack Holsten, daß »trauert« das Finitum in der dritten Person Singular des Infinitums »trauern« ist.

Egbert Scheunemann

Leser Scheunemann irrt: Ich verstehe nichts von Grammatik, ich wußte bis heute nicht, was ein Finitum ist. Ich weiß nur, daß das Verb im zweiten Satz der Zuschrift *stehe* heißen müßte, wenn es sagen soll, was der Leser sagen wollte. Vielleicht aber trifft *stünde* den Sachverhalt doch besser, weil meine Rede ja nicht indirekt zitiert wird, sondern falsch. Richtig ging sie so:

Deutschland, das in Schröders Regierungszeit zur ersten Person gereift ist (»Deutschland trauert«, »Deutschland jubelt«, »Deutschland rückt zusammen«) ...

Nicht »der Ausdruck ›Deutschland trauert‹« steht in der »ersten Person«, sondern Deutschland. *Erste Person* ist hier nicht grammatikalischer Fachbegriff, sondern beschreibt die Entdeckung, daß ein Objekt zum Subjekt gemacht wurde, das, wenn’s denn grammatisch gedeutet werden muß, von sich sagen könnte: Ich, Deutschland, trauere, juble, rücke zusammen. (Ich übrigens ziehe dem Sixpack von Holsten eine Flasche Maurizio Zanella vor. Danke.)